

die Heimat



Jahrgang
47/1976

Franz Knuffmann
garantiert:
Qualität
Vertrauenspreise
Großauswahl

Seit 1900 im Dienst der schönen Wohnung



Vor mehr als 75 Jahren begann es. Mit einem kleinen, bescheidenen Ladenlokal. Mit einem Zweispanner, der Tag für Tag durch Krefeld rollte.

22. 1. 1900 - Niederheinische Volkszeitung

Geschäfts-Gründung.
Alte Linnerstraße 88,
Spezial-Stuhl- u. Möbel-
Geschäft
Franz Knuffmann,
Alte Linnerstraße 88, nahe dem Schützenplatz

Heute zählen wir zu den größten Einrichtungsunternehmen im Bundesgebiet. Unsere LKW-Flotte legt täglich Tausende von Kilometern zurück, um die zahllosen Kunden in Stadt und Land zu beliefern.

13. 7. 1907 - Niederheinische Volkszeitung

Franz Knuffmann,
Größtes Möbel-Ausstattungs-Geschäft.
Eichenenes Speise- u. Wohnzimmer
500 Mk.

Der Weg unseres Unternehmens ist der Weg des Erfolges. Dankbar sind wir allen treuen Kunden, von denen viele schon seit Generationen bei uns kaufen.

6. 7. 1921 - Niederheinische Volkszeitung

**MÖBEL-IM-
GEWERBEHAUS**
71 DREIKÖNIGEN-STRASSE 71
Größte Ausstellung kompletter
Mittelstands-Einrichtungen
an Niederlage

Auch für die Zukunft gilt unser Versprechen: Franz Knuffmann bleibt das Einrichtungsunternehmen, das Ihr Vertrauen rechtfertigen wird.

Alte Dokumente gesucht!

Wir wissen, daß in manchen Familien noch alte Knuffmann-Briefe, -Lieferscheine, -Rechnungen, -Fotos oder andere Dokumente aufbewahrt werden. Darum schauen Sie in Ihren Papieren nach. Wir werden dann gern über einen evtl. Ankauf mit Ihnen sprechen.



Franz Knuffmann



GEWERBEHAUS
Krefeld
Dreikönigenstraße 71



MÖBELHOF
Krefeld
& Kaufhof-Parkhaus



NEUES WOHNEN
Krefeld
Hansstraße a. Hof



MÖBELHOF
Moers
Am Neumarkt



MÖBELHOF
Neuss
Theodor-Heuss-Platz

DIE SCHÖNE, WEITE WELT DES WOHNENS

Gesamtinhaltsverzeichnis der „Heimat“ 1970-1974

Jahrgang 41-45

Dieses Verzeichnis schließt an die vorhergehenden an, I 1921-1954 Jhg 1-25, II 1955-1964 Jhg 26-35, III 1965-1969 Jhg. 36-40 IV 1970-1974 Jhg. 41-45

Teil I enthält die Aufsätze nach Verfassern geordnet.

Teil II bringt dazu ein Schlagwortverzeichnis und zwar grundsätzlich zu jedem Aufsatz ein Stichwort, dem sich aber ohne Vollständigkeit zahlreiche andere anschließen.

A = Abbildung, Bu = Buchbesprechung, Mu = Mundartdichtung,

U = Umschlag

Wir hoffen damit zur Erschließung des reichen Inhaltes der „Heimat“ beizutragen.

Krefeld, Weihnachten 1976

I. Verfasser und Beiträge

- Albrecht, Hans Joachim;** Die Chance privater Bildungsarbeit 44/7
Landschaften, Photographische Bilder von Detleff Orloff 45/49
- van Andel, C. P./Klein, Arthur;** Gerhard Tersteegen (Bu) 45/171
- Au in der, Annemarie;** Sonntagsfrühstück 44/147
Alte Kullkate 45/155
- Beck, Ludwig;** Erinnerungen an das Husarenfest 1913 43/33
Ein Photo für den Kaiser 44/139
- Beck, Ludwig / von Beckerath, Bruno;** Erinnerungen an Cracau 42/63
- von Beckerath, Irmgard;** Rudolf von Beckerath 44/162
- Besouw, Rudolf;** Der Tod kommt zum Erzbischof (v. Spiegel) 45/96
- Billstein, Aurel;** Der eine fällt (Bu) 45/169
- Blum, Ludwig;** Neuordnung der Gemeinden und Kreise im Raume
Krefeld 41/31
Die Entwicklung des Personenstandswesens unter besonderer
Beachtung der sieben Standesämter Krefelds 42/103
Von der Fischelner Obrigkeit 43/61
- Böcking, Werner;** Die Bataver berennen vetera castra 43/156
Daß diese Steine zu Brot werden 44/89
Der Prickenfang bei Lüttingen 45/136
Römer am Niederrhein (Bu) 45/173
- Borger, H. H.;** Zum Stadtgeburtstag 44/105; 45/91
- Braun, Albert;** Heinrich Nauen, der Maler des Niederrheins 42/43
- Bremen, Walter;** Gläser und Glasmalereien (Bu) 41/62
- Brocker, Josef;** Eng. Wat alde Mensche sage (Mu) 41/68
Ongen on boven 41/68
Su'e ji' eht et; Nojedanke 42/136
Noch (Mu) 43/168
Niederrheinischer Jahrweiser 1913/1940 (Bu) 41/62
Alte Krefelder Verkehrswege 45/89
- Brües, Eva;** Webstuhl, Spinnrad, Haspel, Die Webereiabteilung in
Schloß Rheydt 43/136
Die beiden Eigenarten von Schloß Rheydt 45/36
Rheydter Jahrbuch 1970 (Bu) 42/156
- Brües, Otto †;** Der Schuß auf die Sphinx 43/161
Ein Rembrandtdeutscher, Begegnung mit Max Creutz 43/179
Im Vorübergehen (Nauen) 44/165
Heimat 45/149
Die nächtliche Lampe (Oxé) 45/157
- Büsch, Heinz;** 40 Jahre Kleinsiedlung in Krefeld 42/113
Um ein Wahrzeichen ärmer, Wasserturm Gladbacher Straße 45/65
Heinrich Röhm 45/179
- Buscher, Georg †;** Linner Volkskunde 44/54
- Cladders, Johannes;** Ein Kunsthaus für Mönchengladbach 45/31
- Dähn, Brunhilde;** Kölner Borden 43/123
Krefeld ohne Krefelder 44/27
Erinnerungen an die Synagoge 44/29
Wie ist doch die Zeitung interessant! 50 Jahre Stadtpolitik 45/69
- Degen, Eva Maria;** Dissonanzen 1848 43/23
- Doffiné Ernst;** Entwicklung Linns seit der Eingemeindung 41/35
Krefeld und die Zelluloid-Industrie 42/133
H. W. von der Linde, ein Krefelder Chemiebetrieb 42/137
Treueste Tochter des Trierer Apostelgrabes die Linner St. Mat-
thias Bruderschaft 43/37
Margarine aus Krefeld 44/133
Die Krefelder Baumwollspinnerei 45/112
- Drews, Horst;** Ferrachan-Teppich 45/U
- Drillikens, Johann;** Gewagtes Schaustück, Der letzte Flug des Luft-
artisten Hundertmark 45/160
- Efser-Ridder, Eser;** Tausend Züge weit (Mu) 45/154
- Ellmers D-Pirling R.;** Ein mittelalterliches Schiff auf dem Rhein 43/45
- Emons, Hans;** Trost oder Hellhörigkeit? Von den Funktionen der Mu-
sik und den Aufgaben des Kunstvereins 45/54
- Enke, Walter;** Von den nobelsten Aufgaben eines Zoos. 43/107
- Esser, Aletta;** Ech hōb dech weergesiehn. Ruhrgebiet (Mu) 41/26
Dojensonnndag (M) 42/148
- Feinendegen, Emil;** Li'erer, Ard on Blaghe 41/73
Schicksale niederrheinischer Familiennamen 42/111
Zur Sanierung der Uerdinger Altstadt 43/110
Erinnerungen an Walter Kordt 43/180
- Feinendegen, Reinhard;** Das Bild des Vaters 44/170
Krefelds erstes Schulzentrum 45/75

- Feldmann, Peter;** Schloß Bloemersheim 45/3
- Fiedler, Gisela;** Die Zeichnungen Peter Feldmanns 42/59
Modeliert, dekoriert, glasiert. Die Porzellansammlung im KWM 45/25
- Föhl, Walter;** Begegnungen mit Krefeldern 1564 Zeugenverhör im Streit Fischeln-Willich 43/27
Das junge Krefeld und die von der Porten 44/71
- Frohn, P. P.;** Paul Terstappen, Seher und Kunder 42/51
Findling aus dem Tertiär 43/134
Heiratsparadiese 43/135
Kastelle im Tal der Maas 43/143
Motten im Naturpark Schwalm-Nette 43/151
Venlos große Söhne 44/46
- Füngling, Maria Therese;** Kunstpflege in Krefeld 45/82
- Gallhoff, Christian;** Jubelfest mit kleinen Mängeln 44/12
- Gatz E.;** Hospitäler und Krankenhäuser im Kreise Kempen (Bu) 42/153
- Gatzke, Marianne;** Ein nicht alltäglicher Frauenverein 44/95
- Gerritz, Eugen;** Ein Museum für jedermann 45/17
- Giesen, Joh. Maria;** Die Oppumer Gemeindegasse 43/62
Oppumer Heimatbuch (Bu) 43/187
- Gläser, Helma;** Krefeld 1473–1973 (Bu) 44/181
- Greven, Heinz;** Unsere Heidemoore, Aus ihrem Tier- und Pflanzenleben 42/123
- Grunert, Walter;** Verkauf von Piraginen-Angerlinde 42/139
- Hangebruch, Dieter;** Kaum der Reise wert? (Königsbesuche 1821/63) 44/127
- Harte, Bret;** Hymne auf das deutsche Dienstmädchen 44/153
- Harting, Wolf Leo;** Frühschoppen und Bücherkarren 44/37
- Hauser, Hans Heinz;** Josef Hellenbrock, Ehrenbürger der Stadt 41/91
- Heckmanns, Franz;** Volkskundliches 41/61
Insterburg 41/95
Doopvont von St. Martin Venlo 41/72
Ergänzungen zu: Gerichtsschreiber zu Linn und Uerdingen 42/132
150 Jahre Gesellschaft Verein 42/150
Krefelder Schöffen und Bürgermeister 43/49
Wölfe 43/158
Klaszeug 44/41
Mayen und Barrikaden 44/86
Die St. Sebastianusbruderschaft in Fischeln 45/93
Volkstümliches 45/104
- Herts, Hinsbeck (Bu) 41/103**
- Herrmann, Walter;** Der Fortschritt frißt seine Kinder 45/61
- Hermes, Jakob;** Kempener Handwerk 44/65
- Hermes, Willi;** Seßhögert Jahr (Mu) 43/72
D'n Düwel hät Kirmes (Mu) 43/164
Konkrete Poesie der Mundart 42/147
Suotesägges Lebenslauf 45/152
Schöttglas (Bu) 45/170
- Hild, Jochen;** Umweltschutz am Niederrhein 43/125
Gärten und Parks der Krefelder Herrnsitze 44/89
- Hoff, Ernst;** Straßennalltag vergangener Jahre. Karl Görgemanns hinterließ 10 Krefelder Radierungen 43/57
Sechs Jahrhundertblättchen 43/78
Die Kirche Maria Waldrast 43/115
Die Sammlung Dewatines 44/39
Der Niederrhein gibt ein Beispiel: action modeor 45/109
Warten auf den Führer 45/116
Der Teetrinker A 45/142
Anna Woelfle Fabricius 45/187
Gerhard Nebel 45/189
- Hoeninghaus, F. Wilh.;** Abenteuerliche Reise 44/142
- Höppner-Preuß, Flora** des Westfälisch-rheinischen Industriegebietes (Bu) 42/155
- Hövelmann, Gregor;** Krawatten aus Geldern 43/15
- Hougardy, Hans;** Ein Edelstahlwerk tritt ins Leben (1900) 45/107
- Hückels, Gisela;** Arzthonorierung anno dazumal 43/85
Der perspektivische Grundriß (Braches) 44/101
... wohnt auf Eichenau 44/104
- Jaques, Renate;** Blickpunkt Textilmuseum 45/2
- von Jawlensky, Alexei;** Dame mit blauem Hut. (A) 45/33
- Josten, K. Heinz;** Der 7. Karbonkongreß 44/30
- Jülichmann, Peter;** Johannes Balthes 45/181
- Junghanns, Marianne;** Sommerabend im Bruch (Mu) 45/156
- Klein, Adolf;** Epochen der niederrheinischen Rechtsgeschichte 42/93
- Klein, Arthur;** Vergessene Krefelder Künstler, Hans Kempkens und Maria Kühlen 41/17
Gregor Schwamborn 42/9
Thomas von Kempen. Seine Vaterstadt gedachte ihres großen Sohnes 42/143
Thomas von Kempen. Ein Lebensbild 43/169
Gerhard Tersteegen von C. P. van Andel deutsch A. Klein (Bu) 45/171
- Klusen, Ernst;** Ein Volkslied entsteht 44/57
- Knoll, Joachim H.;** Johann Gottfried Christian Nonne (Bu) 42/153
- Koch, Anton;** Domme Eäsel (Mu) 43/168
- Köhler, Wilhelm P.;** Franz Xaver Wimmer 45/161
Ein altes niederrheinisches Wandbett 45/138
- Kline, Franz;** Monitor (A) 45/32
- Koepgen, Georg;** Opas Zeit war nicht so schlecht 41/36
Aus der Pionierzeit des Bildungswerkes 43/178
Wilhelm von Ockham (Bu) 45/171
- Köppen, Ernst;** Von Oktober zu Oktober 41/3; 42/1; 43/93
Männer der ersten Stunde 42/35
Bilderbogen zur Stadtgeschichte 43/12
Eine verschollene Pastoriusmedaille 43/56
Wer kann wider uns sein (Crous) 43/73
Einkehr in Orange 43/87
Krefelder Kennkarten 43/90
Architektur, die nicht gebaut wurde 43/105
Im Adreßbuch unter Krefeld 43/114
Der Verein für Heimatkunde 43/195
Panoptikum eines Jahrhunderts 44/84
Ein unruhiger August 44/125
Wiedergeburt einer Lithographie 44/131
Erinnerung an die Rathausverteidigung 44/144
Eichendorf in Krefeld 44/143
Krefelder Autorinnen stellen sich vor 44/156
Arthur Winkler 44/165
Alter Wein in neuen Schläuchen 45/2
Gertrud Lütten, Lichtbildkunst auf stillen Pfaden 43/175
Werner Voß 43/181
In Sachen Museum Linn 45/7
Krefelder Chronik (Bu) 44/177
Praktizierte Patenschaft Insterburg 45/79
Albert Steeger-Stipendium 1974 45/181
Die Reinholdhütte 45/121
Numismatische Sensation Moerser Thaler 1567 45/144
Krefeld, so wie es war (Bu) 45/169
Isidor Hirschfelder, Arzt und Helfer der Kinder 43/173
Die stattlichste Mühle weit und breit (Friedrichsplatz) 45/91
Ein Amerikaner in Krefeld, Gerhard A. Stübgen 45/117
Vom Handwerker zur Kunst, Ferdinand Brauer 45/159
Geteilter Kunstpreis 45/181
Städteehrenplakette 45/183
- Kosenow, Wilhelm;** Kinderheilkunde, Kinderkrankenhaus 44/18
- Kürvers, Heinz;** 600 Jahre Stadt und Herrlichkeit 44/17
- Langer, Wolfhart;** Der Naturforscher und Schulmann Friedrich Nauck (Nachtrag) 42/50
Johannes Brahms in Krefeld 44/100
Der Auerochs vom Hülserberg 45/127
- Legner/Jaenike;** Deutsche Bildwerke (Bu) 45/177
- von Leliva, Gabriele;** Linie K-22 Uhr 45/155
- Lenders, Josef;** Möschewort (Mu) 42/110
- Lenzen J. M.;** Heinz Mellen 45/137
Tu'en öm Tu'en verloare (Mu) 41/101
Tösche dech on mech. An et Water (Mu) 42/82
Mötenanger kalle 43/168
Mi Lämpke loit, ech han dech jeär 44/53
Möt et i'erschte Leit (Mu) 45/143
- Lenzen, Johann Peter;** Beiträge zur Stadt und Herrlichkeit Krefeld 1885 (Bu) 41/62
- Liebermann, Max;** Der Weber (A) 40/27
- Lichtenberg, Josef;** Das ehemalige Frauenkloster S. Caecilia in Hüls 41/75
Das Kloster von der Verkündigung Mariens. Ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Klausur 42/83
Auf wertheeste ordre senden wir anbey ... 43/81
... der Wind weht nur noch über Feld und Flur 44/63
- Lindel, Alice;** Stadtwaldvögel 45/156
- Linkenheil, August;** Kleines Krefelder Münzkolleg 44/77
- Loewe, Gudrun;** Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes: Kempen-Krefeld 43/185

- Lohr, Wolfgang;** Die Mönchengladbacher Sebastianusschützen 1785/1818 43/155
... den niederen Erwerbsleuten zu helfen 45/101
- Marsfelder, Wilhelm;** Jugenderinnerungen eines alten Mannes 44/119
- Martens, Hannes;** Wozu gehört der Steveshof in der Bauerschaft Steeg? 41/87
Ein Wirtschaftsbuch d. G. Schelfes 41/89
Die Höfe der Honschaft Benrad im Jahre 1628 43/147
Rebellen in Niep 44/59
Der Verkauf des Hülserberges 1840 45/129
Die Glocke vom Fennershof 45/134
Den Orgelsmann (Mu) 41/88
Neujoahr. Als wenn do'e Hiemel wöir (Mu) 41/88
Die Fro'eg. Jlöck on Jlonz (Mu) 42/128
Jlöwe (Mu) 43/164
Drei Gedichte 44/150
Heeten Doog. Herres. Lang all (Mu) 44/150
Wönkterdoag. Zoaves. Fäer blenk (Mu) 45/146
- Meelcop, Min;** Storm (Mu) 41/72
- Mellen, Heinz;** Hessejo'ehr 1642 (Mu) 41/64
Modder jrint. Ene Penning (Mu) 42/128
Ek kiek en de Neit (Mu) 43/154
- Menzel A.;** Friedrich II in einer Weberei (A) 42/17
- Mock, Arnold;** Naturschutz am Niederrhein. Vom Landschaftskomitee zur Landesbehörde 43/159
- Molls, Hans Heinz;** Kunde vom Unwandelbaren. Johannes Cladders 41/27
Wiederbegegnungen 41/62
Spruch am Martinsabend 41/74
Walter Icks. Weg und Werk eines Krefelder Malers 42/53
Pieta – Dorf und Dom 44/173
- Morrelet, François;** Repartition. Siebdruck 45/64
- Mülders, Theo;** Wenkterowend (Mu) 41/64
Dat blaue Röske. Ent Fröijohr (Mu) 42/68
Säeshongert Johr Kriewel 43/49
Dat Kuckucksührke (Mu) 43/165
Dä Regulator (Mu) 44/155
Dä Hennestall (Mu) 45/153
- Müller, Carl;** Schloß Pesch 43/140
- Niederrheinische Landeskunde;** Flora (Bu) 42/155
- Oberhoff, Ernst;** Monographie (Bu) 45/177
- Oediger F. W.;** Das Hauptstaatsarchiv Düsseldorf und seine Bestände II. (Bu) 42/153
- Olmes, Jürgen;** Land und Leute am linken Niederrhein 1804 44/49
Ein Prinz reist in die Verbannung 44/116
Ein Reisebericht über Krefeld aus dem Jahre 1793 45/85
- Oppenberg/Umscheid,** Farbiger Niederrhein (Bu) 45/169
- Overdick, Johanna;** Ongen on bo'ewe (Mu) 41/68; 45/154
Dä Kapothout. Dem blaue Striep (Mu) 42/37
Forsythie (Mu) 43/86
Het Fröijohr (Mu) 44/132
Dat Vujelne's. 44/149
- Paar, Ilse;** Zur Geschichte des römischen Kastells Gelduba 41/59
Kastell Gelduba. Neue Ausgrabungen 71 42/69
Ausgrabungen am Kastell Gelduba 43/98
- Perpéet, Rudolf;** Reinhold Gruszka 44/157
Wandbilder der Romantik in Krefeld 45/122
- Personalien** 41, 42, 43, 44, 45, s. Stichwortverzeichnis
- Pesch, Dieter;** Von alten Bauernhäusern „Freilichtmuseum“ 45/41
- Peters, Leo;** Ablassbrief von 1455 gefunden 45/133
Geschichte d. Geschlechtes Schaesberg (Bu) 44/177
- Pirling, Renate;** Neues vom Gelleper Gräberfeld 41/57
Archäologie eine kommunale Aufgabe 44/26
Für ein größeres Landschaftsmuseum 45/15
Mit den Baggern um die Wette 45/58
- Pirling/Elmers;** Ein mittelalterliches Schiff 43/45
- Ploetz,** Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalen (Bu) 45/175
- Plückebaum, Theodor;** an der bislicher Insel 4/147
Bockwindmühle auf dem Tönisberg (A) 45/150
- Puff, Friedrich;** Dem Kitzsteinhorn verschwistert die Krefelder Hütte 43/119
- Reiners, Rita;** Seinsmächtig 45/54
- Rembert, Karl †;** Raubritternest. Rokokoschloß. Färberei Craacu 43/42
- Röhm, Heinrich;** Wettbewerb zur Neuordnung der Innenstadt 43/99
Farbe ins Stadtbild 44/24
Johannes II (Aussichtsturm) 44/33
Andreasmarkt – Chance der Denkmalpflege 45/8
- Rommerskirchen, Helmut;** Stadtchronik im Poststempel 44/135
- Rösen, Heinrich;** Der Krefelder Färberstreik 41/63
Krefeld und die Krefelder Seidenindustrie im Kriege 1870/71 41/65
Statistisches aus der Stammrolle der Krefelder Bürgerwehr 1848 42/129
Der Weberaufstand 1898/99 43/25
- Rotthoff, Guido;** Wiener Dokumente über einen Konkurrenzstreit der Firmen Friedrich und Heinrich v. d. Leyen 41/69
Aus den Duisburger Intelligenzzetteln 41/71
Das Land Linn in Moerser Urkunden 42/21
Eine unbekannte Ansicht von Krefeld 42/39
Die älteste Urkunde der Stadt Linn 42/41
Duisburger Forschungen 14 und 15 (Bu) 42/152
Gegeben zu Prag 1473 43/10
Kritische Bemerkungen: Eine hl. Geist-Ortsniederlassung in Krefeld 43/55
Krefelder Studien (Bu) 44/175
Quirinus überläßt das Feld den Krähen 45/83
- Schaefer, Ernst;** Schlangen 42/47
- Schäfer, Jupp †;** Ne'it verjæete (Mu) 42/110
- Schaffner, Hans;** Duisburger Konsistorialakten Bd III (Bu) 45/173
- Scheidt, Benno;** Altarbild Hüls (A) 41/76
- Schewior, Benno;** Magisches Quadrat 43/197
- Schildt, Helmut;** Maximilian Friedrich Weyhe 45/162
- Schlüter, Wilhelm †;** Blöhen on Bloue. Wenn ech dech jlöwe kües (Mu) 42/110
- Schorn, Karl;** Weglose sind wir 45/145
Windmühlen 45/151
- Schreurs, Theo;** Der rotrückige Würger. Paarungshandlungen. Stimmäußerungen und Gelege 42/69
- Schultes, Theo;** Die Fernlinie A Die Schnellbahn nach Krefeld machte von sich reden 43/65
700 Jahre Uerdinger Gerichtsbarkeit 44/110
Die Bevölkerung hatte Verluste 41/113
Gehaltsforderungen damals 1904 45/103
- Schulze-Reimpel, Werner;** Blick nach Kommern 45/43
- Segal, George;** Man sitting a table A 45/35
- Siehoff, Anke;** Fahrt nach Krefeld 45/155
- Soechting, Dirk;** Römisches Handwerk und mittelalterliche Schätze im Regionalmuseum Xanten 45/46
- Steinbach, Hans;** Wel en dä schüene Mai (Mu) 42/110
- Stollwerk F.;** Die celtubische Niederlassung Gelduba 1877 (Bu) 41/62
- Strath, Maria;** S O S (Mu) 41/26
Mai (Mu) 42/82
- Stünig, Profil** einer Stadt (Bu) 44/179
- Tapper, Ernst;** Elias Engelbronner, neue Forschungsergebnisse 42/55
Peter Vander 42/149
- Tapper, Maria Agnes;** Alles bei Aletta 44/42
- Tenhaef, Josef;** Mundartparabeln 44/34
- Tersteegen, Gerhard;** Mahnung zur Liebe 44/82
- Uhrland J.;** Fabelhafte Justiz (Bu) 45/177
- Verein linker Niederrhein;** Schrifttum 42/156
- Vökel, Ursula;** Die Pforte 43/167
In Bockum 44/151
Holterhöfe und der Sack voll Geld 45/131
Erde 45/155
- Voetz, Lothar;** Kaiser Karl IV 43/7
- Wagemann, Fritz Edmund;** Stille Zwiesprache mit einem römischen Centurio 44/145
Livia – eine alte Xantenerin 45/147
- Weidlich;** Krefeld (Bu) 44/175
- Weinzierl, Hubert;** Das große Sterben (Bu) 42/155
- Wember, Paul;** Umbau des Kaiser Wilhelm Museums 41/11
Jugendstil in Krefeld 44/44
- Weyer, Paul;** Müller Männeke, ene jrute Mann (Mu) 41/34
Freud en et Freujoahr. Jonge on Alde (Mu) 42/82
- Wiegel, Egon;** Herbert Karrenberg 45/179
- Wiegel/Hilden;** Geologie im Dienste der Allgemeinheit (Bu) 45/175
- Wittlings, Heinz;** Hundert Jahre Erholung 45/105
- Wolfram/Klein;** Recht und Rechtsprechung in den Rheinlanden (Bu) 41/96
enenen
- Zwick, Elisabeth;** Chronik des Schreckens, letzte Tage im Fischeiner Bunker 1945 43/69

II. Namen und Sachen

- Ablaßbrief 1455 45/133
Absolutismus 42/99
Achenbach 45/122
alt und jung 41/68
Amesienlöwe 42/124
Amerikareise 1797 44/142
Angerlinde A 42/139
Anrath, Joh. Kremer, Notar 43/29
Anreden 44/121
Anzeigen 44/16
Apothekerlehrling 41/71
Arbeitslose 1931 42/113
Arcen 43/145
Archäologie 44/26
Arsbecker Motte 43/152
Asselt Rosenkerckje 43/135
Asylrecht 43/185
Auerochs A 45/127
Augustiner Chorherren 42/143
- Bärlapp 42/127
Bauernhausform 42/48
Bauernhof A 42/58
Baurichter, Kurt 45/5; 187
Beamtenbesoldung 1904 45/109
Benrader Höfe 41/87; 43/47
Bergheim Denkmäler 42/154
Bergisch-Märkische Bahn 44/120
Bischof Berning 42/34
Beulenpest 43/7
Bloemersheim A 45/U
Bochum Geologischer Garten A 44/22
Bockwindmühle A 45/150
Borger, Hugo A 44/105; 185
Buchweizen 45/130
Budberg 43/187
v. Bülow, Hans A 44/100
Bürgerliches Gesetzbuch 42/102
Butzon und Bercker 42/15
v. Byland, Otto 45/37
- Caelsiusstein A 44/146
Calder, Alexander 44/9
Celluloidwäsche 42/135
Celluloidwerke 42/135
Charité 44/19
Cicindela A 42/123
von Cloudt 44/17
Cloy John S McCloy 44/95
Collage 45/55
- Devotio moderna 43/169
Dienstmädchen 44/153
Dilborn 42/44
Dorenburg 45/41
Dorfbild A 43/13
Dorfformen 42/155
Dorsch, J. A. 44/49
Duisburger Intelligenzzettel 41/71
Düsseldorfer Hauptstaatsarchiv 42/153
Düsseldorfer Rheinbrücke A 43/67
Düsseldorfer Parks 45/164
Düsseldorfer Textilindustrie 41/102
- Einliegerwohnung 42/118
Englischer Garten 45/162
Entführung 41/61
Erbfolgepolitik 43/8
Erholung 45/105
Erkelenzer Heimatkalender 42/156
- Familienbad 45/70
Familiennamen 42/111
Farraghanbrücke A 45/U
Fischerei 45/136
Flachselfentanz 42/52
Föhl, Walter 44/133
Französisches Recht 42/99
Freilichtmuseum 45/41
Friedensgerichte 42/100
- Gagelmoor 42/127
Ganztagsschule 45/77
Gartenzwerge 42/1
Gastendonk A 44/154
Generalvikariatsprotokolle 1312-1700 42/154
Gesamtschulen 45/75
Geschäftszeiten 44/121
von Glasenapp 43/143
Goltzhof 44/46
Goltzius, Hendrik 44/46
Goltzius, Hubert A 44/47
Grefrath Dorenburg 45/41
- Hangmoor 42/127
Harte, Bret A 44/153
Hartung, Rudolf 44/5
Hauptstaatsarchiv 42/153
Hauses, Joh. Hein. 45/134
Heidemoores 42/123
Heimat 44/88; 45/149
Heimatpflege 45/2
Heusch, Hermann A 45/5
Heuß, Theodor A 42/23
Hillenrad A 43/143
Hinsbeck 44/46
Holtmeulen A 43/143
Horn 43/145
- Illusion 45/145
Insterburg Wappen A 42/95
Kirche A 41/95; 44/167
- Jan von Venlo A 44/48
Judenamen 44/181
Jugend von heute 44/147
Junghanns, Maria 45/43
- Kaiserswerth A 44/160
Kalkar 42/44
Kaprun A 43/118
Kastell d' Erp Holt A 43/144
Kathedrale 44/162
Kempen Handwerk 44/65
Handwerkerzeichen 44/66
Goldschmiede 44/66
Heimatbuch 41/101; 43/187
Heilner, Franz Xav A 44/72
Kontributionsanschlag 1675 44/64
Kramer, Friedrich A 44/70
Kramer, Konrad A 44/69
Haus Claßen A 44/67
Kunstdenkmäler 43/185
Landkreis A 43/185
Musterrolle A 43/150; 44/62
Krausen, Pet. Math. 44/59
Oirbroich 44/59
Schulstraße A 44/65
Stadtrecht 44/65
Tiefstraße A 44/68
Thomas von Kempen A 43/169
Thomaswoche 42/143
Thomasforschung 42/151
Ausstellung A 42/144
Thomaschrein A 42/143
Zunftwappen A 44/66
- Klaszeug A 44/41
Klausur Udo 45/177
Klett A. 45/185
Kleve Denkmäler 41/101
Tiergarten 45/162
Heimatkalender 45/170
Killedbruch A 44/61
Kirchliches 41/46
Klumpenball 42/2
Kneip, Jakob 43/179
Kohlenbergbau 44/31
Kölnener Borten A 43/123
Köln Groß S. Martin A 44/160
- Kölner Krieg 43/15
Kommern Puppenhäuser 45/43
Kontributionsstreit 44/62
Kordt, Walter A 43/180
Kravatten aus Geldern A 43/153
- Krefeld**
Krefeld 1730 A 43/16
Krefeld 1792 A 45/87
Krefeld 1841 A 42/39
Krefeld vor 1943 A 43/22
Krefeld A 44/131
van Acken, Arnold 43/81
action medeor 45/139
Affenhaus 43/109
alles bei Aletta A 44/42
Alte Kirche A 43/61; 44/157; 119
Amerikareise 1797 44/142
Angerhausen, Eugen 45/70
Anniversäre 45/93
Arbeitgeberverband 45/185
Arzthonorare 43/85
In der Au, Annemarie 44/147; 156
August 1923 44/125
Aussichtsturm Hülsenberg 43/96; 44/33
Ausstellung 600 Jahre 44/17
Autobahn 44/3; U
Autorinnen Club 44/156
Bahnhof Hpt A 43/18; 44/120; 127
Baltes, Johannes 45/181
Bandwurmdoktor 44/124
Barockgärten 44/89
Barrieren A 44/87
Bataveraufstand A 34/157
Bäume 44/92
Baumwollspinnerei 45/112
Bayerwerke 45/185
von Beckerath 42/64
von Beckerath, Hermann A 43/92
von Beckerath, Rudolf A 44/162; 187
Beckers, Joh. Th. 45/131
Behr, Ferdinand 41/93
Bermig, Willi 44/187; 45/80
Bertlings, Peter 45/181
Bierling, Wilhelm 41/93
Bildersturm 42/93
Bildungswerk 43/176; 44/37
Blank Doktor 1741 41/71
Blumenstraße A 44/122
Blussusboot A 43/45
Boeckels, Ernst 45/139
Bockum 44/151
Bootswerft Kother 41/53
Botenwesen 44/120
von Boysdorff, Heinrich 42/121
Braches Grundriß 44/103
Brahms, Johannes A 44/100
Brand-Purima Futterwerke 41/51
Braucher, Ferdinand A 43/118; 45/159
Braunschweig, Ferdinand v. B A 43/91
Brautbriefe 43/73
Brocker, Josef 43/193
Bromeledonk-Siedlung A 42/118
Bruchhöfe A 42/119
vom Bruck, Engelbert A 43/41
Brües, Otto A 44/144; 45/149
Bücherkarren 41/8; 44/38
Bürgerillustrierte 45/175
Bürgermeister 43/49
Bürgermeisteramt 41/37
Bürgerwehr 1848 42/129
Büsch, Heinrich 43/195
Buschhüter, Karl A 43/92
Buschstreit 42/123
Camphausen-katalog 1936 41/62
Cassel G 42/1
Chausseegeld 44/87
Cladders, Johannes A 41/27; 42/150

Compes, Arnold A 45/96
 Conrad, Hermann 44/97
 Cornellißen, Johann 44/189
 Cracau A 42/69; 44/163
 Creutz, Max 43/179
 Dähn, Brunhilde 44/156
 Daniels, Gottfried 41/97
 Dantegesellschaft 45/185
 Deitmer, Hermann 44/179
 Dengler M 45/125
 Denkmäler A 43/21
 Deus, Wilhelm A 44/169
 Deutzmann, Franz 41/37
 Deswaines, Hans 44/39
 Deutsche Edelstahl Werke 45/107
 Dienstmänninstitut 44/121
 Dionys St. 42/22
 Dionysiuskirche A 43/61; A 43/20
 Dionysiusverehrung 42/151
 Dissonanzen 1848 43/23
 Doffliné, Ernst 44/183
 Dreiringwerke 41/49
 Düngerhandlung 41/51
 Düsseldorf Rheinbrücke A 43/67
 Edelstahlsiedlung A 42/114
 Efer Eser 44/156
 Ehrenbürger 41/91; 44/185
 Ehrendamen 1902 A 44/140
 v. Elchendorf, Josef A 44/143
 Eigenart d. Krefelder 44/27
 Eingemeindung von Hüls 41/3
 Eis 44/124
 Elefanten A 42/2
 Elfen, Wilhelm 41/7
 Energie und Wasser 41/41
 Engelbronner, Elias 42/55
 Engländer, Margarete 44/85; A 44/99
 Erbtengemeinschaft 43/32
 Erde 45/155
 Erholung Gesellschaft 45/105
 Erlenwein, Balthasar 41/49
 Erziehung 44/147
 Esser, Aletta 41/26
 Esser, Josef 41/102
 Esser, Peter 42/150
 Esters, Paul 44/189
 Familienhilfe 45/185
 Familiennamen 43/114
 Farbe im Stadtbild A 44/24
 Färberstreik 1899 41/69
 Färbereiverband 41/64
 Fart nach Kr. 45/155
 Fastnachtzug 1899 A 43/66
 Feinendgen, Emil 41/93; 43/193; 44/171; 187 A
 Feldmann, Peter 42/59; 45/124
 Feldzug 1870 44/119
 Fernlinie A (K-Bahn) 43/65
 Speisekarte A 43/66
 Fischmarkt A 44/120
 Fiedler, Gisela 44/181

Fischeln

Fischeln 1945 42/35
 Amerikanereinsatz 43/70
 Bürgermeister 43/68
 Fichtenhain 44/90
 Heckdanns, Franz 42/36; 43/68; 193; 195
 Heide 43/29
 Kriegsende 43/69
 Neu, Theodor 44/87
 Neuburg 44/87
 Neuenhofen 44/92
 Osterspey, Ignatz 42/88
 Rathaus A 43/67
 Schützenfest 45/95
 Schützensilber 45/24
 Sebastianusbruderschaft 45/93
 Stefan, Wilhelm A 43/68
 Verwaltung A 43/67
 Fledermäuse 45/187
 Floh, Peter 44/129
 Flußpioniere A 43/47

Franke B 43/109
 Franke H 43/109
 Frauenverein 44/95
 Friedensgericht 43/85; 44/121
 Friedhof 44/122
 Friedrich III A 44/130
 Friedrich Wilhelm IV A 44/126
 Friedrichsplatz A 43/83; 44/123; 45/91
 Fünders, Gustav 44/189
 Funke, David Arnold 41/102
 Fürstenbesuche 44/127
 Garnison 44/143
 Gärten und Parks A 44/89
 Gaswerk und Wasserturm 45/61
 Gatzke, Marianne A 44/99
 Gellep
 Römischer Brunnen A 45/58
 Herr von Gellep 43/90
 Gräberfeld 41/57
 Kastell 41/59; 42/60
 Flußboot A 43/47
 Schiffsbild A 43/16
 Motivboot 43/46
 Sistrum A 45/60
 Steinturm 45/89
 Geologisches Landesamt 41/5; 44/30; 45/180
 Gesamthochschule 43/93
 Geschäftszeiten 44/121
 Geschworenengericht 42/102
 Gesellschaft für Gießerei 41/52
 Gesellschaft Verein 42/150
 Gewebesammlung A 43/124
 Giesen, Adolf A 41/21
 Giesen, Johannes Maria A 43/62; 43/191
 Gläser, Helma 44/171
 Glockenspitziensiedlung A 42/115
 Göldenbach, Willi 45/183
 Görgemanns, Karl 43/57
 Grabtücher 41/61
 de Greiff, Cornelius 42/155; A 43/91; 44/123
 Greiffenhorst A 44/0
 Großvenediger A 43/120
 Grunert, Walter 45/80
 Gruszka, Reinhold A 44/144; 159
 Gymnasiastenstreik A 41/10
 Hafen A 44/161
 Hafensicht A 40/45; 48
 Hafenbau 41/40
 von Halle 42/122
 Hallig A 45/50
 Hammers, Paul, Stahlbeton 41/56
 Handwerker u. Bildungsverein 41/64
 Hauser, Hans Heinz A 43/5
 Hauser, Johannes 41/7
 Häuser 41/121; 44/50
 Hauspflege 44/96
 Hauswebaufstand 43/23
 Heckmanns, Franz s. Fischeln
 von Hege, Hermann 42/121
 Heymann Lagerhaus 41/52
 Heizung 44/124
 Hellenbrock, Josef 42/37; 41/9; 191
 Hennestall 45/153
 Herbertsiedlung A 42/115
 Hermes, Willi 44/43; 183; A 45/152
 Herrnsitze A 44/89
 „Herrmannsdenkmal“ A 45/63
 Heronger Schullandheim 45/79
 Hermann Barbier 43/85
 Hessel, Damian 43/91
 Heuyng, Alois 44/189
 Hinterglasbilder 41/29
 Hirschfelder, Isidor Dr. A 43/173; 44/98
 Hohenbudberg A 44/154
 St. Matthias A 43/113
 Höllner, Walter 42/37
 Holterhöfe 45/131
 Holtz u. Willemsen 44/134
 Hoeninghaus, Friedrich Wilhelm 43/91; 44/142;
 179 A
 Honnen, Kurt A 43/5; 44/187
 Hoogen 44/50

Horten A 42/6 (Kaufhaus)
 Hostessen 41/6
 Hübner, Paul 41/36
 Hückelsmay 43/167; 44/86
 Huck, Joh. Gerh. 44/102
 van Hüllen, Herbert A 44/171
 Hülsheide A 43/31
 Hüls
 von Hüls, Geldolph 42/83
 Hülsberg Verkauf 45/129
 Hülsberg Station A 45/130
 Effertz, Peter 44/189
 Eingemeindung 41/3; 43/93
 Fennershof A 45/135
 Handelsbeziehungen 1726–1789 43/81
 Heimatblätter 42/156; 43/187
 Hospital 43/55
 Klausur 42/83
 Kloster 41/75
 Conventskirche 41/76
 Port Laurenz 43/82
 Rosen, Johann Heinrich 43/81
 Schreurs, Theo 41/95
 Wilhelmshof 44/63
 Hühnen, Fritz 45/69
 Humpert, Hans Ulrich 45/56
 Hundertmark, Wilhelm 45/160
 Hüpper, Heinrich 45/72
 Husaren 1906 A 43/21
 Husarenfest 1913 A 43/33
 Krefelder Hütte A 43/120
 Icks, Walter A 42/63
 Industrie 41/47
 Insterburg A 45/78
 Insterburger Marktplatz 45/78
 Insterburgstube 45/81
 v. Itter, Alfred A 42/15; 42/35
 Jahrhundertfeier 1973 43/74; A 44/105
 Jammers, Hans 45/185
 Janßen, Heinrich 42/36
 Johansen, Johannes 42/35; 45/70
 Jubelfeier 1973 44/12
 Jubiläumsmedaille A 44/186
 Jugendstil A 44/44
 Junghans, Marianne 44/156
 Junkers, Johannes A 44/36
 Kairies, Heinz 42/36
 Kaiser Wilhelm Museum A 44/7; 42/55
 KWM Bestandskatalog 5 44/179
 KWM Porzellan A 45/25
 KWM Umbau A 41/11
 Kammfabrik Klotz A 42/133
 Kanalisation 41/43
 Karbonkongreß 42/; 44/30; 175
 Karl IV A 42/7
 Karlsplatz A 44/123
 Karrenberg, Herbert 44/30; 44/185; 45/179
 Kastanienhof A 44/97
 Kauert F u H 41/49
 Kaufmann, Hugo Dr. 43/143
 Kaufmann, Otto 44/185
 Kayel, Mauricio 45/56
 Kempkens, Hans A 41/17
 von Kessel Graf 43/143
 Kennkarten A 43/90; 97
 Keussen, Hermann 44/123
 Kinderbeschäftigung 44/119
 Kinderklinik A 44/20
 Kinderkrankenhaus A 44/18
 Kindermalschule 44/10
 Kirch, Walter 45/124
 Kirchbücher 42/103
 Kirchen 44/122
 Kirmes 44/123
 Kirmes 1870 44/120
 Kirschkampshof 45/104
 Kisch H 41/69
 Kitzsteinhorn A 43/119
 Kleinsiedlungen A 42/113
 v. Kleve, Mechtilde A 43/90
 Klieberbruch A 44/61

- Klöver, Ottmar A 45/142
 Klosterstraße A 44/124
 Köcher, Ruth A 41/3; 5
 Kommunale Neuordnung 42/3
 Königstraße A 44/122
 Konkrete Poesie 42/141
 Koeppen, Georg 43/176
 Köppen, Ernst A 43/195
 Koervers, Josef 45/183
 Koerver u. Lersch 41/52
 Krähenfeld 45/83
 Krakau 43/42; 57 A
 Krawattenmuffel 41/3
 Crevelt A 43/14
 Krefeld 1823 A 43/73
 Kriegsoffermal A 42/115
 Kriegswirkungen 44/125
 Krings P. Sägewerk 41/51
 Krönungsillumination 1741 41/71
 Krüllagut 44/73
 Kuhlen/Kempkens, Maria A 41/17
 Kunst in Krefeld 44/179; 44/44
 Kunst u. Reklame 44/86
 Kunsterzieher 44/9
 Kunstpflege 45/82
 Kunstpreis 45/181
 Kunstverein 41/9; 44/7; 45/56
 Kürvers, Heinz A 43/195
 Lampmann, Eduard 45/183
 Landgericht A 42/92
 Landwehr 44/86
 Lange, Hermann A 43/92
 Lange, Ulrich 44/187
 Laternenanzünder 44/121
 Lauer, Werner 44/187
 Lebensmittelrationierung 44/125
 Leendertz, Richard 45/122
 Leinenweberei A 43/14
 Leichenbitter 44/124
 von der Leyen 44/7
 v. d. L. Schloß A 43/18
 v. d. L. Firmenbedeutung 1759 41/69
 von der Leyen, Friedrich A 43/91
 von Leliwa, Gabriele 44/156
 Lichtenberg, Josef A 43/175
 Liefertag 44/120
 von der Linde, Emil A 42/138
 von der Linde, Heinrich W. 42/137
 von der Linde, Karl 42/138
 Lindel, Alice 44/156
 Linie K - 22 Uhr 45/155
 Linn 1314 42/41
 Linn meine Heimat 41/35
 Amtmänner 42/121
 Andreasmarkt 45/8
 Burg A 44/91; 45/7; 43/57; 60 A; 43/146;
 45/163
 Eingemeindung 41/35
 Gerlacus de Linne 42/123
 Gewebesammlung 45/17
 Gerichtsschreiber 42/132
 Giegelhaus A 45/19
 Issumer Straße A 42/47
 Kupferstich 43/39
 Land Linn 42/121
 Matthiasbild A 43/37
 Matthiasbruderschaft 43/37
 Phaleræ 42/50
 Trierprozession A 43/41
 Metzges, Heinrich 41/35
 Museumsküche A 45/18
 Museumspläne 45/8
 Rheinschiff A 45/16
 Städtebau 45/19
 Spenne Isebrand 42/121
 von Strünkede 42/55
 Textilmuseum A 45/21
 Volkskunde 44/54
 Winkmannshof Tür A 45/8
 Lithographie 44/131
 Lorenzen, Richard 42/35
 Luchs Sibirischer A 43/119
 von Lumm, Johann Friedrich 45/124
 von Lumm, Conrad 45/124
 Lustræten, Hubert 44/109
 Lütten, Gertrud A 43/175
 Lütten, Max 43/175
 Mähnenwölfe A 43/107
 Mäzenawerke 41/52
 Mammutbaum A 43/125
 Marcelli A 44/87
 Margarinefabrikation 44/133
 Margarinewerk Rheinland 44/134
 Maria Waldrast 43/115
 Mariensäule A 42/14
 Markt 44/121
 Martinszug 42/7
 Mathieu, Johannes 42/36
 Medeor 45/139
 Melcher, Heinrich 45/187
 Mellen, Heinz 45/187
 Mennoniten 41/102
 Meßkelch A 42/12; 16
 Mock, Arnold 42/149 A; 44/153; 171
 Molenaar, Emil 45/131
 Molenaar, Gustav 44/104
 Molenaar, Susanne Regine A 44/104
 Molensarfassade 45/74
 Molls, Hans Heinz 42/149
 Mühlen 45/91
 Mühlenwerke Duisburg 41/50
 Mühlenwerke Gottschalk 41/50
 Mülders, Theo 41/75
 Mülders Schallplatte 44/81
 Müller, Carl 43/191
 Mundart 43/164
 Mundartirring 42/141
 Mundartschreibung 41/73
 Museen 41/47
 Museumsausstellungen 44/7
 Museumsverein 44/7
 Musik 45/54
 Nauck, Friedrich 42/50
 Nauen, Heinrich A 42/43; 44/165
 Naujoks, Fritz 45/81
 Nebel, Gerhard 45/187
 Nettelbeck, Walter 42/36
 v. Neuenahr, Walburga A 43/90
 Neuordnung der Innenstadt 44/99
 Ningel, Wilhelm 42/36
 Nolden, Josef 42/36
 Nosil, Arnold 45/183
 Notgeld 44/126
 Notthoff, Hugo 45/122
 Ochlen, Adolf 44/187
 Oelhausen, Heinrich A 43/92; 41/88
 Oibermann, Albert 45/185
 Ongen on bo'we 45/154
 Oppum
 Dorfgraben A 43/63
 Gemeindekiste 43/62
 Giesen, Johannes Maria 43/191
 Heimatbuch 43/189
 900 Jahrfeier 43/62
 Verwaltungsstelle A 43/64
 Orange A 43/87
 von Oranien, Moritz A 43/87
 von Oranien, Wilhelm 43/U
 Oriopp, Detlef A 45/49; 142
 Ostwall 42/38 A; 43/21; 82; 44/123
 Overdick, Johanna 44/156; 45/181
 Oxé, August A 45/157
 Paar, Ilse A 43/98; 44/185
 Panzergräben A 43/21
 Parkhof A 45/118
 Passage St. Antonstr. A 43/95
 Patenschaft Insterburg 45/79
 Pastoriusmedaille 43/56
 Personenstandswesen 42/103
 Peschell, Wilhelm 45/185
 Peters, Leo 44/183
 Pfahl, Ludwig 44/189
 Pferdegräber A 41/57
 Phaleræ 42/50
 Pighius, Stefan Winand 44/50
 Miss Polly A 43/92
 von der Porten 44/71
 v. d. P. Siegel A 44/72
 von der Porten, Dietrich 1374 44/73
 Post 44/120; 45/175
 Poststempel Krefeld A 44/135
 Postwagen Geldern 41/71
 Pottbeckers, Joh. Pfr. A 42/19
 Thorn Prikkermedaille 45/181
 Püll, Gottfried A 43/51
 Pumpengemeinschaften 44/122
 Quirinusfeld 45/83
 Ramisch, Josef 44/187
 Rath Haus 44/92
 Rathaus A 43/68
 Rathausverteidigung 1943 A 44/144
 Ratsmünze 41/9
 Räuberbande 43/91
 Rechtsgeschichte 42/93
 Reiche, Eckart 45/181
 Reiners, Rita 44/156
 Reinholdhütte A 45/121
 Reiterattache 1758 A 43/17
 Rembert, Karl A 43/42
 Rempe, Willi A 42/150; 43/193
 Rheinberg, Friedr. Wilhelm A 43/12
 Rheindamm A 43/60
 Rheinhafen A 43/97
 Rheinpegel 42/7
 Rheinische Bahn 44/122
 Rhein. Eisenbahn A 43/18
 Rhein. Verein f. Denkmalpflege u. Land-
 schaftsschutz 43/189; 44/88
 Rhenania 43/180
 Rhodius, Marianne A 43/92; 44/123
 Riedl, Rudolf 42/35; 45/185
 Roball, Friedrich 45/132
 Rockelburg Schlackenaufbereitung 41/53
 Roer, Hubert 45/181
 Rohde, Herbert 45/80
 Röhm, Heinrich 45/179
 Romaniliteraturausstellung 1934 45/122
 Rösen, Heinrich 42/150
 Roos, Christian 44/120
 Rosenkranz, Ursula 45/50
 Rückriem, Ulrich 45/181
 Ruthenbeck, Rainer 45/181
 Sack, Alfred 44/189
 Selerben 43/31
 Säuglingsheim A 44/98
 Säuglingsfürsorge 44/97
 Scherer, Adolf 42/35
 Scherpeverlag 45/161
 Scheuring Sackfabrik 41/51
 Scheven 44/92
 von Scheven, Hedwig 45/185
 von Scheven, Günter 44/185
 Krefelder Schichten 45/127
 Schiebeweg 45/89
 Schiedsmänner Vereinigung 44/189
 Schicksbaum 44/86
 Schlachtendenkmal 1758 43/116
 Schlagbäume 44/86
 Schlittenfahrten 44/124
 Schlüter, Friedrich 44/38
 Schöffen 43/49
 Schönhausen A 44/89
 Schönwasser A 44/92
 Schöningh, Norbert 43/115
 Schornsheim, Elfriede A 44/99
 Schou Lagerhausgesellschaft 41/50
 Schramm, Susanne Regine A 44/104
 Schulaufnahme 45/131
 Schulamt 42/36
 Schulwesen 41/45
 Schulzentrum Horkesgath 45/75
 Schulte, Albert 45/181
 Schümmer, Josef 45/132
 Schürgweg 45/89
 Schwamborn, Gregor A 42/13; 42/9; 42/20;
 43/61; 44/181

- Schweizerhaus A 44/167
 Segelflugzeugweihe 41/8
 Seehund A 43/108
 Seidenfärberei Krakau 43/44
 Seidengewebte Postkarte 1899 A 43/67
 Seidenindustrie 1870/71 41/65
 Seidenweberhaus A 43/99
 Seismächtig 45/154
 Siebert u. Möller Stahlbau 41/51
 Siedlergemeinschaften 42/119
 Siehoff, Anton 44/156
 Signet 600 Jahre A 42/5
 Sippel, Max 45/185
 Societätsdruckerei 41/102
 Sollbrüggen A 44/93
 Sollbrüggenpark 45/163
 Sozialprobleme 1868 45/101
 Spedition 41/49
 Spelten Liegenschaftsdirektor A 42/35
 Spinnrad goldenes 42/4
 Sporthalle 41/9
 Spulrad A 43/139
 Stadtbefestigung 1741 41/71
 Stadtbuch 44/179
 Stadtbürgerliche Briefe 43/159
 Stadt und Herrlichkeit 44/17
 Städteehrenplakette 45/183
 Stadtgrenzen 44/119
 Stadthallenbau 41/3
 Stadthallenwettbewerb A 43/104
 Stadtmedaillen A 43/84
 Stadtname 45/83
 Stadtplanung 44/28
 Stadtmünzen 43/196
 Stadtpolitik 45/89
 Stadtplakette 44/171
 Stadtrechtsbrief 43/10
 Stadtring 44/9
 Stadtschulinspektor 44/123
 Stadtoradler 1738 41/9
 Stadtverwaltung 42/36
 Stadtwaldvögel 45/156
 Stadtwaldfest 44/14
 Stadtwappen A 42/18
 Stadtwerke 42/35; 45/107
 Stadtzerstörung A 44/113
 Standesämter 42/104
 Standesbeamte 42/106
 Steffens, Hermann A 43/6
 Steeger, Albert 44/33; 45/58
 Steegerplakette 44/85
 Steeger Stipendium 44/185; 45/181
 Stepkens, Johannes 42/35
 Stoecker u. Kunz 41/50
 Straßenkämpfe 1848 A 43/19
 Straßensänger A 43/12
 Strater, Jupp 44/40
 Strumpferstellung 45/114
 Stübben, Gerhard A. A 45/117
 Studentenwohnheim 41/10
 Synagoge A 43/19; 59
 Synagoge Mahnmal A 44/29
 Tackfeldsiedlung A 42/113
 Tapper, Ernst 41/74; A 43/195
 Terrorakte 41/100
 Tersteegen, Gerhard Blutbrief A 44/83
 Thabor, Fritz 42/37
 Theaterplatz A 43/99
 Tiergarten 44/96 A
 Tietz, Heinrich 45/185
 Traar-Haus 44/94
 Tranchotkarte Ausschnitt A 43/32
 Treppengeländer A 42/40; 47
 Trierwallfahrt 43/37
 Trimm dich-Pfad 44/35
 Trümmer A 43/70
 Tumulte 44/125
 Turnfest 1862 A 43/20
 Uerdingen
 Altstadtanierung 43/110
 Bayer 45/185
 Burg A 43/112
- Compes, Arnold 45/96
 Gerichtsbarkeit 44/110
 Gerichtssiegel A 44/110
 Cusanowerke 44/50
 Holz u. Willemsen 44/134
 Konsekration St. P. 1835 45/96
 Silberleuchter A 45/100
 Stadtbilder A 43/111
- Uhlenbrock, Jan Christoph A 44/134
 Urmgemeindungen 41/31
 van der Velden Bischof A 42/19
 Verberg 42/156
 Vereine Katholische 1868 45/102
 Verein für Heimatkunde 42/150
 Verein der Geselligkeit 54/105
 VLN Jahrbuch XII 44/177
 Verkehr 41/42
 Verkehrswege 45/89
 Vertriebenenbeirat 45/80
 Viehhaber Sammlung 45/144
 Vitten, Gerhard 45/185
 Vogel, Carl A 45/128
 Voß, Werner A 43/181
 Voelkel, Ursula 44/151; 156; 45/131; 45/155
 Wagener, Samuel 45/85
 Waldorfschule 41/8
 Waldrast Maria A 43/115
 Warsch, Wilhelm 41/7; 45/72
 Wassenberg 1805 A 43/43
 Wasserturm 45/85
 von der Way 44/189
 Weberaufstand 1898 43/75
 Weberstube A 43/24
 Wegegeld 44/87; 120
 Wember, Paul 44/179
 Werhahn 43/87
 Werkesbaum 44/87
 Weyhe, Maximilian Friedrich A 45/162; 166
 Wiederaufbau 44/28
 Wilde Mann 41/71
 Wilhelm I Denkmal A 44/129
 Wimmer, Franz Xav A 45/167
 Wiener Gebr. 44/48
 Winkel A 44/42
 Winkler, Arthur A 44/167
 Wittfeld, Johann 45/124
 Wöchnerinnenfürsorge 44/95
 Wölfe A 43/158
 Woelfle-Fabricius 45/187
 Wumag 42/51
 Zaiser Ludwig 45/183
 Zelluloidindustrie 42/133
 Zoo 42/4; 43/107
- Kreuzotter 42/127
 Krickenbecker Schloß 43/189
 Kröll, Georg 45/56
 Kuckucksuhrke 43/165
 Kulkate 45/155
 Kulturkampfgesetze 42/97
 Kurkölnische Gerichtsverfassung 42/99
 Landfriede 1495 42/98
 Lank Celluloswerk A 42/135
 Pesch Schloß 43/141
 Lantzpark A 45/166
 Leibeigenschaft 42/99
 Lepra 42/87
 Lonné, Peter Josef 45/162
 Lipp, Johannes 44/185
 Luftartistik 45/160
 Lüttingen 45/135
 v. Luxemburg, Johann 43/7
- Majestätsiegel Karl IV A 43/11
 Mannöver 44/14
 Martinsabend 41/74
 Marx, Eberhard 42/43
 Masselter, Arnold 44/5
 Meerer Urkunden 42/13
 v. Menzel, Adolf 44/84
 Mercator, Michael 44/46
 Meyen 44/86
- Meyer, Sepp 44/185
 Missionsapotheke 45/139
 Mönchengladbach Kunsthaus 45/31
 M. Sebastianusschützen 43/155
 Mohnkopfdrucke A 44/131
 Moritat 43/12
 Moers Thaler A 44/78; 45/144
 Moosbeere A 42/125
 Möt et i'erschte Le'it 45/149
 Motten A 43/151
 Mülders, Johannes 44/189
 Müller, Hanns 44/187
 Mundartgedichte 43/168
- Münzen A 44/77
 Nachtpfauenauge A 42/124
 Nagel, Hugo 43/115
 Napoleon 43/161
 Napoleon, Louis A 44/116
 Nashörner A 42/8
 Naturschutz 43/159
 Naturschutzpark Schwalm-Nette A 43/126
 Neersdonk 44/3
 Nettesheim, Friedrich 43/153
 Neuss Jahrbuch 41/101
 Nikolauskloster (Dyck) 43/134
 Nolens, Wilhelm A 44/47
- Notariat 41/97
- Oberappellationsgericht 41/97
 Oedter Heimatblätter 45/170
 Oldtimer A 41/7
 Opas Zeit 41/86
 v. Oranien, Wilhelm 43/U
 v. Oranien Moritz 43/87
 Orientteppiche 45/U
 Padeffke, Fritz 45/80
 Panoptikum 44/84
 Pariser Tapeten 45/126
 Parkgestaltung 45/162
 Pesch Schloß A 43/141
 Pilot 45/56
 Piraginen 1737 42/139
 Pohlschneider, Joh. 42/28
 Politik 42/42
 Porten Stammtafel A 44/74
 Preisliste 1903 44/43
 Pressekritik 45/70; 73
 Preußisches Recht 42/101
 Prickenfang 45/136
 Puteanus Ericius A 44/47
- Rebellen 44/59
 Recht und Rechtspflege 44/96
 Regulator 44/156
 Revolutionsarmee 45/87
 Rheinisches Recht 42/101
 Rheydt Schloß 43/136
 Rheydt Webereimuseum A 43/136; 45/36; 40
 Weber am Tau A 43/23
 Jahrbuch 42/156
 Richthofen, Manfred A 43/181
 Riemer, Horst Ludwig 44/31
 Röhmputsch 1934 45/116
 Römerzeit 44/145
 Römisches Recht 42/94
 Roerdepartement A 44/49
 Rubens, Peter Paul 44/50
 Ruland, Josef 45/5
- St. Tönis Heimatbund 43/193
 Sargbeigaben 45/104
 Schaesberg 44/177
 Scheifen, Gottfried 41/89
 Schiffahrtsgerechtigkeit 41/97
 Schlangen 42/47
 Schlingnatter 42/127
 Schmitz, Josef 41/77
 Schönberg 45/57
 Schöningh, Norbert 43/115

Schorn, Karl 45/145
Schulte, Josef Kardinal 42/34
Schrijnen, Josef A 44/47
Schule 1800 43/15
Schuursank 44/124
Schwarzbuntrinderzucht 41/9
Schweichel, Heinrich 41/9
Seggen 42/127
Segnende Sterne 42/52
Sennfelder, Aloys 44/132
Siedlungswesen 41/43; 45/131
Silberkelchmanuskript A 44/144
Sommerabend im Bruch 45/156
Sonnentau A 42/126
Spinnerin A 44/39
Spanische Rheinflotte A 43/15
v. Spiegel, Friedrich August A 45/99
Sphinx 43/161
Spinnrad 43/137
Staatsanwaltschaft 41/97
Stapelrecht 41/97
Storm (Gedicht) 41/72
Steingewinnung 41/79
Stollwerkbilder A 44/84
Straelen 43/187
Strerath, Maria 41/28

Teetrinker A 45/143
Tenhaef, Jupp 41/34

Territorien 42/97
Tertiär Findling A 43/134
Therstappen, Paul A 42/17
Tietzel B. D. A. 43/85
Tirolzeitschrift 44/103
Tönisberg 45/150
Tönisvorst 45/139
Tracht 41/61
Trier St. Matthias A 41/40

Umweltverschmutzung 42/153
Umweltschutz 43/125
Unkel Pfarrhaus A 44/10
Grabstätte Schwaborn A 42/27
Unrechtsstaat 41/99

Vander, Peter 42/149
Venlo 44/47
Doopvont 41/72
Viehhändler A 45/159
Vikariatsprotokolle 44/179
Vornamen 41/77
Volksliedforschung 44/57
Vreujoahr 42/52

Wandbett 45/138
Wander, Gert 45/81
Wanheim (Meerer Hof) 42/121
Wzzenberg 44/57

Wasserschlauch A 42/126
Wegzehrung 45/104
Wenktero'ewend 41/64
Webstuhl A 43/138
Webblattbindemaschine A 43/140
Wenzel König 43/7
Weyers, Paul 41/34
Weyer, Willi A 41/9
Wiener Denkmünze A 44/46
Wiener, Jakob 44/48
Wiener, Leopold 44/48
Wilhelm Carl Denkmal 44/122
Windmühlen 45/151
Wirtschaftsbuch 47/89
Wirtschaftskrise 1931 42/113
Wolffram, Josef 41/96
Wollgres A 42/125
Wönkterdoag 45/146
Würger der rotrückige A 42/69

Xanten 44/79; 145;
Colonia Trajana 45/147
Martinsaltar 45/47 A
Regionalmuseum 45/46

Zeitungen 44/122
Zender, Matthias 43/73
Zivilehe 42/103

die Heimat



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Heiner Kaltenmeier

Jahrgang 47
Dezember 1976

Liebe Leser der „Heimat“!

Das 47. Heft unserer Zeitschrift liegt vor Ihnen. Der Verein für Heimatkunde hofft, daß es wieder Ihren Beifall findet und mit-hilft, die Heimatarbeit lebendig zu halten. Zum ersten Mal zeich-net Herr Heiner Kaltenmeier als Schriftleiter verantwortlich. Der Vorstand des Vereins für Heimatkunde freut sich, in ihm einen jungen, engagierten Mann für diese Aufgabe gefunden zu haben, der das nicht ganz leichte Amt bereitwillig übernommen hat und erwarten läßt, daß „die Heimat“ unter seiner Schrift-leitung eine gute und stetige Weiterentwicklung erleben wird. Dem neuen Schriftleiter gelten die besten Wünsche aller, die als Herausgeber, Mitarbeiter und Leser mit unserer Zeitschrift verbunden sind.

Gleichzeitig ist ein Wort des Dankes an den Schriftleiter des letzten Jahrganges, Herrn Schulrat i. R. Franz Heckmanns zu sagen, der nicht zuletzt auch wegen seiner Verdienste um „die Heimat“ zum Ehrenvorsitzenden des Vereins für Heimatkunde ernannt worden ist. Nachdem er bereits von 1966 bis 1971 Schrift-leiter gewesen war, sprang er im vergangenen Jahr erneut in die Bresche, als die Stelle plötzlich vakant wurde. Hinzu kommt, daß er wie kaum ein anderer das Bild der Zeitschrift durch eine Fülle eigener Beiträge – beginnend 1921 im 1. Jahrgang – ge-prägt hat.

Allen, die an diesem 47. Jahrgang mitgearbeitet haben, sei eben-falls herzlich gedankt, darüber hinaus vor allem auch denen, die durch ihre Zuschüsse den Druck dieses Heftes ermöglicht ha-ben. Genannt seien die Stadt Krefeld, der Landschaftsverband Rheinland und der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. Schließlich gebührt Dank den Firmen, die durch ihre Anzeigen das Werk unterstützt haben, und nicht zuletzt denen, die als Mitglieder durch ihre Beiträge und Spenden immer wieder zeigen, daß ihnen an dieser Zeitschrift etwas liegt und daß sie sich die Ziele, die damit verfolgt werden, zu eigen machen.

In der Hoffnung, daß „die Heimat“ auch in Zukunft – vielleicht sogar in verstärktem Maße – Mitarbeiter und Geldgeber findet, sei dieses jüngste Heft der Öffentlichkeit übergeben. Nichts wäre schöner, als wenn ihm ein lebhaftes Echo zuteil würde.

Dr. Reinhard Feinendegen
Vorsitzer

Liebe Leser!

Am 24. März 1976 wurde mir die Schriftleitung der „Heimat“ offiziell übertragen. Keine ganz leichte Aufgabe für mich, be-denkt man die lange und erfolgreiche Arbeit, die von meinen Vorgängern geleistet wurde. Diese Arbeit in bewährter Weise fortzuführen ist mein Anliegen.

Aber nun zu diesem Heft. Wir, das sind Vorsitzer und Schrift-leiter, haben bei der Konzeption dieses Heftes ganz bewußt darauf verzichtet, ein Generalthema zu setzen. Wir wollten uns nicht schon für die Zukunft einen Zwang auferlegen. Zum an-deren sind wir der Meinung, daß ein Heft, in der Form wie wir es Ihnen vorgelegt haben, auch seinen Reiz hat. Vielseitiger und deshalb für viele vielleicht interessanter. Tradition und Moderne haben ihren gleichberechtigten Platz. Aktualität ab-seits der Tagespolitik soll hier Gewicht haben. Dabei soll „die Heimat“ Sprachrohr sein für alle, die sich für ihre Heimat enga-gieren. Dies erscheint mir in der heutigen Zeit dringlicher denn je! Zuviel Charakteristisches ist unwiderbringlich für unsere Hei-mat zerstört, als daß man weiterhin tatenlos zusehen kann, wie manchmal leichtfertig und vorschnell „geplant“ wird. Spitz-hacke und optimaler Verkehrsfluß sind nicht das Nonplusultra der Städteplanung. Wir müssen erkennen und bewußt machen, daß auch Bauten wie die alte Markthalle, der Wasserturm Glad-bacher Straße, das Sinn-Haus, das Landratsamt Bismarckplatz, die Baumwollspinnerei das Gesicht unserer Stadt geprägt ha-ben bzw. es noch ausmachen. Denn eines ist wohl unbestritten, daß wir nicht dahin kommen sollten, daß sich unsere Stadt von anderen nur noch durch die Anzahl oder Höhe seiner Hoch-häuser unterscheidet.

Auf diese Dinge aufmerksam zu machen, zum Nachdenken an-zuregen, – hierzu fühlen wir uns aufgerufen.

Dieses unser erstes Heft soll den Anfang unseres Mühens zeigen.

Zum Schluß möchte ich noch ein Wort des Dankes all denen sagen, die bei der Erstellung des Heftes geholfen haben.

Heiner Kaltenmeier
Schriftleiter



„Die Heimat“ wird herausge-gaben vom Verein für Heimatkunde e. V. Krefeld. 1. Vorsit-zer ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, F 5 31 70, 2. Vorsitz Dr. Heinz Büsch,

Ostwall 85, F 63 25 82, Schriftführer Ernst Tapper, Wiesenstraße 40, F 5 32 23, Kas-senwart Heinz Kürvers, Stippergath 46, F 5 24 62; weitere Vorstandsmitglieder sind Heiner Kaltenmeier als Schriftleiter der „Heimat“, Luth. Kirchstraße 57-59, F

2 46 14, Dr. Hans Marchand, Dr. Eugen Gerritz, Dr. Guido Rothhoff und Schulrat i. R. Franz Heckmanns als Ehrenvorsit-zender. Der Verein erhebt einen Jahres-beitrag von DM 20,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden erbeten auf ein Konto des Ver-eins (Stadtsparkasse Krefeld 309 617, Postscheckamt Köln 107 175-508).

„Die Heimat“ erscheint jährlich im De-zember. Für Nicht-Mitglieder sind die Hef-te außer beim Kassenwart des Vereins

auch bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Kassenwart vermittelt auch frühere Jahr-gänge. Die Anzeigenverwaltung liegt in Händen des 2. Vorsitzers.

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck mit Herkunftsvermerk und Ver-fassernamen gestattet. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.



Krefeld hat mit dem neuen Fußgängerbereich Rheinstraße seine Einkaufsattraktivität erheblich gesteigert. (Foto: Herbert Maeger)

Inhalt

Beiträge zur Stadtgeschichte

Hans Vogt	7	75 Jahre kommunale Gebietsreform in Krefeld
Karl Otto Lüfkens	20	Das Kaufhaus „Sinn“ zu seiner Zeit und heute
Helmut Rommerskirchen	25	Privatpostanstalten in Krefeld
Ernst Doffiné	67	Kathreiners Malzkaffeeabrik
Theo Schultes	78	Gelesen in alten Schiedsmannsbüchern
Guido Rotthoff	108	Eine unbekannte Forstkarte von 1802/03
Ernst Köppen	138	Der König nahm den Käse mit

Kunst in Krefeld

Ernst Köppen	29	Künstler in Krefeld
Rudolf Perpéet	52	Der Kunstbildhauermeister Brahmstädt
Gisela Fiedler-Bender	130	28 Jahre Aktuelle Kunstgeschichte
Roman Bach	141	25 Jahre „Lebendiges Theater“

Krefelder Perspektiven

Karl Stickelbrocks	15	Liebenswürdiger Krefelder Fassadenstück
Ursula Völkel	23	Krefeld und die Behinderten
Hermann Josef Kronen	45	Vorschläge zur Erneuerung des historischen Ortskerns in Krefeld-Linn
Theo Mülders	61	In heimatlichem Gewande, auf historischem Boden
Franz Heckmanns	63	Ein halbes Hundert Krefelder Sammler
Alice Lindel	85	Stoffmalerei

Begegnungen

Eva Brües	57	Abiturientenabschiedsfeier 1965 am Arndt-Gymnasium
Günter Janß	72	Der ökumenische Gedanke und seine praktische Verwirklichung in Krefeld 1945–1976
Theo Mülders	80	Vom Niederrhein nach Bangla-Desh
Marianne Junghans	82	Verirrt im Forstwald
Theo Mülders	110	Hongertwändig Johr ongerwäejes
Fritz Edmund Wagemann	118	Die alte Römerstraße

Zwischen Rhein und Maas

Jochen Hild	87	Vogelzug im Rheinland und daraus erwachsene Gefahren für den Flugbetrieb
Jakob Hermes	92	Der Kampf für und wider das Kuhtor in Kempen
Dirk Soechting	99	Archäologie eines Bauernhofes
Peter Paul Frohn	103	Auf den Spuren des ältesten „Rheinländers“
Hannes Martens	106	Im Kuhhorren
Peter Paul Frohn	115	Europapark Maas-Schwalm-Nette
Werner Böcking	119	Ursprung und Herkunft der Fanggeräte Hamenwage und Salmwippe
Theo Schreurs	125	Zwei Drosselarten
Heinrich Verbeek †	145	Das Nonnenkloster der hl. Agnes und hl. Cäcilia zu Straelen
Peter Paul Frohn	151	650 Jahre Stadt Erkelenz

Literatur und Mundart

Alice Lindel	22	Am Hülserberg
Alice Lindel	23	Geschüttelte Gammelei
Annemarie in der Au	86	In memoriam Joachim Rochow
Hannes Martens	105	Drei Gedichte
Leo Peters	111	Jubel und Trauer im gräflichen Hause Virmond im Spiegel barocker Gelegenheitsdichtung
Jupp Lange	152	Hellije Ovend
Josef Brocker	152	Nöijohr
Maria Strerath	152	Fastelo'evend
Anton Koch	152	Hiob
Theo Wierichs	152	Vro-eg ens
Johanna Overdick †	153	Jras
Gerhard Martens	153	Hän hat noch Tid
Peter Carmanns	153	Mar eemol
Aletta Esser	153	Enn Barack
Peter Erweg	156	De Bööm – de Mingsche
Marianne Junghans	157	Die Egelsberger Mühle
Annemarie in der Au	157	Sommerabend
Theodor Plückebaum	157	Der Kahn

Aus dem Heimatleben

Reinhard Feinendegen	155	Der Verein für Heimatkunde
	159	Personalien
	161	Bücher
	165	Mitteilungen
	167	„Statt besonderer Anzeige“
		Satzung des Vereins für Heimatkunde (Umschlag)

Dr. Reinhard Feinendegen, geb. 2. Juni 1932 in Krefeld. Reifeprüfung 1952 Gymnasium am Moltkeplatz. Studium in Köln, Freiburg i. Br., Bonn: Geschichte, Englisch, Deutsch. Dissertation bei Franz Steinbach über ein Thema aus der niederrheinischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Im höheren Schuldienst tätig seit 1961; seit 1970 Aufbau und Leitung des Gymnasiums Horkesgath in Krefeld. Mitglied in verschiedenen politischen und kirchlichen Gremien.



Heiner Kaltenmeier, Dipl.-Kfm., geb. 2. November 1947 in Hüls. Abitur 1968 am humanistischen Gymnasium Thomaeum in Kempen. Nach der Bundeswehrdienstzeit Studium der Betriebswirtschaftslehre an der westfälischen Wilhelms-Universität in Münster/Westf., anschließend Eintritt in den elterlichen Betrieb. März 1976 Übernahme der Schriftleitung „die Heimat“.



Die Autoren: Annemarie in der Au, Elisabethstraße 64, 4150 Krefeld. Dr. Roman Bach, in der Sauerplatten 3, 7802 Merzhausen ü. Freiburg. Werner Böcking, Erprather Weg 32, 4232 Xanten. Josef Brocker, Wilhendyk 51, 4150 Krefeld. Dr. Eva Brües, Gutenbergstraße 21, 4150 Krefeld. Peter Carmanns, 4050 Mönchengladbach-Holt. Ernst Doffiné, Schleswiger Straße 5, 4150 Krefeld. Peter Erdweg, Johannesstraße 20, 4156 Willich-Anrath. Aletta Esser, Rheinhausen. Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstraße 14, 4150 Krefeld. Gisela Fiedler-Bender, Inrathener Straße 325, 4150 Krefeld. Peter Paul Frohn, Goethestraße 28, 4060 Viersen. Franz Heckmanns, Marienstraße 52, 4150 Krefeld-Fischeln. Jakob Hermes, St. Töniser

Straße 71, 4152 Kempen. Jochen Hild, Gudrunstraße 15, 5050 Porz-Wahn. Günter Janß, Westwall 42, 4150 Krefeld. Marianne Junghans, Laschenhütte 45, 4154 Tönisvorst. Anton Koch, 4050 Mönchengladbach 2 - Rheydt. Ernst Köppen, Breiten Dyk 51, 4150 Krefeld. Dr. Hermann Josef Kronen, Steckendorfer Straße 19, 4150 Krefeld. Jupp Lange, 4040 Neuss. Alice Lindel, Leyentalstraße 67-69, 4150 Krefeld. Karl Otto Lütken, Eichendorffstraße 36, 4150 Krefeld. Gerhard Martens, Kavelaer. Hannes Martens, Bellstraße 2, 4152 Kempen-St. Hubert. Theo Mülders, Pappelallee 26, 4154 Tönisvorst. Johanna Overdick †. Rudolf Perpéet, Rheinstraße 128, 4150 Krefeld. Dr. Leo Peters, Burgstraße 28, 4152 Kempen. Theodor Plückebaum, Ma-

rienburger Straße 42, 4135 Kapellen. Dr. Helmut Rommerskirchen, Nernststraße 23-25, 4150 Krefeld. Dr. Guido Rothhoff, Luth.-Kirch-Straße 27, 4150 Krefeld. Theo Schreurs, Rheinstraße 4, 4150 Krefeld-Hüls. Theo Schultes, Marktstraße 76, 4150 Krefeld. Dr. Dirk Soechting, Kurlürstenstraße 7-9, 4232 Xanten. Karl Stickelbrocks, Nauenweg 112, 4150 Krefeld. Maria Strerath, Konrad-Adenauer-Ring, 4060 Viersen. Heinrich Verbeek †. Dr. Hans Vogt, Josef-Görres-Straße 26, 4150 Krefeld-Uerdingen. Ursula Völkel, Am Rotdorn 7, 4150 Krefeld. Fritz Edmund Wagemann, Renoisstraße 16, 5300 Bonn 1. Theo Wierichs, 4150 Krefeld-Hüls.

Bildnachweis (in Klammern die Seitenzahlen):
Werner Böcking (119–124), Dr. Eva Brües (69).
Bildarchiv des Uerdinger Heimatbundes (69).
Ernst Doffiné (67–71), Hein Engelskirchen
(131, 132), Hermann Ege (130, 134), Peter Paul
Frohn (103–105, 115–117, 151), Fotoarchiv
Kaiser-Wilhelm-Museum (130, 135), Axel Gayk
(29–44, 61, 62), Dr. Jochen Hild (87–91), Gün-
ter Janß (73–75), Marianne Junghans (83),
Monika Kühn (15, 17, 18, 19), Kreisbildstelle

Kempen-Krefeld (107), Kreisbildstelle der Stadt
Viersen (92–97, 111, 112), Landesbildstelle
Rheinland (102), Pressefoto Lengwenings (136),
Karl Otto Lüfkens (20, 22), Herbert Maeger
(Titelbild), Theo Mülders (110), Privatarchiv
Ostler (109), Planungsamt der Stadt Krefeld
(45–50), Rudolf Perpéet (52–55), Dr. Helmut
Rommerskirchen (25–28), Dr. Dirk Soechting
(99, 100, 102), E. Schmidt, Fotostudio (101),
Theo Schreurs (125–129), Theo Schultes (78),

Karl Stickelbrocks (15, 16, 17, 19), Aero-Foto
Schwarzer, freigeg. Reg.-Präs. Düsseldorf (10)
06/1013/24, (12) 06/75 F 348, (14) 06/74 E 789,
Gebr. Urselmann (130), Manfred Vollmer (133),
Theo Windges (137).

Beilagen-Hinweis:

Dem Heft liegt das Gesamtinhaltsverzeichnis
der Jahrgänge Nr. 41–45 der Jahre 1970–1974
bei.

75 Jahre kommunale Gebietsreform in Krefeld

von Hans Vogt

Gemeinden sind nach juristischer Definition Körperschaften. Das sind selbständige Einheiten, denen es auf der Ortsebene obliegt, das gedeihliche Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft möglich zu machen und Daseinsvorsorge zu betreiben.

Nach üblicher Einteilung in der Rechtslehre gehören die Gemeinden zur Gruppe der Gebietskörperschaften: Ihr Wesen wird durch ein Gebiet bestimmt, innerhalb dessen Grenzen der kleine oder große Organismus wirken und – je nach Lebenskraft – sich entfalten kann.

Indessen, die Grenzen können nicht nur Segen, sondern auch Plage sein. Ein Segen waren und sind sie, weil sie den Bürgern Schutz und Sicherheit bieten, ihnen Rechte verleihen, der Gemeinde selbst aber die Basis für ihre Einkünfte, Dispositionen und Planungen geben. Eine Plage können Grenzen sein, wenn sie zu eng geworden sind und mit der Lebenswirklichkeit nicht mehr übereinstimmen. Vielfach waren sie noch bis in unsere Zeit den Agrar- und Wirtschaftsverfassungen früherer Jahrhunderte angepaßt. Inzwischen zu Verwaltungsgrenzen erstarrt, konnte sie der Bürger oft nicht mehr erkennen. Denn der Verkehr überfährt und überläuft sie reibungslos. Die Versorgungseinrichtungen haben sie um der Wirtschaftlichkeit willen längst übersprungen. Es sind enge Verflechtungen ökonomischer, kultureller und sozialer Art entstanden, die den Unterschied zwischen hüben und drüben verwischen.

Diese Symptome sind in einem langen Entwicklungsprozeß auch im niederrheinischen Raum entstanden und haben die Kommunalgeographie Krefelds und seiner Nachbarschaft in diesem Jahrhundert er-

heblich verändert. Dieser Wandel hat sich langsam, in mehreren Schüben vollzogen. Er war schmerzhaft für Verlierer und Gewinner, die sich erbitterte und heftige Gefechte geliefert haben.

Heute – 1976 – ist man allgemein des Kämpfens müde. Im Landtag ist das Wort „Gebietsreform“ zu einem lästigen Begriff mit negativem Sympathiewert geworden. Die Städte, Gemeinden und Kreise sind daran gegangen, die Blessuren zu beseitigen und die Schlachtfelder aufzuräumen. Man scheint sich allenthalben darauf einzurichten, mit den neuen Grenzen zu leben und den friedlichen diplomatischen Verkehr mit den Nachbarn wieder aufzunehmen. Kurzum: Man möchte Abstand gewinnen und zur Ruhe kommen, die eine vernünftige Entwicklung nun einmal braucht.

Es ist daher jetzt möglich und berechtigt, zurückzuschauen, Bilanz zu ziehen und die Position Krefelds im Umland zu umschreiben.

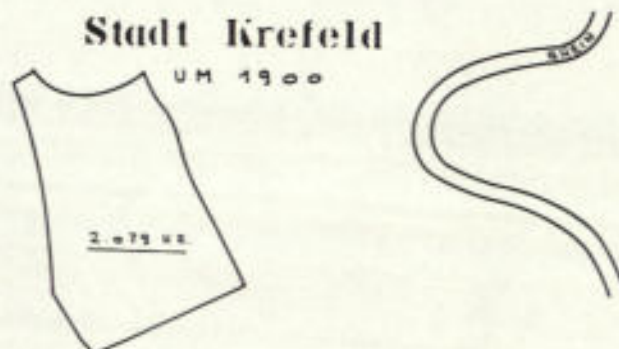
Die Entstehung des Territoriums unserer Stadt, dem im Laufe des Mittelalters der wohlklingende Name „Herrlichkeit Krefeld“ beigelegt wurde, liegt historisch im Dunkeln. Man weiß lediglich, daß Krefeld

1361 Marktrechte und 1373 Stadtrechte bekommen hatte. Das Gebiet umfaßte kaum zweitausend Hektar. Anschaulich ist der Vergleich von Köppen in seiner Kleinen Stadtbiographie: Ein Reiter hätte wenig mehr als zwei Stunden gebraucht, die „Herrlichkeit“ zu umreiten.

Obwohl das Gebiet mehr als ein halbes Jahrtausend (bis 1901) unverändert geblieben war, hat Krefeld eine erstaunliche Entwicklung erfahren: Aus dem kleinen Bauerndorf wurde frühzeitig eine der ersten Industriestädte Europas, dank einer seit 1600 kontinuierlich aufblühenden Samt- und Seidenproduktion. Als anderswo die Industrialisierung erst allmählich begann, hatte Krefeld seine „Gründerjahre“ längst hinter sich, wie diese Zahlen zeigen:

Einwohnerzahl 1860	
Düsseldorf	38.000
Duisburg	13.500
Krefeld	50.000
Mönchengladbach	17.000
Neuss	7.000
Rheydt	11.000

War Krefeld lange Jahre größte Stadt der ganzen Region gewesen, so sollte sich bald der Pferdefußwirtschaftlicher Mono-



struktur zeigen, als die Erfindung des mechanischen Webstuhles überall in Europa neue, größere und leistungsfähigere Produktionen entstehen ließ. Zugleich kamen ringsum nahezu explosionsartig neue Wirtschaftszweige im Kohle- sowie Eisen- und Stahlbereich und viele, die Grundindustrie begleitende Fertigungsindustrien auf. Dabei gab die Standortgunst vielfach den Ausschlag. Entweder befanden sich unter den Städten umfangreiche Kohle- und Erzlager oder die Städte lagen an günstigen Transportwegen, bei denen sich der Rheinstrom für Massengüter besonders anbot. Dementsprechend verlief auch das Wachstum unserer Städtegruppe:

Einwohnerzahlen 1900

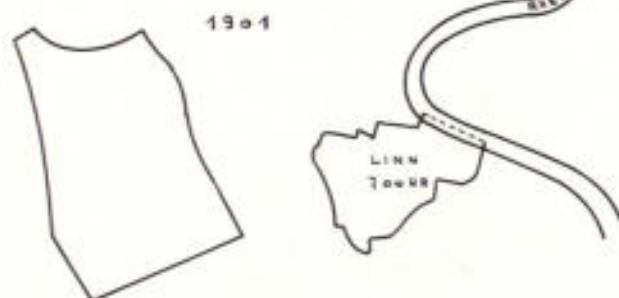
Düsseldorf	214.000
Duisburg *)	93.000
Krefeld	107.000
Mönchengladbach	58.000
Neuss	30.000
Rheydt	34.000

*) Duisburg hatte 1905 bereits 192.000 Einwohner, nachdem die außerordentlich stark mitgewachsenen Nachbarn Ruhrort und Meiderich eingemeindet worden waren.

Krefeld hatte diese Standortgunst nicht. Seine Textilwirtschaft stützte sich allein auf handwerkliche und unternehmerische Fähigkeiten seiner Bürger. So war es kein Wunder, wenn es in eine schwere

Luftaufnahme der Uerdinger Rheinfront von 1927. Wenn heute die gesamten auf dem Bilde erkennbaren Freiflächen bis hinaus nach Uerdingen mit Industriebauten besetzt sind, so zeigt das, wie weit vorausschauend Krefeld schon 1901 seine Hafenpolitik angelegt hatte.

Stadt Krefeld



Wirtschaftskrise fiel, während die Nachbarn am Rhein aufblühten. Der einflußreiche Hausbesitzerverein richtete deshalb im Jahre 1891 eine Petition an die Verwaltung der Stadt Krefeld: „Die andauernde Stockung im Handel und Verkehr und die erschreckende zunehmende Verarmung der Bevölkerung in Krefeld und Umgebung haben den Vorstand des Krefelder Hausbesitzervereins veranlaßt, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie der großen Notlage abzuweichen sei. Als Mittel zur Abhilfe wurden bezeichnet: Die Einführung neuer Industriezweige in Krefeld, die Erhebung unserer Stadt zu einer militärischen Garnison, endlich die Durchführung des Rhein-Maas-Canal-Projekts.“ Es folgte bald die Tat. Aus dem Kanalbauprojekt wurde zwar nichts. Immerhin brachte es schon 1900 in die Nachbar-

schaft, nach Fischeln, ein Stahlwerk auf einem Terrain, das Ruhrindustrielle bereits frühzeitig mit Rücksicht auf den geplanten Rhein-Maas-Kanal erworben hatten. Und 1906 zogen nicht nur die Tanzhusaren in Krefeld ein, sondern im gleichen Jahre löschte das erste Schiff seine Getreidefracht im neuerbauten Krefelder Rheinhafen.

Wirtschaftsentwicklung und Gebietsentwicklung gingen — wie in vielen anderen Städten auch — Hand in Hand. War schon der Rhein nicht durch einen Kanal an Krefeld heranzubringen, dann mußte die Stadt selbst an den Rhein, durch die Eingemeindung von Linn 1901, wodurch erst der Hafenbau ermöglicht wurde.

Wer heute die Akten aus damaliger Zeit liest, trifft schon auf die ganze Skala von Eingemeindungsproblemen, die mittlerweile dem damit dienstlich Befäßten bis zum Überdruß vertraut sind: Zwei Jahre lang Verhandlungen über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit, über den Verlust der Eigenständigkeit; Aushandeln der Vertragsbedingungen; endlose Debatten über Verfahrensfragen, insbesondere über die Beschlußfähigkeit des Linner Gemeinderates (6,5 Stimmen für die Eingemeindung); Denkschriften; Einschaltung der Aufsichtsbehörden; Veränderung von Wahlbezirken; Beigeordnetenposten für den Linner Bürgermeister; Gesetzesbeschluß des Preußischen Landtages (10. April 1901).

Linn bildete zunächst eine Exklave von Krefeld, ein Kuriosum, das an die Verhältnisse nach dem Wiener Kongreß erinnerte. Krefeld hatte zwar nur um 2.138 Einwohner zugenommen, aber es war Rheinstadt geworden und hatte damit den entscheidenden Schritt getan, um seine Wirtschaftskraft wiederzugewinnen. Wahrscheinlich sind weder vorher noch nachher Steuergelder (rd. 11 Mio. Goldmark) so wirkungsvoll angelegt worden, wie für den Bau des Hafens, der einmal einen der ersten Plätze unter den öffentlichen deutschen Binnenhäfen einnehmen sollte. Die Exklave Linn verlangte nach der Verbindung mit Krefeld: Die Eingemeindung



Stadt Krefeld



des Zwischenstückes Bockum-Verberg und Oppum folgte schon 1907. Krefeld gewann damit zwar wiederum rd. 13.000 Einwohner hinzu. Wichtiger aber war, daß es nun sein altes Gebiet weit mehr als verdoppelt hatte. — Die Interessenlage war vergleichsweise einfach. Und doch spielten vordergründig scheinbar viel geringere Dinge eine Rolle: Da war die ständige Verunreinigung des Bockumer Buschgrabens durch die Krefelder Abwässer, weswegen ein Entwässerungskanal durch Bockum (und Uerdingen) zum Rhein gebaut werden mußte, an den wiederum sich Bockum und Oppum anschließen konnten. Da war das Bockumer Villenviertel entlang der Uerdinger Straße, erbaut durch reiche Krefelder Bürger, die übrigens nicht nur der Erholung, sondern auch der niedrigen Steuern wegen dort wohnten. Da war der Stadtwald auf Bockum-Verberger Territorium, wichtiges Erholungsgebiet für die Krefelder Bürger und Eigentum der Stadt.

Dem Druck des großen und einflußreichen Nachbarn konnten die kleinen, im Zweifrontenkrieg stehenden Gemeinden auf Dauer nicht standhalten. Auch eine Bürgeraktion, an der sich in Versammlungen fünfhundert Bürger beteiligten, nützte nichts. Bockum-Verberg beschloß den Vertragsschluß mit 19:1, Oppum mit 14:3 Stimmen. Anders der Landrat des Kreises Krefeld, zu dessen Gebiet diese Gemeinden gehörten, und der — zu Recht, wie sich 1929 zeigen sollte — darin eine existenzbedrohende Schmälerung des Kreises sah. Er unterlag gegenüber den staatlichen Behörden.

In den folgenden zwei Jahrzehnten herrschte Ruhe an der Neugliederungsfront, wenn von einer kleineren Grenzberichtigung im Raume Gellep-Stratum im Jahre 1914 abgesehen wird, bei der die gegenseitigen Interessen am Rande des Hafengebietes abgesteckt wurden. Allerdings hatte Uerdingen, das sich durch die Ausdehnung Krefelds an den Rand gedrängt sah, nichts unversucht gelassen, um für seine Existenzabsicherung Aus-

dehnungsmöglichkeiten nach Norden zu eröffnen. Der Erfolg der seit 1904 laufenden Bemühungen zeigte sich 1927 mit der Eingemeindung von Hohenbudberg und Teilen von Kaldenhausen, und zwar gegen den Widerstand des Kreises Moers, zu dem diese Gebiete gehörten.

Uerdingen hatte gleichwohl nur eine kurze Gnadenfrist von nur wenigen Monaten. Noch im gleichen Jahre begann das landesweite Verfahren zur Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, zu dem auch der Regierungsbezirk Düsseldorf zählte, und das die Gebietsverhältnisse weit und breit grundlegend verändern sollte. Es begann mit einer Anhörung, bei der Krefeld Uerdingen und Lank forderte, um seine Rheinfront zu verbreitern. Traar, Benrad, Hüls, Orbroich, St. Tönis, der Forstwald und Fischeln wurden gefordert, weil enge wirtschaftliche Beziehungen zu Krefeld bestanden. Zusätzlich empfahl man noch die Eingliederung von Willich und Osterath.

Sicher war man sich bewußt, daß dies Maximalforderungen waren. Immerhin setzte Krefeld die Hälfte davon durch, wenn auch zum Teil unter großen Opfern. Das galt vor allem für Uerdingen, das

wegen seiner Wirtschaftskraft recht selbstbewußt antrat, allerdings wohl auch wußte, daß kaum Alternativen bestanden. Mit Moers oder Rheinhausen zu paktieren, scheiterte an historischen Gründen; Uerdingen gehörte seit eh und je zu Kurköln. Für eine Erweiterung auf 30.000 oder 50.000 Menschen fehlte das Hinterland. Denn nur so hätte man gegen Krefeld und Duisburg bestehen können. Dann hätte man schon vor Jahrzehnten mit Linn zusammen einen Hafen bauen müssen, wie ein wenig zaghaft schon mehrfach im 19. Jahrhundert versucht worden war. Auch der Sprung über den Rhein nach Mündelheim wäre nicht unmöglich gewesen. Aber das alles hätte große finanzielle Opfer gekostet, für die die Uerdinger Industrie keine erhöhten Steuern zahlen wollte. Das hatte sie in der Zeit des Dreiklassenwahlrechts in der Hand. Vielleicht waren aber auch solche ehrgeizigen Projekte eine Nummer zu groß für die kleine Stadt am Rhein mit ihren 7.000 Einwohner um 1900. Immerhin war man durch seinen tatkräftigen Bürgermeister Dr. Warsch politisch hervorragend vertreten, der mit seinen Bürgern die Flucht nach vorn antrat und Krefeld einen Vertrag abhandelte, durch den Uerdingen trotz der Eingliederung nach Krefeld noch 46 Jahre relativ selbständig bleiben konnte. Zunächst blieb man auf zehn Jahre sogar eine eigene Körperschaft, Krefeld gleichgestellt unter einer Dachgemeinschaft. Die Gesamtstadt hieß dann auch jahrelang Krefeld-Uerdingen. Später bildete Uerdingen dann eine Bezirksverwaltung mit eigener Verfassung und einem Bezirksbürgermeister an der Spitze. Uerdingen wurde so Vorbild für eine 1975 in Nordrhein-Westfalen getroffene landesweite Regelung.

Stadt Krefeld





Fischeln – 1929 mit Krefeld vereinigt – ist vor allem durch Wohnungsneubauten aus den letzten zehn Jahren stark angewachsen. 1929 lebten dort 9.000 Menschen, heute sind es 26.000. Die ehemalige Stadtgrenze ist nicht mehr zu erkennen.

Im Süden gelang die Eingemeindung von Fischeln, das damals 9.000 Einwohner hatte und mit Krefeld eng verwachsen war. Trotz seines guten Industriebesatzes (u. a. die Deutschen Edelstahlwerke) fehlte es an einer Kanalisation und an manchen öffentlichen Einrichtungen, die man – einschließlich vieler Schulen – in Krefeld vorfand und auch benutzte. Man hatte schon Anfang des Jahrhunderts die Eingemeindung von Fischeln erwogen, dann aber wegen der hohen Kosten zurückgestellt, die auf Krefeld zugekommen wären.

Aus der Bürgermeisterei Lank kam die Gemeinde Gellep-Stratum zu Krefeld, um Möglichkeiten für eine Hafenerweiterung zu haben, nachdem bereits die Reinholdhütte (Stahlwerk Becker) zum Teil auf Gelleper Gebiet lag und auch die Guano-Werke die Hentrichstraße überschritten hatten. Damit kam altes kulturhistorisches Land mit seinem ehemaligen Römerkastell und einem unübersehbaren römisch-fränkischen Gräberfeld zu Krefeld, das von nun an auf mehr als 2.000 Jahre Siedlungsgeschichte zurückblicken und sich mit Gelduba sogar auf eine Erwähnung bei Tacitus berufen konnte.

Im Westen kam es zur Vereinigung mit der Landgemeinde Benrad, die für Wohnbauzwecke beansprucht wurde. Der Forstwald, der als Erholungsgebiet Eigentum der Stadt war, wurde aus den Gemarkungen St. Tönis und Vorst Krefeld zugeschlagen, um Privatrecht und Hoheitsrecht in eine Hand zu legen.

Von Hüls im Norden und von St. Hubert

bekam man das Hülser Bruch und den Hülser Berg, die privatrechtlich ohnehin zum großen Teil infolge großzügiger und weitschauender Grünflächenpolitik der Stadt gehörten. Damit war auch die Selbstständigkeit der Landgemeinde Traar nicht mehr aufrecht zu erhalten, es sei denn, man hätte Traar in den Kreis Moers eingegliedert, entgegen seinen vielfältigen Beziehungen zu Krefeld. Nach langem Widerstand und einigem Hin und Her stimmte schließlich der Traarer Gemeinderat der Eingemeindung nach Krefeld zu, weil man die Ausweglosigkeit seiner Situation erkannt hatte.

Damit die so zerklüftete Stadtgrenze einigermaßen begründet wurde, hatten Nierst, Latum, Bösinghoven, Ossum und Willich noch kleinere Gebietsteile zur Abrundung der Stadtgrenze beizusteuern, die vierzig Jahre vorhalten sollte. Krefeld hatte jetzt rd. 30.000 Einwohner hinzugewonnen. Sein Gebiet – und das war das Wesentliche – hatte sich von 4.600 ha auf 11.300 ha vergrößert.

Interessant ist wiederum ein Blick in die Runde der Nachbarstädte:

Einwohnerzahlen nach der Neugliederung im Jahre 1929

	1925	1930
Düsseldorf	433.000	481.000
Duisburg	273.000	438.000
Krefeld	131.000	164.000
Mönchengladbach	115.000	200.000
Neuss	45.000	54.000
Rheydt	45.000	–

Der große Gewinner war Duisburg, während Düsseldorf kaum mehr hinzugewann

als etwa Krefeld. Mönchengladbach konnte sich seines Erfolges nur gut drei Jahre erfreuen. Denn der Rheydter Sohn Josef Goebbels sorgte 1933 wieder dafür, daß seine Vaterstadt selbständig wurde. Krefeld indessen hatte es zwar zu einer namhaften Gebietsvergrößerung gebracht. Aber die Entwicklung der Einwohnerzahlen zeigt, daß es inzwischen weit hinter seinen ehemals kleineren Rivalen Düsseldorf und Duisburg zurückgeblieben war. Wenn es seit 1900 um 57.000 Einwohner gewachsen war, so machte der Zugewinn aus Eingemeindungen allein 45.000 Menschen aus, die in Gemeinden wohnten, die auch lange nach der Eingemeindung als Stadtteile noch Vorortcharakter behielten, während die beiden Nachbarstädte um ein Mehrfaches dichter besiedelt waren, allerdings mit allen Problemen und Belastungen, wie sich einige zwanzig bis dreißig Jahre später zeigen sollte.

Die 1929er Aktion bedeutete einen Kraftakt für die preußische Regierung und für die Kommunen. Daher ist es auch verständlich, daß in den mit anderen Problemen belasteten dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren niemand mehr an Gebietsreformen dachte. Erst Anfang der sechziger Jahre begann man darüber nachzudenken, ob das System und die Gliederung unserer Gebietskörperschaften noch hinreichend effektiv waren. Dazu bestand aller Anlaß:

– Die Bevölkerungszahl in der Bundesrepublik war genauso groß wie vor 1937 im ehemaligen Deutschen Reich. Bevölkerungswachstum war – wie Wirtschaftswachstum – ein in diesem Ausmaß vorher kaum gekanntes Phänomen, das in allen Bereichen zu einer Wachstumsideologie führte, die offenbar vom Wachstum als einem selbstverständlichen Prozeß ohne Ende träumte.

– Hinzu kam die rapide ansteigende Motorisierung, mit der eine immer größer werdende Mobilität einherging. Man zog „ins Grüne“ und fuhr zur Arbeit in die Stadt.

– Mit dem technischen Fortschritt, insbesondere der elektronischen Datenverarbeitung, wurden neue Wege beschritten, die in Verwaltung und Wirtschaft nach Konzentration zu größeren Einheiten verlangten.

Von der Gebiets- und Funktionalreform sprach man nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen westlichen und östlichen Welt. 1967 widmete der Internationale Gemeindeverband seine Jahrestagung in Stockholm ausschließlich diesem Thema.

Im Herbst desselben Jahres begann die erste Neugliederungsrunde in Nordrhein-

Westfalen. Man wollte „von unten nach oben“ reformieren und fing zunächst damit an, in einer Sachverständigenkommission die Verhältnisse in den ländlichen Zonen zu studieren und Vorschläge auszuarbeiten. War es schon ein Fehler, zunächst die schwergewichtigen Ballungszentren herauszulassen, so beschritt man damit einen weiteren Irrweg, daß man mit dem ersten Kreis – dem Kreis Unna – ein Gebiet in Angriff nahm, das in der Ballungsrandzone lag und auf das die Lösungsmodelle nicht paßten. Charakteristisch für dieses erste Neugliederungsprogramm war die Reform innerhalb der Grenzen der Kreise, die nur in wenigen Ausnahmefällen verändert wurden. Man legte Gemeinden zusammen und löste alle Ämter auf.

Zu den ersten Kreisen, die in diesem Programm reformiert wurden, gehörte auch der Kreis Kempen-Krefeld, der 1929 durch Vereinigung des Kreises Kempen mit den Restteilen des seinerzeit aufgelösten Kreises Krefeld gebildet worden war. Schon 1966 hatte der Kempener Oberkreisdirektor einen ersten Vorschlag zur Neuordnung seines Kreises vorgelegt. Da sich Landesregierung und Landtag ebenfalls erst vorsichtig an die Problematik herantasteten und noch keineswegs über ein ausgereiftes Konzept verfügten, wie etwa beim 2. Neugliederungsprogramm, ist es wahrscheinlich, daß man diejenigen Kreise vorzog, von denen eine aktive Mitwirkung zu erwarten war. Zu ihnen gehörte Kempen-Krefeld. Der Stadt Krefeld kam das sehr ungelegen, weil der Kreis offensichtlich versuchte, ja versuchen mußte, die mit Krefeld eng verflochtenen Gemeinden Hüls und St. Tönis auf eine Weise in größere neue Gemeinden einzubringen, daß dadurch spätere Eingemeindungswünsche Krefelds weitgehend blockiert wurden.

Gleichwohl wurde das benachbarte Krefeld vom Regierungspräsidenten angehört, der mit der Vorbereitung des Kempen-Krefeld-Gesetzes beauftragt war. Krefeld trug dabei seine Forderung auf Eingliederung von St. Tönis, Hüls und den nördlichen Teilen des Amtes Lank vor. Das Ergebnis war enttäuschend. Man wollte nur kleine Grenzberichtigungen zulassen. Krefeld habe bei einer Bevölkerungsdichte von knapp unter 2.000 Einw./qkm keine Raumnot.

So blieb es auch bis zum Gesetzesbeschluß am 16. 12. 1969. Krefeld bekam nur die von Willich weitab gelegene Siedlung Holterhöfe am Forstwald und Erweiterungsgelände für die Deutschen Edelstahlwerke einschließlich des Landesju-

gendheimes Fichtenhain. Insgesamt wohnten in diesen Bezirken knapp 1.000 Menschen, die de facto längst Krefelder waren.

Sie waren es de facto nicht anders als die Hülser, die im Gegensatz zu St. Tönis und Lank – mit Zweidrittel-Mehrheit – sogar den Anschluß an Krefeld beschlossen hatten. Gerade um Hüls war es denn auch noch wenige Tage vor dem Gesetzesbeschluß dramatisch geworden, als Innenminister Weyer kurzfristig einen genauen Abgrenzungsvorschlag zwischen Hüls und Kempen ausarbeiten ließ. Weyer war es denn auch, der in der Plenardebatte noch einmal den Kernsatz der Regierungsvorlage zitierte: „Insgesamt hängt die Entscheidung dieser Frage davon ab, welche Entwicklungsrichtung der Gemeinde Hüls als wirklichkeitsnahe angenommen wird.“ Er wurde nicht verstanden. Hüls war baulich längst mit Krefeld zusammengewachsen. Am Hülser Markt hingegen sagt ein Verkehrsschild: Kempen 7 km.

Damit hatte Krefeld die erste Neuordnungsrunde verloren. Hüls resignierte und begann, sich mit Kempen zu arrangieren. Die im Süden aus dem Amt Lank, aus Büderich und Osterath gebildete neue Stadt Meerbusch schickte sich sofort an, Stadtplanung zu betreiben, um wenigstens eine Einheit der acht, ehemals selbständigen Gemeinden zu demonstrieren.

Schon 1972 wurde die zweite Runde eingeläutet. Man hatte das gesamte Land in acht Neuordnungsräume aufgeteilt. Krefeld gehörte zum Raum 6, der von Wuppertal bis Mönchengladbach reichte. Raum 5 war der Niederrhein, 4 das Ruhrgebiet. Landesregierung und Landtag waren entschlossen, in dieser zweiten Runde die kommunale Neugliederung, einschließlich der Kreise, bis 1975 abzuschließen.

Krefeld wiederholte mit Konsequenz und unverdrossen seine Forderung auf Hüls und St. Tönis und den Nordteil der 1969 neugebildeten Entlastungsstadt Meerbusch, falls die Auflösung dieser Stadt vom Land in Erwägung gezogen werden sollte. Außerdem wurden noch Grenzkorrekturen an vier Stellen verlangt, an denen grenzüberschreitende Projekte bestanden (Werkserweiterungen von DEW und Bayer, Hafenerweiterung und Wassersportzentrum Uerdingen). Diese Forderungen waren noch vergleichsweise mäßig, verglichen damit, daß Duisburg etwa an eine Ausweitung bis einschließlich Neukirchen-Vluyn dachte und Düsseldorf einen Städteverband gründen wollte, der das gesamte Umland umfaßte.

Dieses Städteverbandsmodell ist in der Tat – vor allem für das Ruhrgebiet – stark diskutiert worden, nachdem früher bereits ein Regionalkreismodell (Einteilung des Landes in 16–18 Regionalkreise mit den Oberzentren als Kernstädte) verworfen worden war. Zu dieser Zeit konnte man aber schon erkennen, daß die politischen Widerstände gegen diese Neuerung unüberwindbar waren, so daß es schließlich bei der Maßstabsvergrößerung im sogenannten Städte-Kreis-Modell blieb. Immerhin hatte man jetzt ein – wenn auch nicht gerade modernes – Konzept, das ermöglichte, auch das Stadtumlandproblem mit einzubeziehen und die dynamischen Räume in den Vordergrund zu stellen.

Es folgten Denkschriften, mit denen die Landtagsabgeordneten wohl täglich von der Post reichlich versehen worden sein mußten. Man versuchte, sich in Originalität zu überbieten. Zum Muttertag erhielten Abgeordnetenfrauen Blumensträuße, zum Vatertag die Abgeordneten Wanderstöcke. Flugzeuge mit Transparenten überflogen das Landtagsgebäude. Eine gefährdete Stadt ließ ein modernes Märchen nach „Rotkäppchen und der böse Wolf“ drucken. Professoren schufen teure Gutachten. Plakataktionen liefen, und Transparente mit „Hände weg von ...“ überspannten die Straßen. – Ob der einzelne Bürger engagiert war oder mitgerissen wurde, ist vielleicht zweifelhaft. Tatsache ist, daß wohl selten soviel Anteil genommen wurde an der gesetzgeberischen Arbeit wie bei der Gebietsreform. In Hannover stürzte darüber sogar eine Regierung. In Nordrhein-Westfalen versuchte man immerhin mit erheblichem Propagandaaufwand, die Gebietsreform durch ein Volksbegehren zu Fall zu bringen, das von Wattenscheid ausging. Statt der dazu notwendigen 2,4 Mio. Unterschriften von Wahlberechtigten bekam man jedoch in den landesweit ausgelegten Listen nur 720.000 zusammen.

Als Ende 1973 der Ministerentwurf für den Raum Düsseldorf auf den Tisch kam, hieß es dort lapidar: „Dieser Vorschlag sieht keine Veränderung des Gebietes der Stadt Krefeld vor.“ Die Darstellung der Probleme Krefelds nahm von 404 Seiten ganze drei Seiten ein. Als Gründe wurden genannt: Die Belange Krefelds seien bereits beim Erlaß des Kempen-Krefeld-Gesetzes ausreichend gewürdigt worden. Ein Abweichen gefährde die Glaubwürdigkeit des Gesetzgebers. Die „viel zitierte „Gründung von Meerbusch wäre“ nach den heutigen Erkenntnissen über den Bau von Entlastungsstädten wahrscheinlich nicht mehr“ erfolgt; der



Hüls kam 1975 zu Krefeld, mit dem es im Laufe der Jahrzehnte baulich zusammengewachsen war. Oben rechts im Bild ist der Krefelder Nordbezirk Inrath zu erkennen.

Vorschlag stelle jedoch auch diese Lösung „zunächst nicht in Frage“.

Der schon im März 1974 vorgelegte Gesetzentwurf zählte folgerichtig Krefeld zu den „unverändert bleibenden Gemeinden“. Dann allerdings bahnte sich eine Wende an. Schon am 30. April 1974 änderte der (Landtags-) Ausschuß für Verwaltungsreform eigens seine Fahrtroute, um sich die Situation in Hüls an Ort und Stelle anzusehen. Eine Woche darauf erörterte er mögliche Abweichungen vom Gesetzentwurf und kam zu dem Ergebnis, daß „Hüls zu Krefeld kommen müsse, weil es zu dessen engerem großstädtischen Verflechtungsbereich“ gehöre und Krefeld „zur Wahrnehmung seiner ober-

zentralen Funktion gestärkt werden“ müsse. Auch die Existenz von Meerbusch stellte der Ausschuß in Frage, weil dort für eine Stadtzentrumbildung kein Bevölkerungszustrom mehr zu erwarten sei; von dieser Erwartung sei aber der Gesetzgeber 1969 ausgegangen, als er die neue Stadt aus acht voneinander getrennten Siedlungsbereichen bildete. Meerbusch sollte zwischen Düsseldorf und Krefeld aufgeteilt werden.

Am 10. 7. 1974 verabschiedete der Landtag dann in diesem Sinne das Düsseldorf-Gesetz bei 25 Gegenstimmen und 10 Enthaltungen. 12.000 Bürger aus Kempen-Hüls und ebenso viele aus dem Raum Lank sollten fortan Krefelder Bürger sein.

Sie sollten es, denn postwendend wurde das Landesverfassungsgericht in Münster angerufen.

Von dieser Möglichkeit machten in den sechziger Jahren vergleichsweise wenig Gemeinden Gebrauch, zumal es sich damals meistens auch um freiwillige Zusammenschlüsse handelte. Allgemein wurden auch die Erfolgsaussichten gering veranschlagt, denn es war seit eh' und je schwer genug, ein Gesetz wegen Verfassungswidrigkeit zu Fall zu bringen. Heimbach war dann die erste Gemeinde, die 1972 durch ein Urteil in der Sache ihre Selbständigkeit wiedererlangte. Das gab anderen Gemeinden, Städten und Kreisen Mut. Fortan war die Verfassungs-

Stadt Krefeld



klage nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel. Insgesamt gab es rund 70 Verfahren.

Die Städte Kempen und Meerbusch, unterstützt durch die Kreise, beriefen sich darauf, daß sie wenige Jahre zuvor bereits „neugeordnet“ worden seien und in der kurzen Zeitspanne von fünf Jahren das öffentliche Wohl keine unterschiedliche Beurteilung vertragen. Vorab versuchten sie, im Wege einer einstweiligen Anordnung, die auf den 1. 1. 1975 terminierte Wirksamkeit des Gesetzes bis zur Entscheidung in der Hauptsache hinauszuschieben. Kempen hatte damit gleich den meisten der anderen Antragsteller keinen Erfolg. Aber wie eine Bombe schlug die Nachricht ein, daß der Gerichtshof dem Antrag von Meerbusch stattgegeben hatte, weil der Stadt das mit einer für sie nicht auszuschließenden positiven Entscheidung verbundene „Hin und Her in wenigen Jahren“ nicht zumutbar sei. Auch wenn dieser Spruch rechtlich für die Hauptentscheidung keine Rolle spielen durfte, vermutete man dahinter doch eine Vorentscheidung. Mit Recht, wie sich dann am 13. 9. 1975 erweisen sollte. Gleichwohl, dem Gericht müssen noch Zweifel an der Neugründung von Meerbusch gekommen sein. Zwar gewann Meerbusch den Prozeß, weil es nach Meinung des Gerichts nicht ordnungsgemäß beim Neugliederungsverfahren angehört worden war. Wog dieser Formfehler offenbar schwer, so fanden sich in der Urteilsbegründung doch kaum versteckte Hinweise, daß man die Sachentscheidung des

Landtages wohl nicht gerügt hätte, wenn eben das Verfahren in Ordnung gewesen wäre.

Im Falle Hülse indessen war das Glück den Krefeldern hold. Das Gericht bestätigte durch Urteilsspruch vom 6. 12. 1975 das Gesetz. Ein viele Jahre währender Streit war zu Ende. Niemand sah Grund zum Jubel. Die Hülser, denen die Fakten am besten bekannt waren, fanden bei aller verständlichen Verärgerung über die neuerliche Veränderung die Entscheidung in der Sache richtig und gingen zur Tagesordnung über, die allen ohnehin noch Probleme genug stellte.

Auch in Meerbusch jubelte niemand. Denn erwartungsgemäß griff der Innenminister den Fall Meerbusch erneut auf, um nun mit übergauener Beachtung der Verfahrensvorschriften die Stadt aufzulösen und – wie bereits im ersten Düsseldorf-Gesetz vorgesehen – abermals aufzuteilen. Gleichzeitig sollte Erkrath an Düsseldorf gehen. Aber da genau begann die Sache kritisch zu werden. Es war wegen der unterschiedlichen Interessenlage im politischen Bereich sehr schwer, im Landtag eine Mehrheit zu bekommen. Es kam nach einem nochmaligen heftigen Aufklackern der bei der Diskussion um die Neugliederung entfachten Leidenschaften zu einem Abstimmungsergebnis bei der dritten Lesung des Gesetzentwurfes am 20. 5. 1976, wie es knapper kaum sein konnte: Mit 94:92 Stimmen wurde die Auflösung von Meerbusch abgelehnt. Meerbusch blieb Entlastungsstadt. – Aller-

dings brachte dieses 2. Düsseldorfgesetz zugunsten von Krefeld noch eine kleinere Gebietsbereinigung im Raume Orbroich, die fast ebenso heftig umstritten, mit 105:83 Stimmen getroffen wurde. So blieben denn auch die Orbroicher zusammen, wie sie es gewollt hatten.

Damit war die Neugliederung zu Ende, wenn man von einer im Hafenbereich noch vorzunehmenden kleinen Grenzberichtigung absieht.

Den Endstand gibt diese Planskizze links wieder.

Auch für das Land Nordrhein-Westfalen schloß damit das Kapitel der kommunalen Gebietsreform. Hatten z.B. noch 1929 mit dem 3. Preußischen Neugliederungsgesetz außer den Großstadtzusammenschlüssen „nur“ 14 Mittel- und Kleinstädte, 33 Landgemeinden und 15 Landkreise ihre Selbständigkeit preisgeben müssen, so sahen die 1967 – 1975 in Nordrhein-Westfalen durchgeführten Reformen ungleich eindrucksvoller aus:

Auswirkungen der kommunalen Neugliederung in NW auf die Zahl der Gebietskörperschaften

	1. 4. 1967	1. 1. 1975	Differenz
Gemeinden	2.234	392	– 83 %
davon kreisfrei	37	23	– 37 %
Ämter	290	–	–100 %
Kreise	57	31	– 45 %

In unserem engeren Raum ergaben sich folgende Veränderungen bei den Einwohnerzahlen der Großstädte:

Einwohnerzahlen vor und nach der Gebietsreform

	30. 6. 1971	1. 7. 1976
Düsseldorf	659.000	627.000
Duisburg	452.000	603.000
Krefeld	223.000	233.000
Mönchengladbach	151.000	261.000
Neuss	117.000	148.000
Rheydt	102.000	–

Am schlechtesten schnitt Düsseldorf ab, das die hinzugewonnenen Gebiete Monheim und Meerbusch-Süd durch Richterspruch wieder verloren hatte, ja sogar noch durch weitere Abwanderungen weniger Einwohner hatte als vorher. Düsseldorf hatte in den letzten 16 Jahren einen durchschnittlichen Wanderungsverlust von 5.000 Einwohner pro Jahr. Gewinner war mit Abstand wiederum Duisburg, das nicht nur den Sprung über den Rhein geschafft hatte, sondern durch die hinzugewonnenen Gebiete um 170.000 Menschen gewachsen war. Dabei war auch Duisburg seit 1961 um ebenfalls rund 5.000 Einwohner pro Jahr kleiner geworden, ein Trend, der sich auch dadurch keineswegs

verlangsamt hat, daß ein Teil früher in die neu hinzugewonnenen Gebiete gezogen war.

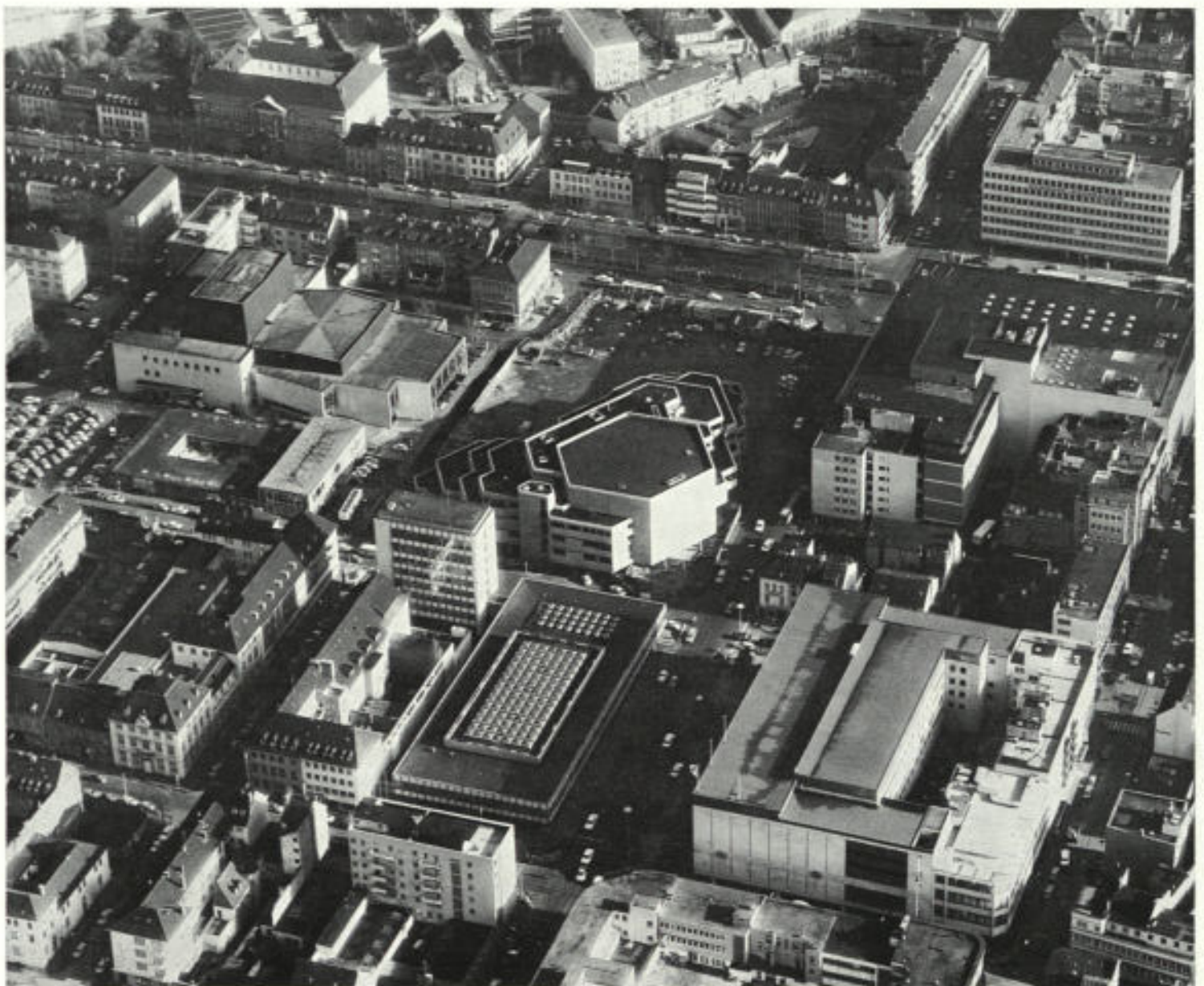
Bemerkenswert wäre noch das Schicksal von Neuss, das zwar beträchtliche Eingemeindungen erfuhr, aber gleichzeitig seine Kreisfreiheit verlor. Ob es sich so von der Gefahr eines Zugriffs durch Düsseldorf weiter entfernte – wie viele meinen – ist die Frage. Im übrigen wurden Mönchengladbach und Rheydt wiedervereinigt. Zu erwähnen wäre noch das allgemeine Problem des relativen Verlustes an politischer Repräsentanz, das bei der Beratung der Neugliederungsgesetze eine Rolle spielte. 1967 gab es 33.513 Rats- und Kreistagsmitglieder, 1975 waren es infol-

ge der Gebietsreform nur noch 17.396. Wäre nicht 1975 obligatorisch in den Großstädten die Bezirksverfassung eingeführt worden, die wenigstens zusätzlich noch 2.627 Mandate erbrachte, wäre die Reform mit einem hohen Verlust der Bürgernähe, einem Weniger an Demokratie, bezahlt worden. Es muß daher angelegen sein, die Arbeit der Bezirksvertretungen zu fördern.

Damit wäre ein Bogen über 75 Jahre kommunaler Neugliederung gespannt. 1901 hatte Krefeld mit Linn den ersten Gebietszuwachs seit seiner Stadtwerdung im Jahre 1373. 1976 wurde mit Orbroich ein Schlußstrich in der nordrhein-westfälischen Gebietsreform gezogen. Es gilt

nun, das durch die Gebietsstreitigkeiten strapazierte Verhältnis zu den Nachbarn wieder zu verbessern und alle Kraft und allen guten Willen für eine faire Zusammenarbeit aufzubieten. Was indessen die Region betrifft, so wird Krefeld bei der jetzt angelaufenen Funktionalreform auf die Wahrung seiner oberzentralen Interessen bedacht sein müssen. Krefeld ist von drei größeren konkurrierenden Oberzentren umgeben. Es muß daher besonders wachsam sein und seine Position verteidigen und – wo es geht – verstärken. Seine gute Wirtschaftskraft und gesunder Bürgersinn sind gute Voraussetzungen für den Erfolg bei diesem Bemühen.

Die Krefelder City im Jahre 1976 gibt das Bild eines Oberzentrums mit vielen Einrichtungen wieder, deren Bedeutung weit über die Stadtgrenzen in das Umland hineinreicht. Viele Bauten wären ohne die heutige Stadtgröße nicht entstanden und auch nicht wirtschaftlich tragbar gewesen.



Liebenswerter Krefelder Fassadenstuck

von Karl Stichelbrocks

Angesichts der modernen, vom Volksmund „Wohnsilos“ oder „Betonburgen“ genannten Bauten zur Behebung der Wohnungsnot nach 1945 erfreut sich unser Auge wieder an den reichgegliederten und geschmückten Stuckfassaden der „Gründerzeit“.

Architekten, Groß- und Kleinbürger wetteiferten geradezu, mit Hilfe der Stukkierkunst an ihren Häuserneubauten zwischen etwa 1880 und 1912 ein schöneres Krefeld aufzubauen. Natürlich kann ein gewisses Repräsentationsbedürfnis dabei nicht übersehen werden.

1945 blieben uns noch, trotz der großen Kriegsverwüstungen, viele dieser Stuckfassaden, zum Teil in geschlossenen Stra-

Bild 3: Neusser Straße: Löwenkopf, Spät-Jugendstil etwa 1912/13



Bild 1: Nordstr. 108: Patrizier-Kopf



Bild 2: Stadtgarten 8: Schlußstein mit Herkuleskopf

Bild 4: Tannenstraße 67: Faunkopf auf einem Schlußstein





Bild 5:
Jägerstraße 59



Bild 6:
Kornstraße



Bild 7:
Jägerstraße

Benzügen, fast unversehrt erhalten. Leider fallen sie auch heute noch der „Modernisierung“ oder „Sanierung“ zum Opfer.

Durch die farbige Belegung der Hausfassaden der letzten Jahre, wird der Stuck uns wieder nachdrücklich ins Bewußtsein gerückt und was uns besonders liebenswert erscheint, ist die meist geglückte Anwendung des Formengutes aller Stil-epochen von der Antike bis zum Jugendstil.

Um die Vielzahl der Aufträge bewältigen zu können, spezialisierte sich damals das Stukkateurhandwerk in Arbeitsbereiche.

Der Baustukkateur gestaltete die Fassade mit gezogenem Stuck wie profilierten Gesimsen, Bogen, Fenster- und Türumrahmungen, Quaderwerk und Verköpfung. Der Modelleur, meist ein geschulter Bildhauer, machte in der Werkstatt die Modelle für ornamentalen und figuralen Schmuck. Der Werkstattstukkateur sorgte für deren Abformung und Vervielfältigung. Die einzelnen Guß-Stücke wurden zum Bau geschafft und dort in die Gesamtplanung eingeordnet. Für Einzelstukkierungen ging der Modelleur zum Bau, um sie an Ort und Stelle in freihändiger Antrage-Technik auszuführen.

Begegnen uns nun als Stukkaturen an verschiedenen Bauten die gleichen Motive, so ermöglichte nur die Vervielfältigungsmöglichkeit der einzelnen Modelle einen preisgünstigen Absatz. Die Stuckwerkstätten boten sie z. T. nach Katalog an. In Krefeld existierten damals drei leistungsstarke Stuckwerkstätten mit beträchtlicher Lagerhaltung fertiger Stuckdetails.

Beliebte Motive waren Köpfe mit den verschiedenen Symbolgestalten: Patrizier¹ und Patrizierin, Frauenköpfe jeglicher Art, Kriegerköpfe mit Eisenhelm und Bart, der griechische Sagenheld Herkules² mit dem Vlies des erlegten Löwen³, Faun⁴ und Engelsköpfe⁵, Hermes-Köpfe mit geflügeltem Helm und Löwenköpfe mit dräuend aufgerissenem Rachen⁶.

Die Brüstungsfelder zwischen Gurtgesims und Fensterbank des ersten Obergeschosses blieben fast nie ganz leer. Es begegnen uns hier angriffsbereite Greifen⁷, die das häusliche Herdfeuer bewachen, ebenso, wie pausbäckige Engelköpfe und Blumengehänge präsentierende Nymphen⁸.

An Dreifensterhäusern findet man vielfach das Balkonfenster ganz besonders hervorgehoben durch figürliche, ornamentale und architektonische Stukkaturen⁹.

Anders beim Vierfensterhaus. Hier sind die beiden Mittelfenster des ersten Obergeschosses durch eine glorioleartige Säu-

len-Architektur plastisch betont, bekrönt von einer Puttengruppe⁵ mit Wappenschild, an anderen Stellen die kannelierte Vierfach-Säulenstellung mit ornamentierten Rundbögen abschließend⁶. Die hier angeführte Aufstellung von Stuckmotiven kann nicht vollständig sein. Der Betrachter wird noch viele liebenswerte Motive entdecken, z. B. dreiköpfige Adler an Balkonstützkonsolen¹⁰, Putten, übermütig bänderschwingend, die wildbewegte See im Delphinenritt meisternd¹⁵, Amoretten¹⁴, die Gott Amor die Liebespfeile schmieden und anderes mehr. Ganz einmalig ist der arme Schelm mit schmerzverzerrtem Gesicht, dem die Ohren langezogen werden. Brachte damals Bauen auch schon viel Verdruß?¹⁶



Bild 8: Blumenplatz: Betonung des Balkonfensters an einem 3-Fenster-Haus



Bild 9: Türpfeiler Tiergartenstraße: Kunststeinstuck, Antrage-Arbeit 1925



Bild 10: Dionysiusstraße 154: Dreiköpfiger Adler als Balkonstütze Monogramm: A.O. 1903 3 Wappenschilde



Bild 11: Neusser Straße – Stadtbad:
Engelköpfe



Bild 12: Nordstr. 189: Stuck zwischen
Gurtgesims und Fensterbank: Greifen



Bild 13: Luisenstraße 29: Stuck zwischen
Gurtgesims und Fensterbank



Bild 14: Amoretten

Bild 15: Alexanderplatz: Türgewände



Bild 16: Hohenzollernstraße



Das Kaufhaus „Sinn“ zu seiner Zeit und heute

von Karl Otto Lückens



„Krefelder Zeitung“: Anzeige zur Eröffnung des Kaufhauses „Sinn“, September 1906

Am 24. September 1906 berichtet die „Krefelder Zeitung“ in der Rubrik „Geschäftliche Mitteilungen“ über ein neues Warenhaus in Krefeld:

„Das imposante Gebäude erhebt sich an der Kreuzung der Neußer- mit der Gladbacherstraße, in einer Gegend also, die in den letzten Jahren bereits durch eine Reihe neuer Geschäftshäuser einen Geschäftsviertelcharakter angenommen hat. Die Firma war an dieser Stelle schon seit dem Jahre 1888 als Zweigniederlassung des großen Unternehmens Sinn & Cie. angesiedelt. Dem Zuge der Zeit folgend und einer gesunden Entwicklung entsprechend, hat die Firma im vorigen Jahre beschlossen, die anfänglich in bescheideneren Bahnen sich bewegende Filiale zu einem modernen Warenhaus auszugestalten. Als eigentlicher Urheber des ganzen Unternehmens ist der u. a. als Handelskammermitglied in weiteren Kreisen unserer Stadt bekannte Inhaber und Hauptbeteiligte der großen Firmenvereinigung Gebr. Sinn, Sinn & Cie. und F. & H. Sinn, Herr Heinrich Sinn, zu bezeichnen; seiner Initiative und seinem Unternehmungsgeist ist die Entstehung des neuen Kaufhauses zu einem großen Teil zu verdanken. — Das Bauwerk selbst präsentiert sich dem Beschauer als ein Flügelbau. Die in abgeschrägtem Winkel gegen die Neußerstraße zu stehende Hauptansichtsseite wirkt weniger durch eindrucksvollen Frontaleffekt als durch eine schwungvoll ausgeführte Schaufensterkomposition. Drei Stockwerke hindurch ziehen sich hier gewaltige Spiegelscheibenanordnungen mit Rundbogenabschluß, die über einer Galerie von Schmalfenstern und einem wichtigen, mit Bildhauereien geschmückten Bogenabschluß von einem leichten achteckigen Türmchen gekrönt werden. Ebenfalls auf Schaufensterwirkung berechnet sind die beiden Flügel des Bauwerks, von denen der an der Gladbacherstraße gelegene durch seine achtunggebietende Länge besonders eindrucksvolle Wirkungen ergibt. Der Charakter der durch Bogen abgeschlossenen und durch Galeschmalfenster gekrönten Spiegelschei-

benfront, die Schau­stellung und Licht gleich günstig auszunützen gestattet, ist auch bei den Seitenflügeln gewahrt. Das Gebäude ist in neuester Eisenbetonkonstruktion ausgeführt, feuersichere Decken schließen die einzelnen Etagen unter sich ab.“

Soweit der Chronist des Jahres 1906. Eine ganzseitige Anzeige zur Eröffnung zeigte ein Bild des stattlichen Neubaus. Heute, siebzig Jahre später, muß man schon genau hinsehen, um die verborgenen, verbauten Qualitäten dieses Bauwerks zu entdecken. Von den „gewaltigen Spiegelscheibenanordnungen“ sind nur öde Fensterhöhlen übrig geblieben. Die bis über das zweite Obergeschoß geführten, verglasten Arkaden wurden nach dem Krieg ausgemauert. Die Großräumigkeit der Stahlbetonskelettkonstruktion mit ihren über drei Geschosse steigenden Pfeilern war dadurch nicht mehr ablesbar. Die Fassaden sind heute so entscheidend verändert, daß viele Zeitgenossen den Wert und die Erhaltungswürdigkeit des Gebäudes nicht mehr erkennen können. Nicht nur Laien, auch Architekten und Stadtplaner können sich nicht vorstellen, daß dies Gebäude einmal so ausgesehen hat, wie es die Abbildung aus dem Eröffnungsjahr zeigt. Man kann sogar die heute so geschätzten, „nostalgischen“ Kugellampen aus Opalglas erkennen. Sie zierten einst die Fassade über dem Erdgeschoß und über dem dritten Obergeschoß, unmittelbar unter dem Traufgesims. Was für den Ostwall heute dekorativ ist, gab es hier im Original. Eine „Sanierung“ könnte den ursprünglichen Baugedanken und den Fassadenschmuck wiederherstellen. Wir erhalten dann einen Wert, der auch eine durchgreifende Renovierung des gesamten Gebäudes rechtfertigt.

Die Warenhausarchitektur um die Jahrhundertwende ist gekennzeichnet durch die über mehrere Geschosse geführten, frei gestellten Pfeiler mit den dazwischen liegenden nicht tragenden Sprossenkonstruktionen aus Werkstein oder Stahl. Hier gab es großzügige Verglasungen, auch in den oberen Geschossen. Die tragenden Pfeiler wurden – gleich ob aus Stahl oder Beton konstruiert – traditionsgemäß mit Werkstein verkleidet.

Im Jahre 1904 vollendete der Architekt Alfred Messel den Bau des Kaufhauses „Wertheim“ in Berlin, das als ein epochemachendes Beispiel empfunden wurde. Es hat die nachfolgenden Bauten und auch das Krefelder Haus beeinflusst. In Düsseldorf gab es im Jahre 1906 einen Wettbewerb für den Bau des Kaufhofs an der Königsallee. Peter Behrens, Wilhelm

Kreis und der Wiener Architekt Josef Maria Olbrich beteiligten sich. Sie zählten zu den besten Architekten ihrer Zeit. Olbrich gewann den Wettbewerb, der in zwei Stufen durchgeführt wurde. Er baute von 1907–09, also nach dem Krefelder Bau, das Kaufhaus an der Königsallee. Der Olbrichbau ist heute mit / trotz modernem Parkhaus erhalten. Erbauer des Kaufhauses „Sinn“ ist der Architekt Otto Engler aus Düsseldorf. Von ihm stammt auch das im Jahre 1914 entstandene „Carsh-

Haus“ an der Heinrich-Heine-Allee in Düsseldorf. Dieses Haus, früher Sitz der Kammer­spiele, bildet zusammen mit dem Kaufhof von Olbrich und dem Marx-Haus, 1922 von Kreis gebaut, ein städtebauliches Ensemble am Abschluß der Heinrich-Heine-Allee.

Die Warenhausarchitektur zu Beginn unseres Jahrhunderts ist weniger durch das allgemein angewandte technisch konstruktive Prinzip des Skelettbaus von Bedeutung. Beachtenswert ist vielmehr, daß sich



Das Sinn-Haus heute

das wenig feierliche Massengeschäft der Warenhäuser im Stadtbild eine eigene, repräsentative Architektur gab. Stilelemente der klassischen Kulturbauten waren das Mittel, das den Zweckbau heiligte. Die frei gestellten Pfeiler entsprechen dabei den „Kolossalordnungen“ der Renaissance und des Klassizismus.

Das „Sinn“-Haus liegt heute im förmlich festgestellten Sanierungsgebiet Süd I, Bahnhofbereich. Die Geschichte der letzten Jahre zeigt den typischen „Krankheitsverlauf“ einer Sanierung aus dem Beginn der 70er Jahre. Gewaltige Neubauprojekte führten zum Bebauungsplan Nr. 223 mit Totalabbruch des gesamten Quartiers. Nutzungsaufgabe durch den Besitzer, Einsprüche gegen den B-Plan, Hausbesetzung, Bürgerinitiative mit Alternativplanung, Wirtschaftsförderung durch

die Ansiedlung eines Warenhauses sind die Stationen. Noch steht das Haus. Der Kulturausschuß hat sich für die Erhaltung ausgesprochen. Auch das Planungsamt befaßt sich heute mit dieser Alternative.

Das Problem liegt hier – wie bei vielen Altbauten – allein in einer sinnvollen Nutzung des gesamten Gebäudes. Durch die günstige Geschäftslage in der Fußgängerzone ist es kein Problem, im Erdgeschoß Geschäfte anzusiedeln. Aber was tut man mit den Obergeschossen? Volkshochschule oder Textilmuseum? Ausländerzentrum oder Jugendzentrum? Musikschule oder Stadtbücherei? Die anschließenden Grundstücke bieten genügend Platz für ergänzende Neubauten. Trotz der schlechten Haushaltslage der Kommunen sollte man überprüfen, ob in den Obergeschossen des „Sinn“-Hauses nicht

öffentliche Einrichtungen angeboten werden können. Ein solches Angebot läge hier, im Süden der Stadt, genau richtig. Auf diese Weise käme etwas Abwechslung in das bisherige Innenstadtkonzept, das sich viel zu einseitig auf Fußgängerzonen verläßt. Etwa nach dem Motto: Fußgängerzonen – Geschäfte = Städtebau?

Das „Sinn“-Haus bietet eine zweifache Chance: Wir können ein städtebaulich und kulturgeschichtlich bedeutendes Bauwerk erhalten und gleichzeitig die Infrastruktur eines „Sanierungs-Quartiers“ verbessern. Der geplante Abbruch, jedenfalls, ist noch nicht entschieden.

Quellen: 1) Stadtarchiv Krefeld – 2) R. Hamann, Geschichte der Kunst (1957) – 3) Landeskonservator Rheinland, Kunstinventar Düsseldorf (1978)

Am Hülserberg

An sonnigen Tagen wanderten wir
Zum Hügel in der Nähe.
Ich war noch klein, so schien er mir
Ein Berg von gewaltiger Höhe.

Den Gipfel dort oben, den schaffte ich kaum
Und hab ihn doch freudig bestiegen,
Um wie durch einen unendlichen Raum
In Vaters Arme zu fliegen.

Viel später, als ich ihn wiedersah
Den Berg meiner Kinderzeit,
Wie war er da klein, die Höhe wie nah,
Sie war doch früher so weit? –

Ich merkte enttäuscht mit ernüchtertem Blick,
Mein riesiger Berg war ein Hügel,
Den vielfach vergrößert strahlte zurück
Der Kindheit Zauberspiegel. –

Und wieder nach Jahren kam ich hierher,
Um meinen Berg zu sehen,
Da fand ich ihn steil und den Aufstieg zu schwer,
Und zögernd blieb ich stehen. –

Es schwankten die Zweige im kalten Wind,
Ich ahnte des Winters Nähe,
Und wieder schien mir wie damals als Kind,
Der Berg von gewaltiger Höhe . . . !

A. Lindel

Krefeld und die Behinderten

von Ursula Völkel

Nicht weil es gerade „in“ war, sich für die Behinderten zu interessieren, oder weil noch ein paar Stimmen für die nächste Wahl gewonnen werden sollten, sondern weil es höchste Zeit wurde, mit System an die Klärung und mögliche Bewältigung des verästelten Behindertenproblems heranzugehen, entstand eine Bestandsaufnahme der Behindertensituation in Krefeld.

Sie ist nur der erste Schritt; ihr müssen, sollen vernünftige Ziele gesetzt und das Machbare in Angriff genommen werden, eine auf alle Behinderungsarten und Stufen abgestimmte Bedarfsanalyse sowie ein Behindertenrahmenplan folgen.

Auch wenn die öffentliche Finanzlage im Augenblick kaum noch belastbar erscheint, müssen die Belange der Randgruppe „Behinderte“, die auch in Krefeld etwa ein Zehntel der Bevölkerung ausmacht, in die Sorgepflicht der Gesamtheit hineingenommen werden.

Wie es scheint, ist zum Verständnis dieser Notwendigkeit noch vielerorts ein gründliches Umdenken erforderlich. Wenn es in Krefeld auch nahezu dreißig Verbände, freie Initiativen, kirchliche oder gemeinnützige Einrichtungen gibt, die den Behinderten mit Rat und Tat zur Seite stehen, und die städtischen Einrichtungen, die Bundesarbeitsverwaltung, der Landtagsverband, die Versorgungsanstalten, die Krankenkassen und andere Träger und Initiatoren bemüht sind, gesetzlich verankerte Erleichterungshilfen und Rehabilitationsansprüche zu erfüllen, so ist unter der Bevölkerung doch noch sehr stark Unverständnis, innere Abwehr oder Desinteresse zu spüren, ist die gern zitierte Allgemeinheit bis hinauf zu Rat und Verwaltung noch nicht bereit genug, hier grundsätzlich etwas zu ändern.

Man weiß aus Fernsehen, Rundfunk, Presse und auch aus dem Bekanntenkreis heute schon mehr über das Behindertsein, als noch vor einigen Jahren, das ist wahr. Aber man weiß zum Beispiel längst nicht genug, um dem Behinderten selbst oder seinen, meist unter schwerem seelischen Druck leidenden Angehörigen in der rechten Weise zu begegnen, sie in die Gemeinschaft aufzunehmen und als einen Teil des Ganzen anzusehen,

Wer sind aber nun also die Behinderten und was muß geschehen, um die trennenden Wälle zu beseitigen?

Zunächst einmal sind Behinderte Menschen jeder Altersstufe und aus allen Gesellschaftsschichten, die infolge einer Schädigung ihrer körperlichen, geistigen oder seelischen Funktion beeinträchtigt sind und deren unmittelbare Teilnahme am Leben in der Gesellschaft deshalb erschwert ist. „Amtlich“ ausgedrückt heißt es: „Eine Behinderung ist ein regelwidriger Zustand von mehr als sechsmonatiger Dauer, der die Eingliederung des Betroffenen in die Gesellschaft infolge körperlicher Regelwidrigkeit, Schwäche der geistigen Kräfte oder seelischer Störungen in erheblichem Umfang beeinträchtigt. Den Behinderten stehen die von einer Behinderung Bedrohten gleich.“

Der Grad der Behinderung wird einmal nach festgesetzten Bestimmungen in Prozentsätzen gemessen, um die die Erwerbsfähigkeit des Betroffenen gemindert ist, zum anderen, vor allem bei Kindern, nach Art und Schwere der Behinderung und damit Pflegebedürftigkeit, z. B. bei Sinnesschädigungen (hören und sehen), Muskel-, Drüsen- oder Blutkrankheiten, bei Mongolismus und Geistesschwäche, sowie Anomalien des Bewegungsapparates, festgesetzt.

In unserer Stadt wohnen, nach einer Hochrechnung, ca. 1000 Geistigbehinderte, also „Personen, die durch Schwäche ihrer geistigen Kräfte wesentlich behindert sind“, bzw. Menschen, die durch Hirnschäden in der geistigen Entwicklung gestört wurden. Jährlich kommen auf je 10.000 Einwohner eins, also etwa 22 Kinder hinzu.

Die Zahl der von spastischen Lähmungen, d.h. Schädigung des Hirns während oder nach der Geburt, die zu Störungen der Bewegungskoordination der Muskeln mit sehr unterschiedlichen Ausmaßen führt, Betroffenen, ist, da keine Meldepflicht besteht, nicht genau zu ermitteln, doch wird eine jährliche Zunahme von einem Fall pro 20.000 Einwohner, hier demnach 11, gerechnet.

Wohl allen bekannt sind die sogenannten Contergan-Schäden, von denen in Krefeld 8 betroffen wurden.

Wie viele Querschnittsgelähmte (Querschnittslähmung entsteht bei Unterbrechung der Steuerung von und zum Gehirn im Rückenmark) unsere Stadt beherbergt, wird nur geschätzt. Es können 80 aber auch 200 sein.

Von der Multiplen Sklerose (MS) – die häufigste organische Nervenkrankheit – heimgesuchte Menschen sind etwa 130 bekannt.

Geschüttelte Gammelei

Hinter des Kellers traulichen Scheiben,
Vereint im nicht immer beschaulichen
Treiben,
Vom eingefahrenen Gleise weichend,
Dem Durchschnitt keiner Weise
gleichend,
Will man am Sein umschichtig rütteln –
Kurz: Weltprobleme richtig schütteln.

Wild wallen ums Gesicht die Locken,
Geringelt sind und lüchelt die Socken.
Auf spitzen Schuhen lose hängen
Der ausgefransten Hose Längen.
(Was zwar nicht immer arm scheint,
Wo Jugend sich mit Scharm eint).

Sie nehmen ihre Rollen wichtig,
In Massen wirkt ihr Wollen richtig. –
Ein einzelner vergammelt selten,
Da Gammler mehr versammelt gelten,
Weshalb auch die, die selten gammeln,
Sich manchmal, um zu gelten sammeln.

Doch weiß der allgemeine Kenner:
Die Burschen sind noch keine Männer.
Was heute sie zum Bleiben treibt,
Meist nur ein kurzes Treiben bleibt,
Bis sie nach längerem Erden-Wandern
Zu Bürgern werden wie die andern! –

A. Lindel

Ca. 265 blinde Mitbürger leben unter uns, sehr viel mehr leiden unter erheblichen Sehstörungen.

Sprachgestörte (Stotterer, Stammer, Lispler usw.) gibt es unendlich viele.

Die infolge operativ entfernten Kehlkopfes (zumeist durch Krebs) ohne ihre bisherige Stimme und Geruchssinn leben müssen, haben die Zahl hundert längst überschritten.

Gehörlosigkeit, oft durch Rötelnkrankung der Mutter während der Schwangerschaft entstanden, trifft man in 55 Fällen bei Erwachsenen an, die sich zu einem Gehörlosenverband zusammenschlossen. Die Zahl der Kinder dürfte ebenso hoch liegen.

Einige Menschen sind bei uns auch taub und blind.

Von der Mucoviscidose – einer Fehlfunktion der Schweiß-, Speichel- und Schleimdrüsen – sind eine beträchtliche Anzahl von Kindern betroffen (früher konnten die schweren Fälle nicht am Leben gehalten werden, deshalb kaum Erwachsene).

Muskelschwund liegt bei den etwa 400 verschiedenen Arten der Muskelerkrankungen weit vorn. Unter ihm leiden mehr Mitbürger als gemeinhin angenommen wird.

Skoliose-Fälle (krankhafte Seitenverbiegung der Wirbelsäule mit Verdrehung der Wirbelkörper gegeneinander), sowie Blutungskranke (Fehlen der Blutgerinnungsfähigkeit) gibt es ebenso in unserer Stadt wie Epileptiker, also von Anfallsleiden geplagte Menschen. Ihre Anzahl ist unbekannt, aber erheblich.

Sie stehen allerdings in keinem Verhältnis zu den Suchtkranken, die, ob Alkohol-, Drogen- oder Medikamentensucht, ebenfalls gesetzlich zu den Behinderten rechnen und mit 1500 bekannten Alkohol- und 150 Drogensüchtigen beziffert werden. Ihre wirkliche Zahl dürfte weit, weit höher liegen.

Vier bis acht Millionen Bundesbürger (15 bis 30 Prozent) gehen jährlich wegen psychischer Leiden zu einem praktischen Arzt. Als dringend behandlungsbedürftig erweisen sich innerhalb eines Jahres rund eine Million Personen. Davon wiederum werden rund 600 000 = 1 Prozent der Bevölkerung von den niedergelassenen Nervenärzten versorgt. Rund 200 000 sind jährlich so schwer psychisch krank, daß sie im Krankenhaus behandelt werden müssen. Rechnet man 1,3 Prozent in Behandlung stehender Krefelder, ergibt sich die ungefähre Zahl von 300 jährlich.

Weitere Behinderungen durch Alter, Krankheit, Operationen und hier nicht genannte Behinderungsarten, wie z. B. die Schäden durch Kriegseinwirkung, kommen in großer Zahl hinzu.

Schon diese kurze Aufzeichnung von Zahlen und Fakten läßt erkennen, wie umfangreich und vielschichtig der Komplex Behindertsein ist. Unmöglich, ihn als Ganzes zu behandeln, etwa eine Patentlösung zu finden, um allen grundlegend helfen zu können.

Jeder „Fall“ liegt anders, hinter jedem Fall steht aber auch ein Mensch und alle diese Menschen haben eines gemeinsam: sie sind in der unmittelbaren Teilnahme am Leben in der Gesellschaft irgendwie behindert.

Muß sie dies jedoch aus der Gesellschaft ausschließen? Ist das ein Grund, sie nicht dazuzuzählen, wie es oft geschieht, sie etwa als minderwertig anzusehen, sie zu benachteiligen? Und besteht auch nur ein Grund, sich von den Angehörigen zurückzuziehen, als wären sie aussätzig, sie durch Meidung abzuwerten? Und gibt es einen Grund für die Angehörigen, sich von ihren Freunden zu trennen, sich zu verkriechen, ihre behinderten Kinder zu verstecken, auf das normale Leben in der Gesellschaft zu verzichten, so wie es in vielen Fällen festzustellen ist?

Nun, fest, allzu fest verwurzelt im jahrhundertelangen menschlichen Verhalten sind solche Gründe sehr wohl vorhanden! Schon in biblischen Zeiten wurden die Blinden, Lahmen, Aussätzigten und „Besessenen“ ins Abseits gedrängt, später als Zeichen schwerer Schuld (der Eltern) angesehen, als vom Teufel Besessene betrachtet oder verfolgt, als „Hofnarren“ dem Gespött ausgeliefert oder als Schauobjekt auf den Jahrmärkten ausgestellt, als „unwertes Leben“ gar vernichtet. Bis in die jüngste Zeit hinein wurde der „Krüppel“ geradezu verdämonisiert und immer wieder werden auch heute noch Einrichtungen von Heimen für Behinderte verhindert, werden Behinderte aus Urlaubsorten ausgesperrt, wird tunlichst vermieden, sie in das Berufsleben aufzunehmen oder ihnen einen gleichwertigen Platz neben sich zuzugestehen. Was Wunder, wenn der Behinderte, welcher Art auch immer, sich als Außenseiter vorfindet, mit Komplexen beladen verhaltensgestört wird, oder nicht wagt, sich der sogenannten gesunden Welt zuzuordnen. Eltern entwickeln noch immer Schuldgefühle, bezichtigen sich nicht selten gegenseitig der Schuld an der Behinderung ihres Kindes und entzweien sich, schämen sich vor ihren Verwandten, vor den Bekannten und der Gesellschaft, sind tief enttäuscht, kein gesundes Kind bekommen zu haben und fühlen sich bis ins Innerste verletzt. Mitleid mit sich und dem Behinderten führen zu Fehlverhalten, zur falschen Einschätzung und Einstellung.

Der Außenstehende wird im besten Fall zunächst von Mitleid überschwemmt. Dazu kommt die Ratlosigkeit und Unwissenheit, wie er den Eltern oder den Behinderten begegnen soll. Viele Menschen fühlen sich auch abgestoßen oder sie sind schon aus Bequemlichkeit nicht bereit, sich an Anblick und Umgang mit Schwer- oder Schwerstbehinderten zu gewöhnen. Egoismus, Gedankenlosigkeit, Unwissenheit, Mitleid, manchmal auch Angst, sind also ihre Motive für Abneigung und Ablehnung, oder Hindernis auf dem Weg zur Einbeziehung auch dieser Menschen in ihr Leben.

Anerkennens- und dankenswerterweise wird für die Behinderten trotzdem schon viel getan. Dabei sei nicht einmal ironisch auf das Motiv des Sich-frei-kaufen-wollens Vieler durch den Obulus in die Sammelbüchse gewiesen. Zugegebenermaßen muß auch unendlich viel für die praktische Hilfe, seien es nun Rentenzahlungen, Steuerermäßigungen, Sachleistungen, wie Rollstühle, Gliedmaßenersatz u. a. Hilfsmittel, bauliche Voraussetzungen, medizinische Versorgung in Heimen, Krankenhäusern, Arbeitsmöglichkeiten etc. möglich gemacht werden.

Daneben ist jedoch eines am wichtigsten, vordringlichsten, allernotwendigsten: die Erkenntnis, daß Behinderte Menschen wie alle andern sind, die ein Recht aber auch die Pflicht zur größtmöglichen Wechselbeziehung untereinander besitzen. Das bedeutet, daß auch der Behinderte in die Lage versetzt, das heißt, dazu erzogen werden oder sich selbst auf die Gemeinschaft zubewegen muß, daß er so selbstständig, wie sein Zustand es erlaubt, werden, sich eine eigene positive Lebenseinstellung und Eigenverantwortung zulegen, seine Rechte selbst vertreten lernen und seine Aufgaben in der Gemeinschaft freiwillig übernehmen muß. Daß dies nur relativ zu verwirklichen ist, bedarf keiner Frage, daß hier aber der entscheidende Umbruch einzusetzen hat, steht außer Zweifel.

Kein Mensch gleicht dem andern ganz genau, jeder hat seine Stärken und seine ganz persönlichen Schwächen, jeder ist anders, auch unter den Behinderten. Alle aber bilden die Gemeinschaft – auf unsere Stadt gemünzt – alle sind wir Krefelder, die nicht nur hier leben, wohnen, arbeiten, sondern unseren Teil an der Gestaltung der Atmosphäre, des „Images“ der Stadt, ihrer Seele und ihrem Ansehen mitwirken. Und jeder von uns hat die mitmenschliche Aufgabe, das Seine dazu beizutragen, daß Krefeld als ein Ganzes betrachtet werden kann, in der es keine vergessenen oder ignorierten Randgruppen gibt.

Privatpostanstalten in Krefeld

von Helmut Rommerskirchen

Als im Jahre 1872 der deutsche Reichstag das Reichspostgesetz beriet und beschloß, stellte sich die überwiegende Mehrheit der Reichstagsabgeordneten auf den Standpunkt, daß die Post als staatlicher Dienstleistungsbetrieb nicht auch auf Dienstleistungen, die von Privatfirmen durchgeführt werden konnten, das alleinige Monopol bekommen sollte. Daher wurde der Postzwang für Postkarten, Briefe und Pakete innerhalb geschlossener Ortschaften aufgehoben. Von der damit gegebenen Möglichkeit, private Postanstalten in größeren Städten zu gründen, machte allerdings zunächst niemand Gebrauch. Erst um 1880 wurden in Berlin und Hamburg private Postanstalten gegründet, die sich zunächst nur mit der innerstädtischen Paketbeförderung befaßten und die erst später auch Postkarten und Briefe beförderten. Im Jahre 1886 kam es im damaligen Reichsgebiet explosionsartig zur Gründung von rund 200 Privatpostanstalten in fast allen Groß- und Mittelstädten. Nach einem halben Jahr waren von diesen Firmen weniger als 10 % vorhanden. Die meisten Firmen scheiterten am Kapitalmangel und an der Konkurrenz untereinander, da sich in den meisten Städten gleich mehrere Firmen gebildet hatten, von denen ein Teil in betrügerischer Weise nur Marken herausgegeben hatte, um billig zu Geld zu kommen. Erst die nach 1890 in den meisten Großstädten entstandenen Privatposten hatten Bestand und entwickelten sich im Laufe der Zeit zu einer echten Konkurrenz für die staatliche Reichspost. Da die Gebühren teilweise erheblich niedriger waren als bei der Reichspost, entstand ihr ein Millionenausfall an entgangenen Postgebühren. Zunächst suchte die Postverwaltung den Privatposten mit kleinlichen Schikanen zu schaden, so durfte kein Briefkasten auf der Straße aufgehängt werden, die Farben der Reichspost durften nicht verwendet werden, die Firmen durften sich nicht Post nennen, sondern Briefbeförderung und alle mit Privatpostmarken frankierten Briefe, die irrtümlich in Reichspostkästen geworfen

Express - Compagnie. (Privat - Stadtbrief - Bestellung.) Bureau: Stephansstraße 40.

Die Briefkasten der Compagnie befinden sich in den Hausgängen bei:

- | | |
|-------------------------------------------|----------------------------------------------------|
| * 1. Hotel Dongath, Hochstr. | 25. Frh Seenen, Oberstr. 77 |
| 2. G. J. Bruder, " 22 | 26. Georg Höfels, " 73 |
| 3. J. Reumann, " 49 | 27. G. Pietig, " 49 |
| * 4. Hotel Hilgert, " " | 28. Hermanns, Stadbacherstr. 83 |
| 5. A. Seile, " 65 | 29. Jean Meyer, Ritterstr. 262 |
| 6. Sarnow, " 118 | 30. Geschw. Reiners, Fischelnerstr. 27 |
| 7. Jacob Fürst, " 123 | 31. Deukmann, Neufferstr. 11 |
| * 8. Hotel Velh, Friedrichstr. | 32. J. W. Kühnen, " 70 |
| 9. C. von Garhen, " " | 33. C. B. Deukmann, Königsstr. 48/50 |
| 10. Niederrh. Volksz., " " | 34. A. Neu, Königsstr. und neue Linnerstr. Ecke. |
| 11. Peter Blank, Rheinstr. 135 | * 35. Söntgen, Ostwall 61 |
| 12. Erdmann, " 120 | 36. Jof. Daefß, Stephansstr. 9 |
| 13. B. Dünwald, " " | 37. J. Prießer, Abrechtplatz 20 |
| 14. C. Rirdorf, " 80 | 38. Hugo Birwe, Schwertstr. 16 |
| 15. C. Rütters, " 75 | 39. Köhrig, alte Linnerstr. 70 |
| * 16. Frh Meula, " " | 40. W. Baues, Kronprinzenstr. 135 |
| 17. C. G. Altgelt, " 234 | 41. Bliso, Dampfmühlentweg 46 nahe der Reichsbank. |
| 18. Ed. Krülls, Dionysiusplatz 5 | 42. J. Müller, Oststr. 12 |
| 19. C. A. Schäfermann, St. Antonstr. 87 | 43. Frh Rang, Sternstr. 16 |
| * 20. J. W. Blum, Carlplatz | 44. G. Wünds, " 76 |
| 21. S. Salfmann, Blumenstr. 38 | 45. Herm. Laug, Hülfersstraße, unter den Hallen. |
| 22. Gust. Casaretto, Marktstr. 69 | |
| 23. Herm. Kuhlen, Markt- und Hofstr.-Ecke | |
| 24. Jean Breithor, Breitestr. 13 | |

Die mit einem Stern bezeichneten Stellen haben keinen Briefmarken-Verkauf.

Bezugs punktlicher Zustellung wird um recht deutliche und genaue Adresse gebeten.

Etwaige Beschwerden wegen unpunktlicher Zustellung bitte unfrankiert dem nächsten Briefkasten der Compagnie zu übergeben.

1371

Hochachtungsvoll

Franz Jos. Esser.

WZ Krefeld: Zeitungsausschnitt

Expres-Compagnie

Direction-Bureau:

1803

Stephansstraße 40.

Express-Compagnie.

Von heute ab befindet sich das Bureau der Compagnie

Breitestraße 24

und halte mich bei prompter Bedienung bestens empfohlen.

4604

Achtungsvoll
Franz Jos. Esser.

Zeitungsausschnitt: Freitag, 29. 10. 1886

wurden, wurden vernichtet. Als alles nicht half und die Privatposten immer mehr der Reichspost das Ortspostgeschäft verdarben, wurde im Jahre 1900 durch Reichsgesetz der Postzwang für Ortspost eingeführt und die Privatpostanstalten mußten ihren Betrieb einstellen. Die Firmeninhaber erhielten eine angemessene geldliche Entschädigung und die Angestellten mußten von der Reichspost übernommen werden. Nach 1900 finden sich nur noch wenige Firmen, die einen postähnlichen Dienst versehen und die sich nur sehr beschränkt auf diesem Gebiet betätigen können, wozu in allen Fällen die ausdrückliche Genehmigung der staatlichen Post erforderlich ist, und die nur erteilt wird für Dienste, an denen die Post nicht interessiert ist.

In Krefeld wurden im Jahre 1886 gleichzeitig vier Privatpostanstalten gegründet, denen aber allen kein langes Leben beschieden war.

1) der Expres-Paket-Verkehr, Gladbacher Straße 4, wurde am 1. September 1886 von Josef Schilbers gegründet, mußte aber nach drei Wochen wegen Kapitalmangels geschlossen werden. Da es kaum zu einem Geschäftsbetrieb gekommen ist, sind die von dieser Firma ausgegebenen fünf Briefmarken sehr selten. Der einzige

gestempelte Satz ist während des Krieges in Hamburg verbrannt, so daß wir nicht einmal über den Entwertungsstempel Bescheid wissen.

2) Die Expres-Compagnie bestand vom 1. Oktober 1886 bis zum 23. Januar 1887. Das Büro befand sich im Hause Stephanstraße 40. Inhaber war Franz Josef Esser, der Hermann Voy zum Teilhaber hatte. Das mit großem Werbeaufwand gegründete Unternehmen entwickelte sich anfangs günstig. Am 29. Oktober 1886 trennte sich Esser „in Frieden und Freundschaft“ von seinem Teilhaber, verlor an ihn alle Briefkästen, insgesamt 54 Stück, und die gesamte Einrichtung. Er mußte sein Büro zur Breite Straße verlegen, versuchte neu anzufangen, konnte aber das Geschäft nicht wieder in Gang bringen und gab daher auf. Die großen Briefmarkenbestände verkaufte er an Sammler und Briefmarkenhändler.

3) Die Crefelder H. V. Expres-Compagnie wurde am 15. November 1886 von Hermann Voy mit seinem Teilhaber Karl Höffgen im Hause Stephanstraße 40 gegründet. Um seinen früheren Geschäftspartner in die Knie zu zwingen, war Voy noch 1 Pfennig billiger, er beförderte Drucksachen für einen Pfennig und Briefe für zwei Pfennige. Da diese Gebühren

nicht einmal die Unkosten deckten und die Bevölkerung durch das Auftreten eines betrügerischen Unternehmens das Vertrauen zur Privatpost verlor und sie nicht mehr benutzte, konnte Voy nach zwei Monaten die Miete für sein Büro nicht mehr bezahlen und mußte seine Firma liquidieren. Durch den Verkauf der in großen Mengen vorhandenen Briefmarken an einen sächsischen Briefmarkenhändler konnte er sich einigermaßen finanziell sanieren.

4) Die Expres-Brief-Beförderung wurde am 13. Dezember 1886 in betrügerischer Absicht von Franz-Josef Geschier, Lohstraße 156 gegründet. Diese Firma hat nie einen Brief befördert, wohl aber zahlreiche Briefmarken verkauft. Als Muster für seine Marken nahm Geschier eine Marke von Finnland, lediglich wurde in das Schriftband der Name seiner Firma eingeführt. Der Gerichtsberichterstatler der „Crefelder Zeitung“ berichtete am 1. Juni 1887 über die Gerichtsverhandlung gegen den Inhaber dieser Firma folgendes: „Franz Josef G. jr. hatte im November 1886 eine Exprescompagnie zur Beförderung von Paketen und Briefen hier eingerichtet. Um dem Publikum flott dienen zu können, hatte er 50 000 Briefmarken etc. drucken lassen, welche er überall, und obwohl er wußte, daß er seinen Geschäftsbetrieb nicht über Krefeld hinaus ausdehnen durfte, auch in Bockum und Verberg teilweise unterbrachte. Er gab dann den Leuten, hauptsächlich Wirten, für den Betrag von 3, 4 und 5 Mark Marken, mit dem Versprechen, bei ihnen auch einen Briefkasten, der täglich zwei- bis viermal geleert werden sollte, anzubringen. Die Anbringung der Briefkästen unterblieb jedoch und es stellte sich ebensowenig jemand ein, die etwa eingelauenen Briefe abzuholen. Auf Anfragen hin hatte G. nur leere Ausreden. Dieserhalb unter Anklage gestellt, fand sich, daß er nicht die Mittel zur Führung eines solchen Geschäftes gehabt habe und es ihm nur darum zu tun gewesen sei, die Betreffenden durch falsche Vorspiegelung zum eigenen Vorteil zu schädigen. Das Gericht erkannte wegen Betrug eine Gefängnisstrafe von drei Monaten.“ Außerdem machte das Gericht die Auflage, daß Geschier alle noch in seinem Besitz befindlichen Marken mit dem Wort ungültig überdrucken müsse, wenn er diese an Sammler und Händler verkaufen wollte. Nach einer mehrjährigen Pause gründete H. Lippenkötter am 5. November 1892 die „Crefelder Expres-Brief-Beförderung“. Wegen einer schweren Erkrankung des Inhabers übernahm dessen Schwager H. Schatt am 15. Juni 1893 das Unterneh-

men, dessen Direktionsbüro sich im Hause Königstraße 85 befand. Anfangs ein reiner Familienbetrieb, entwickelte sich diese Firma ohne große Werbung, nur auf Grund der zuverlässigen Bedienung der Bevölkerung und der Geschäftswelt, zu einem großen Unternehmen, das bei seiner Schließung im Jahre 1900 zehn Briefträger beschäftigte, die von der Reichspost übernommen werden mußten. Darüber hinaus wurden zu Weihnachten, Ostern, an Konfirmationstagen und Weibensonntag zusätzliche Kräfte zum Überbringen von Geschenken eingestellt. So waren Weihnachten 1899 sieben zusätzliche Hilfsboten, meist saisonbedingte arbeitslose Bauarbeiter, für diese Tätigkeit eingestellt. Alle Briefträger trugen eine schwarze Uniform, abgesetzt mit gelben Biesen. Auf beiden Oberarmen befanden sich große gelbe Winkel. Ein kleiner gelber Winkel und das Firmenabzeichen, ein Brief im Doppelkreis, waren auf den Achselstücken angebracht. Ein alter Krefelder erinnerte sich: Die Privatpostboten sahen aus wie italienische Admiräle, nur daß sie statt des Admiralshutes einen „Stürmer“ trugen, eine Mütze, die wie ein Ofenrohrknie aussah und die damals von vielen Verbindungsstudenten getragen wurde. Diese Mütze war statt einer Kokarde mit dem Firmenabzeichen geschmückt. Die Firma verfügte über 50 Tag und Nacht erreichbare Briefkästen, die in den Haushalten von Gaststätten und Lebensmittelgeschäften hingen. Darüber hinaus waren rund 100 kleine Briefkästen in den Verkaufsräumen der Geschäfte aufgehängt, die den Markenverkauf für das Privatpostunternehmen übernommen hatten. Die Briefkästen waren gelb gestrichen und waren mit dem Firmennamen und den Leerungszeiten beschriftet. Die Post wurde sechsmal täglich zugestellt, auch in den Außenbezirken, wie Oberdießem, Ritzhütte und hintere Inratherstraße, die von der Reichspost nur einmal täglich bedient wurden, was natürlich dauernd zu Klagen der Bevölkerung Anlaß gab. Dabei waren die Gebühren wesentlich geringer als die der Reichspost: Sie betragen für Drucksachen 2 Pfennige, für Postkarten und Briefe 3 Pfennige und für Expreßsendungen 10 Pfennige. Wenn man damit die Leistungen der Reichspost der damaligen Zeit vergleicht, so ergibt sich folgendes Bild: Die Reichspost stellte dreimal täglich zu, mit Ausnahme der Außenbezirke, die nur einmal täglich, aber nur bei genügendem Postanfall, bedient wurden. Die Gebühr für Drucksachen betrug 3 Pfennige, für Briefe 5 Pfennige und für Expreßsendungen 20 Pfennige. Die Reichspost verfügte über 5 Postämter und

25 Briefkästen und beschäftigte ebenfalls 10 Briefträger und zusätzlich einen Expreßboten mit Fahrrad. Alles in allem ist danach zu sagen, daß die Privatpost wesentlich günstiger und preiswerter als die Staatliche Reichspost arbeitete. Da im Jahre 1899 fast die Hälfte der anfallenden Ortspost von der Privatpost befördert wurde, mußte die Reichspost an den Firmeninhaber 70 000 Goldmark an Entschädigung bezahlen, womit freilich die Familie Schatt nicht zufrieden war und deshalb noch viele Jahre gegen die Reichspost prozessierte, ohne allerdings eine höhere Entschädigung zu erreichen. Nach Einführung des Postzwanges für Ortspost im Jahre 1900 finden wir in Krefeld folgende privatpostähnliche Unternehmen:

1) Der Courier des Verkehrsvereins stellte etwa von 1906 bis 1908 vorbestellte Eintrittskarten für Veranstaltungen aller Art sowie Vereinsnachrichten vieler Krefelder Vereine durch besondere Boten zu.

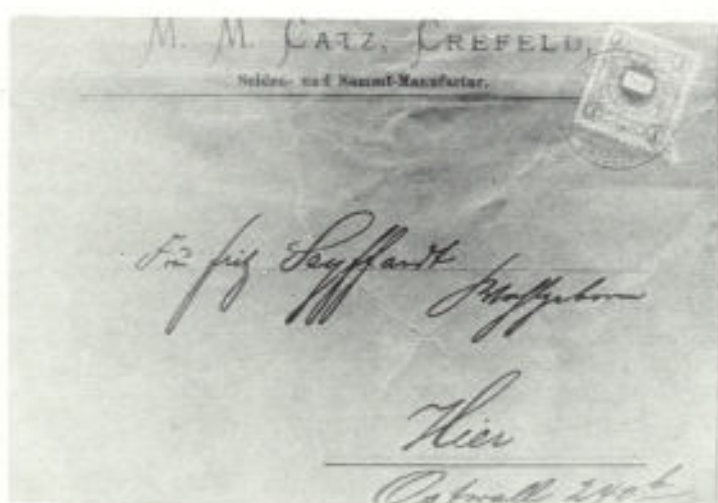
2) Die Firma „Hansa Einziehungsamt und Verkehrsanstalt“ stellte Rechnungen und Mahnungen hauptsächlich für Handwerker zu und kassierte sie. Außerdem wurden möblierte Zimmer und Schlafstellen vermittelt. Obwohl das Unternehmen viel in Anspruch genommen wurde, mußte es dennoch im Jahre 1913 in Liquidation gehen, da ein betrügerischer Bote 20 000 Reichsmark unterschlagen hatte. Der Inhaber Josef Richard verlor durch die Wiedergutmachung des Schadens sein gesamtes Vermögen und seine beiden Häuser auf der Klosterstraße und Friedrichstraße.

3) Die Krefelder Eisenbahngesellschaft bestellte von 1900 bis 1915 Pakete zwischen Krefeld und den von ihr berührten Orten.

4) Die Krefelder Verkehrs A.G. befördert mit besonderer Erlaubnis der staatlichen Post seit 1924 Briefe und Pakete für die Zeitungsverlage in Krefeld und die umliegenden Vororte. Dies ist die einzige heute noch bestehende Privatpost in Krefeld. Die Gebühren für einen Brief bzw. ein Paket betragen von 1924 bis 1929 nur 30 Pfennige, von 1929 bis 1959 50 Pfennige, von 1959 bis 1967 1 DM, danach 1,20 DM, ab 1968 betragen die Gebühren 1,15 DM zuzüglich 11 % Mehrwertsteuer. Während der ganzen Zeit hat die Verkehrs-A.G. Wertmarken zur Brief- und Paketbeförderung herausgegeben, über deren Aussehen nur ungenügende Angaben gemacht werden können, da das Archiv der Verkehrs-A.G. während des Krieges verbrannt ist. Erst durch Befragung von drei altgedienten Straßenbahnern, und zwar der Herren Wintjes, Gerads und Strouken, konnte einiges geklärt werden. Danach bestanden die Paketmarken bis zum Jahre 1953 aus gummierten Fahrscheinen, auf die diagonal „Paket“ aufgedruckt war. Von 1942 bis 1950 wurden normale Fahrscheine ohne jeden Aufdruck verwendet. Im Jahre 1953 wurden querrrechteckige Marken eingeführt. Ab 1955 hochrechteckige Marken, die in jeder Auflage eine andere Farbe hatten, 1959 wurde die neue Wertangabe von 1 DM eingeführt. Als 1967 die Gebühr von 1,20 DM eingeführt wurde, waren noch große Bestände vor-

Wertmarken der Krefelder Verkehrs A.G. zur Brief- und Paketbeförderung





Beispiele von Postkarten, die mit Privatpostanstalten befördert wurden

handen. Daher wurden mittels Gummistempel die erhöhte Gebühr von 20 Pfennig hinter die Zahl 1 gestempelt. Seit 1. Januar 1968 verwendet die Verkehrs A.G. Wertmarken, die keine Wertangabe mehr enthalten, um sich den Preisänderungen besser anschließen zu können. Die Zahl der beförderten Pakete ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen, da die Zeitungen überwiegend Lastwagen zum Transport ihrer Zeitungspakete einsetzen.

Außerdem gab es eine Reihe von privatpostähnlichen Firmen, die aber weder Marken noch Stempel verwendet haben. Die bedeutendste dieser Firmen war die Eilbotengesellschaft „Blitz“, die sich spä-

ter „Blaue Eilboten“ nannte und die fast 50 Jahre bestanden hat. Sie befaßte sich auch mit Paket- und Möbeltransport.

Im Jahre 1972 betätigte sich für kurze Zeit die Firma „PHARMA-KURIER“, die Werbesendungen von pharmazeutischen Unternehmen an Ärzte zustellte, und die die Sendungen durch einen Aufkleber kennzeichnete.

Auch städtische und staatliche Behörden haben in der ersten Zeit nach dem letzten Kriege ihre Dienstpost direkt zugestellt. So hat die Botenmeisterei des Rathauses einige Jahre die städtische Dienstpost direkt an die Empfänger zugestellt. Die Polizeiverwaltung bediente sich fast

10 Jahre eines besonderen Polizeikuriers zur Beförderung der Post von Polizeidienststellen untereinander, nicht nur in Crefeld sondern im gesamten Bereich von Nordrhein-Westfalen.

Das Bahnbetriebswerk Crefeld stellt seine Post heute noch direkt im Bahnbereich zu und verwendet einen besonderen Briefstempel.

Leider werden die Privatpostmarken von den Philatelisten kaum beachtet, da es sich nicht um Marken der staatlichen Post handelt, sondern um Privaterzeugnisse. Daher ist ein großer Teil dieses heimatgeschichtlich interessanten Materials verloren gegangen.

Briefmarken von Privatpostanstalten



Künstler in Krefeld

von Ernst Köppen

Die hier skizzierten Lebensbilder Krefelder Künstler folgen im wesentlichen Beiträgen, die der Verfasser im Frühjahr 1976 in der Westdeutschen Zeitung veröffentlichte. Sie gehen auf Gespräche mit den Künstlern zurück. Dabei war nicht an Kunstkritik gedacht. Vielmehr sollten menschliche Bezüge im Vordergrund stehen: Herkunft, Berufung und die oft verschlungenen Wege, auf denen der Einzelne zur Kunst fand. Darüber hinaus will die Darstellung an die Vielseitigkeit künstlerischen Schaffens in unserer Heimatstadt erinnern.

Hans Joachim Albrecht

Zur Person liest man in einem Ausstellungskatalog: „Hans Joachim Albrecht, am 11. Juni 1938 in Ostpreußen geboren, 1945 Vertreibung aus der Heimat, seit 1949 in Krefeld. Von 1958 bis 1962 Studium an der Hochschule für bildende Künste in Kassel. Nach der Ausbildung Arbeit als freier Bildhauer. Seit 1963 nebenberufliche Lehrtätigkeit an der Werkkunstschule in Krefeld, seit 1968 als hauptamtlicher Dozent. Ausstellungen seit 1964.“ Aus dieser knappen Information ist über das Werk des Künstlers natürlich nichts zu erfahren. Wenden wir uns also einer aufschlußreicheren Quelle zu!

Vor dem Parkhotel Krefelder Hof ist ein 3,25 hohes Objekt aus Edelstahl plaziert. Im Schatten hundertjähriger Buchen drehen sich zwei nach den Profilen des menschlichen Körpers geformte Pfeiler, deren Bewegung das Spiel von Begeg-

nung, Abkehr und Wiederfinden scheinbar endlos variiert. Die Plastik wurde 1969 im Anschluß an einen Wettbewerb von Hans Joachim Albrecht geschaffen. Seitdem der neue Hoteltrakt den baulichen Hintergrund stark ausdehnte, findet der Künstler allerdings die Größenwirkung der Skulptur beeinträchtigt. Anders in Wuppertal, wo Albrecht mit einem ähnlichen figürlichen Motiv, doch doppelt so hoch konzipiert, 1970 einen Wettbewerb gewann. Hier auf der Terrasse vor dem Verwaltungsgebäude der Bauberufsgenossenschaft erscheinen die umliegenden Fassaden in offensichtlicher Beziehung zu den beiden Aluminiumstelen.

Zahlreiche schlanke Formen erfüllen das Atelier in der Windmühlenstraße. Teils als Modelle, teils als fertige Skulpturen stehen sie aufrecht und hoch im Raum – Wegzeichen aus den letzten Jahren. Gemeinsam ist ihnen der Bezug zu den zarten Tälern und Hügeln des menschlichen Körpers und zu seinen schwingenden Umrissen. Ein Katalog gibt Auskunft über die Titel: Stehender Torso. Entgegentreten. Zwischenfigur. Schrittfolge. Der Besucher mag an archaische Bildwerke denken oder an die Säulenwälder romanischer Krypten. Der Künstler schlägt lieber einen Bogen zu Dürers Suche nach den Proportionen der Menschengestalt oder zu Oskar Schlemmers Kunstfiguren. Überraschend wirkt das Wechselspiel des Materials. Albrecht arbeitet in Bronze und Aluminium, in Sandstein und Marmor, in Beton und Holz. Gelegentlich nimmt er einen ans Rheinufer getriebenen Baum in sein Lager auf. Die Skulpturen auf dem



Rasen des Gartens entstanden aus dem Muschelkalk einstiger Friedhofsmonumente.

In einem Arbeitskabinett sieht man farbige Holzmodelle, die in spielerischen Bewegungen verändert werden können. Dabei übersetzen sie in geschmeidigen Wendungen menschliche Bewegung. Einige sind bereits in die Fachliteratur aufgenommen worden. Doch gehört dieses Studierzimmer mehr den theoretischen Arbeiten. Vor allem die Fotografien fallen auf. Sie zeigen Werke von Maillol, Rodin, Giacometti, Pevsner, Moholy-Nagy und anderen zeitgenössischen Meistern. In subtilen Einstellungen führt Albrecht mit Hilfe der Kamera den Betrachter rund um die Skulptur, macht Expansion und Verhalten, Bewegungsabläufe und Lichtwirkungen sichtbar. Die Aufnahmen entstanden auf Reisen, die durch Europa und in die Vereinigten Staaten führten. Sie sind für den Bildteil einer Untersuchung über „Plastik der Gegenwart und Raumbewußtsein“ vorgesehen, an der Albrecht seit drei Jahren arbeitet. DuMont Schauberg wird sie in der Reihe seiner Dokumente über zeitgenössische Kunst veröffentlichen.

In seinen Publikationen erweist sich der engagierte Künstler als Lehrer und Interpret. Etwa in dem DuMont Kunst-Taschenbuch „Farbe als Sprache“, in dem Albrecht sich als Autor mit den künstlerischen Ideen der Maler Robert Delaunay,

Josef Albers und Richard Paul Lohse auseinandersetzt und zu einer grundlegenden Einführung in das Medium Farbe kommt. Oder in den von Albrecht mitgetragenen Initiativen des Krefelder Kunstvereins, insbesondere in der Dokumentation eines Seminars für Kunst- und Werklehrer und in der Einrichtung einer Kinderzeichenschule, die in gemeinschafts betonender Arbeit die Freisetzung der kindlichen Persönlichkeit anstrebt.

Albrecht geriet beinahe zufällig durch verwandtschaftliche Beziehungen nach Krefeld. 1958 machte er das Abitur am Arndt-Gymnasium, dann Bildhauerei, Grafik und Pädagogik an der Kunstakademie Kassel, 1962 Examen für das künstlerische Lehramt. Gleich danach brachte der Auftrag eines Rhönstädtchens für ein Ehrenmal das erste Geld und die erste Anerkennung. Der junge Künstler stand nun vor der Entscheidung, ob er sich, kaum des Studiums ledig, sofort wieder einem Schulbetrieb verschreiben sollte. Durch die Berufstätigkeit seiner Frau Anngrit wurden wirtschaftliche Sorgen abgewendet. Ein erster Lehrauftrag an der Werkkunstschule trug ebenfalls zum Unterhalt bei. Außerdem verhalf die Hilfsbereitschaft der Familie Dilg zu einem geräumigen Arbeitsquartier, in dem sich auch Kollege Robert Steiger einrichten konnte. So blieb Zeit, die akademische Haut gelassen abzustreifen, auch wenn darüber die Frist für die Bewerbung zum Studienseminar verstrich. Lohnend erschien es, durch künstlerische Qualifikation ein Lehramt an der Werkkunstschule anzustreben. Das gelang im Jahre 1968. Albrecht rückte als Dozent in die freigewordene Stelle des Bildhauers Karl Stickerbrocks ein.

Im Frühjahr 1969 stellte Albrecht in Schloß Ringenberg Plastiken, Grafik und Zeichnungen in einer umfassenden Schau aus. 1970 waren seine Bildwerke im Städtischen Museum Kleve und 1971 auf dem Duisburger Kunstmarkt zu sehen. Kontakte zur Öffentlichkeit ergaben sich auch durch weitere Auftragsarbeiten, im Krefelder Bereich etwa durch eine farbige Plastik für die Schule am Wimmersweg und durch die Farbgestaltung für das Pädagogische Zentrum im St. Töniser Kirchfeld. Heute läßt der an figürlichen Objekten orientierte Schaffensprozeß einen übersichtlichen Zustand erkennen. Deshalb schien es 1976 angebracht, die mit dem Kaiser-Wilhelm-Museum abgesprochene Ausstellung auszurichten.

Martin Bertlings

Im Untergeschoß der Mühle bullert der Kanonenofen. Der Wind bläst über den Egelsberg, das Flügelkreuz jankt und knarrt. Kerzenlicht flackert auf, zeichnet die Schatten alten Geräts an das Rund der Backsteinmauern: Mühlsteine, armdicke Seile, Truhe, Schlitten, Kummerte. Eine Wendeltreppe führt in den Oberstock, wo der „Müller“ einen Seelenwärmer aus dem Schrank holt. Der Müller – das ist der Kunstkeramiker Martin Bertlings, der die Egelsberger Mühle vor zehn Jahren pachtete, das vergammelte Bauwerk in Ordnung brachte und es im Laufe der Zeit zu einer ebenso stiftgetreuen wie behaglichen Wochenendklause einrichtete. An elektrischem Strom fehlt's nicht, und wenn es mit Wasser hier oben auf dem Egelsberg auch knapp bestellt ist – notfalls läßt sich Kaffee auch mit Mineralwasser brauen. Bertlings hatte den glücklichen Einfall, in die Decke des Oberstocks einige Quadratmeter Fensterglas einzulassen, so daß der Blick während des Gesprächs zu den urwelthaften Balken und Holzzahnrädern des Mahlwerks hinaufwandern kann.

Martin Bertlings kam 1929 in dem verputzten Haus an der Hüttenallee zur Welt, wo Johan Thorn Prikker während seiner Krefelder Jahre gewohnt hatte. Kriegsnot und verwandtschaftliche Bindungen bereicherten die niederrheinischen Jugendtage um wiederholte bayerische Impressionen; sie hinterließen in-nige Vertrautheit mit bajuwarischen Sprach- und Lebensgewohnheiten. Die fiebrige Zeit verschlug den Gymnasiasten an das Uerdinger Fabritianum, bedachte ihn mit einem frühzeitigen Abitur und stellte den Siebzehnjährigen unvermittelt vor die Berufswahl. Würde sich der Knabenraum, schöne Häuser zu bauen, erfüllen? Bewährte Lehrherren waren bald gefunden: die Architekten Carl Dahmen und Kurt Geilen, beide Biebricher-Schüler.

Kaum im Joch, begriff der junge Mann, daß es unterschiedliche Dinge waren: hohe Häuser zu bauen oder sich in den Trümmern der ausgebrannten Villa Klei-newefers abzurackern. Da schien das von farbiger Keramik und gediegenen Antiquitäten bestimmte Milieu des Elternhauses doch die besseren Aspekte zu eröffnen. Ob man nicht umsatteln sollte? Gedacht, getan! Der Vater, selbst Meister der keramischen Kunst, ermunterte den Sohn zur Nachfolge und gewann einen anderen Lehrherren. Der hieß Paul Dresler. Der damals schon international bekannte Töpfer hatte, von der Violstraße

kommend, an der Kuhleshütte die „Töpferei Grotenburg“ eröffnet. Lange Jahre bewährte sich Dresler als vielerfahrener Mentor, der den jungen Bertlings geduldig in die hundertfältigen bekannten und geheimen Techniken der Töpferkunst einführte.

1952 begegnet Bertlings uns als selbständiger Töpfermeister, der sich zunächst des mit Holz und Kohle beheizten väterlichen Brennofens bediente. Das bedeutete Rücksicht auf die der Volkskunst zugewandten Arbeiten des Vaters; das hieß nicht selten ruhiges Blut bewahren, da der große Ofen nur einmal monatlich beschickt wurde. Ein kleinerer, ein gasbeheizter Ofen mußte her! Der Nothelfer hieß Jean Lenzen (1874–1952), unvergessener Krefelder Unternehmer der Radio-



und Maschinenbranche. Lenzen bedachte sich keinen Augenblick, für den Sohn des Freundes einen geeigneten Ofen aus seinem Betrieb abzuzweigen. Jetzt konnte nach Herzenslust geformt und gebrannt werden, während die künstlerische Ausbildung in fünf Werkkunstsemestern letzten Schliff erhielt.

Über das Geschäft ließ sich nicht klagen. Die Kunstfertigkeit des Meisters sprach sich rund, der Name Bertlings galt schon vom Vater her als Gütezeichen, und auswärtige Kundschaft fand sich auf der

Frankfurter Messe. Doch schlich sich mit der Zeit ein neues Unbehagen ein. Vasen, Krüge, Schalen, und immer wieder Vasen und Schalen? Keine neu erdachte Form, keine ausgefallene Glasur, die draußen nicht irgendwo vorweggenommen war. Und schade um die kostbaren Stunden, in denen man als sein eigener Handelsvertreter auf den Beinen war!

Nach einem Jahrzehnt keramischer Praxis ließ Martin Bertlings sich an der Kölner Universität immatrikulieren. Drei Semester Kunstgeschichte halfen über den Verdruß an der Töpferei und die Zweifel an der beruflichen Zukunft fort. Er erinnerte sich seiner alten Liebe, der Architektur. Wie wäre es, mit der Keramik an den Bau zu gehen? Weg von der Töpferscheibe, weg vom Gefäß! Statt dessen Flächen gestalten: an Kaminen, in Hallen, an Schwimmbädern. Man würde nicht mehr Vorgefertigtes an den Mann bringen, sondern mit Architekten und Bauherren planen, der künstlerischen Keramik vielleicht neue Wege weisen. Nachfrage würde bei dem Baufieber der sechziger Jahre nicht ausbleiben. Die Werkstatt in der Hüttenallee ließ sich mit einigem Geschick auf größere Dimensionen umstellen.

Eine Ausstellung im Foyer des Theaters, in der Bertlings 1961 die neue Technik vorstellte, war so etwas wie ein Probegalopp. Auf großflächigen Wandsegmenten glühte und funkelte geschmolzenes Glas, dem Spiel des Zufalls anheimgegeben, eine Zauberlandschaft aus Smaragd und Rubin. Der Beifall übertraf die Erwartungen. Die Schau trug dazu bei, der Keramik als Element künstlerischer Baugestaltung Anerkennung zu verschaffen. Das jüngste Paradestück aus Bertlings Werkstatt findet sich in einer Schwimmhalle an weißgekachelter Wand: ein fünf Meter breites und zwei Meter hohes Relief mit überdimensionalen Seetieren.

Ist es die künstlerische Unruhe, sind es die immer perfekteren Techniken, die Bertlings trieben, seine Werkstatt neuerdings auf den Kopf zu stellen? Er fand ein Verfahren, im Siebdruck, der sonst nur bei Textil- und Plakatdruck gebräuchlich, großformatige Platten mit mehrfarbigen Mustern auszustatten. Nach dem Einbrennen der Farben werden die Kacheln zu Puzzlesteinen einer künstlerischen Flächengestaltung, die bis zu den letzten Einzelheiten mit dem Architekten abgestimmt werden kann – ein Verfahren, das für die Innengestaltung von Gaststätten geradezu vorherbestimmt scheint. Die Nachfrage ist lebhaft. Da trifft es sich gut, daß Frau Linde als Innenarchitektin mit Rat und Tat einspringt und die Wohnung in der Roonstraße gelegentlich mit der Werkstatt Hüttenallee vertauscht.

Georg Cadora

„Bilder gehören an die Wand, nicht in Schränke!“ Daran läßt Georg Cadora keinen Zweifel. Wie der Satz gemeint ist, illustriert das Zimmer ringsum, wo für weitere Bilder nicht der geringste Platz zu sein scheint. „Ein Kunstwerk ist auch kein Dekorationsgegenstand, der zu Tapete oder Kredenz passen muß.“ Cadora sagt es mit liebenswürdigem Augenzwinkern, dem ein Anflug rheinhessischen Idioms gut ansteht; doch wird hinter seinen Worten eine souveräne Meinung spürbar.

Ebenso souverän wirkt in dem Künstlerheim Westparkstraße die Tuchfühlung unterschiedlicher Epochen, Namen und Handschriften. Das entzückende Mädchengesicht in der biedermeyerlichen Goldleiste ist aus Cadoras Werkstatt. Ebenso die Porträtstudie des Caspar David Friedrich, die man Peter Cornelius zuschreiben möchte. Zeichnerische Kostbarkeiten alter Meister hängen neben Arbeiten von Fritz Hühnen und Arno Breker. Die Erdschwere einer zweihundert Jahre alten Truhe korrespondiert mit der Transparenz eines Lutherschen Glasobjektes. Der Jugendstil ist mit einem paradiesischen „Menschenpaar“ vertreten.

Auf dem Bücherbord spaziert Katinka, die kleine Siamkatze, zwischen Bronzen und Tonbildern, wenn sie es nicht vorzieht auf Schoß oder Schulter des Besuchers Platz zu nehmen. Katinka kauert, wenn der Meister zeichnet, auf dem Arbeitstisch, möglichst auf dem Zeichenblatt. Sie interessiert sich für Lepidopterologie – wenn sie unbeaufsichtigt ist, versucht sie, Cadoras Falter zu vernaschen. Schmetterlinge verraten des Künstlers Freude an der Kreatur. In früheren Jahren, als er Finken hegte, brachte ihm die Züchtung eines Spitzschwanzamadins Goldmedallien ein. Heute stellt er Libellen nach und studiert die Metamorphose der Raupen unter der roten Lampe des Brutkastens.

An den Wänden Porträts. Wer das Zimmer betritt, wird sofort von einem farbigen Kreidebildnis gefesselt, bei dessen Anblick ihm unwillkürlich ein „Guten Tag, Herr Hühnen!“ entfährt. Auf einer Staffelei ein geradezu leibhaftiges Selbstbildnis, Kreide und Farbstift auf Ingrespapier, weiß aufgehellt. Cadora führt seinen Porträtstift mit elegant anmutender Treffsicherheit. Ein Porträtkatalog 1972–75 umfaßt 26 meist weithin bekannte Namen. Bildnisse von Weggefährten oder Gesinnungsfreunden behält er gern in Reichweite: Henry Miller, Franz Kafka, Gerhard Marcks, Arno Breker, Salvador Dalí. Eine Begegnung mit George Forester in Go-

desberg war Anstoß zur Edition einer Mappe mit Cadora-Bildern. Eine Cadora-Zeichnung war, mit Blättern von Cocteau, Dalí und anderen Berühmtheiten, in einem Sammelwerk zu Brekers 75. Geburtstag zu sehen – so wie 1971 in einer belgischen Ausstellung ein Cadora neben Picasso und Chagall hing. Seine Sympathie für Max Ernst bekundete er in einer Lithographie: das Porträt des großen Surrealisten mit Details aus seinen Bildern. Im Mai 1974 machte das Kaiser-Wilhelm-Museum mit einer denkwürdigen Grafik-



ausstellung von sich reden. Man sah 41 große Federzeichnungen, in denen Georg Cadora Rimbauds unsterbliche Gedichte in visionärer Schau interpretierte: die Irrfahrten des „trunkenen Schiffes“, den unheimlichen „Schläfer im Tal“, die Exaltationen der „Armen in der Kirche“. Die meisten Betrachter mögen geglaubt haben, des Künstlers Phantasie habe sich an Rimbauds zügellosen Träumen entzündet. Seine Freunde wissen es anders, wissen, daß Georg Cadora sich von der vulkanischen Natur des Franzosen fasziniert fühlt: von seinem umgetriebenen Leben, seiner Verachtung der Konvention, seinem revolutionären Einfluß auf künstlerische Ideen und Formen.

Wer Gespür für nuancierte Ausdrucksmittel hat, entdeckt an den Zeichnungen etwas Seltsames. Sie reihen kleinste Spiralen zu Maschen, Maschen zu Rastern, entwickeln aus dem Netzwerk kreiselnder Linien Fläche und Figuration. Dazu der Künstler: „Tausend Jahre kannte die Zeichnung nur den Strich. Das Gestaltungsmittel der Pointillisten war der Punkt. Meine Zeichnungen erwachsen aus einer Vielzahl kleiner Spiralen.“ Cadora spricht nicht davon, daß er oft Wochen und Monate an seinen Blättern arbeitet. Die Krefeld-Ausstellung zündete. Das Bonner „Institut Français“ wiederholte sie 1975 und plant eine Wanderausstellung durch deutsche und französische Städte. Die Deutsche Welle strahlte die Sendung

„Georg Cadora: Hommage à Arthur Rimbaud“ in die französisch sprechende Welt aus.

Arthur Rimbaud als Programm? Das nicht. Wer Cadoras künstlerischen Weg verfolgt, wird mehrfach auf literarische Bezüge stoßen. Auf E.T.A. Hoffmann, Walt Whitmann, Henry Miller, Saint-Exupéry. Er interpretierte Edgar Allan Poe, Charles Baudelaire, Ezra Pound. Gesellschaftskritik kennzeichnet sein Werk ebenso wie traumhafte Visionen oder religiöse Problematik. Die Zeichnungen Kubins stehen ihm nahe. Grünewald und Goya haben ihn beeinflusst. Doch bleibt sein Schaffen unverwechselbar. Es deckt sich mit keiner der geläufigen Kunstmoden – sicherlich ein Grund für die Bereitwilligkeit, mit der Cadora seit fünf Jahren in Museen und Galerien gezeigt wird. 1976 waren seine Arbeiten in sechs Einzelausstellungen zu sehen. Die New - Book - Society London richtete die erste ausländische Cadora-Ausstellung aus.

Kaum begreiflich, daß seine Begabung erst mit dreißig Jahren – er wurde 1939 in Darmstadt geboren – zur Kunst fand! Früher Tod der Eltern trieb den jungen Mann in die Fremde, nach Frankfurt, Hamburg, Paris, Marseille. Er putzte Fenster, lackierte Autos, buk Ziegel, schleppte Kohlen und begrub Tote. 1968 bestimmte ihn die Malerin Inge Treue, seine Zukunft dem Zeichenstift anzuvertrauen. Sie war es auch, die 1970 dem Museumsdirektor Hugo Borger Cadoras „Totentänze“ auf den Tisch legte. Das Rheinische Landesmuseum bedachte sich nicht lange, sie auszustellen. In Cadoras Lebenslauf sind Parallelen zu Rimbaud unverkennbar. Der Franzose hatte – wie es ein Journalist jüngst pointierte – die Kunst satt und begann ein Vagabundenleben. Der Deutsche fand zur Kunst, als er das Vagabundenleben satt war.

Cadoras jüngste Arbeiten könnten glauben lassen, der Rimbaud-Zyklus habe einer abstrakten Schaffensperiode Platz gemacht. Das hieße simplifizieren. Auf den Blättern erscheinen in vielfältiger Abwandlung statische Elemente: Winkel, Bogen, Wände. Cadora sagt „Anonyme Architekturobjekte“. Die Flächen sind in Spiralschrift und in den vom Künstler bevorzugten erdhaften Farben „niedergeschrieben“. Wer genau hinsieht, erkennt zehn, zwölf Farbebenen, die sich wie subtile Schleier überdecken. Nicht zufällig erinnern sie an die Gewebe in Cadoras Objektsammlung.



Eberhard Gollner

Am 15. Januar 1975 verlieh die Stadt Mülheim an der Ruhr einem ihrer Gymnasien den Namen Otto-Pankok-Schule. Für eine im Mittelpunkt der Tauffeier stehende Ansprache war der Krefelder Maler Eberhard Gollner gewonnen worden. In seiner Laudatio knüpfte Gollner an seine fünfjährige Lehr- und Reifezeit bei Meister Pankok an. Dabei zeichneten sich wie in einem Spiegel die Konturen des eigenen Werdegangs ab.

„Sein erstes Gespräch mit mir riß mich aus skeptischer Verneinung und Lethargie. Ich hatte Glück, ich war einem Manne begegnet, der das Persönliche mittragen half, damit ich wieder freier gehen konnte; einem Manne auch, der den kleinen Schüler abseits der großen Straße seinen Weg suchen ließ. Wir Schüler wuchsen frei und schnell unter seiner wärmenden Sonne, aufgebrochen aus der Gefangenschaft akademischen Betriebs. Als ich ihn anfangs fragte, was ich denn tun sollte, welche Aufgaben er empfehle, wies er mich auf mich selbst zurück und sagte ernst: „Malen Sie, was Sie lieben!“ Das war die Umorientierung, hieß es doch, sich dem zuzuwenden, dem man seit Kindertagen innerlich verbunden war. Die vielgepriesene künstlerische Freiheit bekam so einen Sinn: nicht sich hinter dem herrschenden Modetrend verbergen wollen, sondern sich zur unverstellten menschlichen Aussage entschließen. Pankoks Werk wuchs aus seinem großen Atelier auf die Flure der Akademie hinaus. Hierhin zog es mich oft. Hier überließ ich mich dem Lebensstrom dieser Arbeiten: wuchernde Distelsträube und Bambus-

haine, Wolkenberge, Zigeuner mit Wagen, Eseln und Hunden, peitschender Regen, die heiße Sonne Südfrankreichs und des Balkans. Pankok verzichtete sehr früh auf das Gestaltungsmittel Farbe. Er brauchte sie nicht. Dennoch war seine Klasse die farbigste an der Akademie.“

Merkwürdiges Phänomen: Ein Meister des Holzschnitts verhilft jungen Menschen zum Erlebnis der Farbe. Farbe ist bis auf den heutigen Tag das beherrschende Ausdrucksmittel in Eberhard Gollners künstlerischem Schaffen geblieben. Er bevorzugt Themen, die sich in starke Farbigkeit umsetzen lassen. In seinen Bildern blüht und tönt es. Sie wecken Heiterkeit, Sehnsucht oder Trauer. Paul Wember glaubt bei Gollner die Farbigkeit von Munch, Matisse, ja von den Frühbildern Manets zu erkennen. Aber nie versäumt der Künstler – er ist Mitglied der Gruppe „Junge Realisten“ – das Motiv genau vorzustellen.

In seinen Porträts, die stets vor einem leuchtenden Farbenfond stehen, erweist sich Gollner als aufmerksamer Beobachter. Die Landschaften bezeugen Ordnung und Klarheit, doch fehlt es nicht an unwirklichen Requisiten: gelbes Wasser und rote Wege. Seine vorzüglichste Neigung aber gehört dem Stillleben, bei dem Realität und Phantasie sich am innigsten durchdringen. Die Bilder „Stilleben am Tisch“ und „Grünes Stilleben mit Flasche“ wurden in die Niederrheinsammlung des Kaiser-Wilhelm-Museums aufgenommen. Auch die Arbeiten „Bildnis eines Freundes“, „Flußbreite“ und „Maske“ sind im Katalogwerk des Museums reproduziert. Gollners Bilder spiegeln ein Doppeltes: die Auseinandersetzung mit der Umwelt und das Szenarium der schönen Verspieltheiten: Puppen, Hüte, Mu-

sikinstrumente. Nicht selten fließen Kindheitseindrücke in die Leinwand ein, etwa die Erinnerung an erzgebirgige Spielzeugmanufakturen oder der an das industrielle Chemnitz gemahnende Zuschnitt eines auf dem Krefelder Güterbahnhof gemalten Bildes.

Als Eberhard Gollner 1929 in Chemnitz zur Welt kam, war die Familie, einer Berufung des Vaters folgend, gerade aus dem freundlichen Thüringen in die sächsische Fabrikstadt übersiedelt. Die Kullissen waren gestellt: Chemnitzer Arbeitswelt, das Schatzhaus Dresden, die Erzgebirgslandschaft, Ferientage in Thüringen. Unvergeßliche Erinnerungen an das in einem Buchladen ausliegende Velasquez-Bild „Las Meninas“, das in dem Dreizehnjährigen das heiße Verlangen wachrief, eines Tages ebenfalls vor einer Staffelei zu stehen. Dann Kriegsdienst auf der „Pamir“, das Inferno von Dresden, Orlamünde an der Saale. Abitur in Rudolstadt und die Hoffnung, in Weimar Kunst zu studieren. Statt dessen die Alternative: Uranbergbau oder verschwinden. Die Wahl fiel nicht schwer.

Der Fußmarsch durch Deutschland endete bei Berwangen im Forstwald. Was tun? Auf bessere Zeiten warten? Zum Malen fehlte so ziemlich alles, wenn auch Gustav Fünders mit Farbe aushalf. Papier und Tusche ließen sich auftreiben. Eine Serie Federzeichnungen, auf gut Glück an die Düsseldorfer Akademie geschickt, fand Gefallen und zog Prüfung und Zulassung nach sich. Der improvisierte Unterricht in den Kellern des ausgebrannten Palastes ließ keinerlei Langeweile aufkommen. Man zog mit dem Kochgeschirr zu Tisch, zeichnete mit der Kohle verbrannter Balken und rebellierte gegen Professoren, die ihre Position aus dem Dritten Reich herübergerettet hatten. Als Kurt Baurichter die Berufung von Otto Pankok durchsetzte, zog frischer Wind durch die verstaubten Ateliers. Das Staatsexamen 1952 bedeutete keinen Abschied von der Akademie. Zwei Jahre noch genoß Gollner den Vorzug, als Pankoks Meisterschüler in die geheimen Bezirke künstlerischen Schaffens eingeführt zu werden. Aus dieser Zeit – in sie fallen die Studien für das zweite Lehrfach Geografie – datiert die freundschaftliche Verbindung mit der Familie Pankok, die bis heute andauert und 1971 durch eine Gollner-Ausstellung im Pankok-Museum zu Drevenack zum Ausdruck kam.

Erste Berufsjahre in Essen, Duisburg, Neuss, 1959 Berufung an die hiesige Fichteschule, wo Kunsterzieher Karl Dittmann sein Amt aufgegeben hatte. Das pädagogische Pensum eines Oberstudienrates bestimmt Gollners Tagesablauf. Freie

Stunden gehören der Malerei – malen im Atelier, malen auf Reisen, malen unter freiem Himmel, soweit das Fahrrad trägt. Kompositionen in Öl- und Acrylfarben verwandeln die Künstlerwohnung Hafelsstraße in einen Bildersaal: Berge, Feldwege, Industrielandschaften, Brunnen, Meerestiere, Früchte. Da und dort ein von Ehefrau Margret gemaltes Aquarell, transparent angelegte Blumenstücke, denen ein eigener Zauber innewohnt. Maler und Malerin lernten sich an der Akademie kennen. Steht eine Gollner-Ausstellung an, was ziemlich oft vorkommt, leeren sich die Wände des Bildersaals.

Manche Bildinhalte, viele Accessoires, die auf Gollners Gemälden erscheinen, gehören zu den schönen Dingen, mit denen die Familie sich im Laufe der Zeit umgab. Zum Beispiel Muscheln, exotische Bronzen, Marionetten, Fächer und der Reifrock der Urgroßmutter. Eines Tages hatten Gollners den hübschen Einfall, mit den Bildern die abgebildeten Gegenstände auszustellen und auf diese Weise den Betrachter an dem Dialog zwischen Künstler und Motiv teilnehmen zu lassen.

Jürgen Heckmanns

Vor einer Reihe von Jahren stellte ein junger Mann, seines Zeichens Kunsterzieher am Kempener Mädchengymnasium, im städtischen Kultursaal Zeichnungen, Fotos und Collagen vor. Man sah saubere Strichführung und treffsichere Momentaufnahmen, fand den Alltag pointiert und Allzumenschliches belächelt, spürte hinter allem Gegenständlichen das Vergänglichkeitsmotiv, die Suche nach der verlorenen Zeit. In dem seither vergangenen Jahrzehnt hat Jürgen Heckmanns eine Vielfalt neuer Ausdrucksmittel durchgeprobt. Geblieben ist das den Zeitbegriff umkreisende Fragespiel.

Vor Jahr und Tag ist Heckmanns in das Medium Zeitung „eingestiegen“. Er reflektiert über den Doppelsinn der Zeitung: „Zeitung als ständig sprudelnden Informationsquell, und Zeitung als Verkörperung einer auf Oberflächlichkeit programmierten Zeit: gestern geschrieben, heute gedruckt, geliefert, gelesen, morgen verfallen, vergessen. Heckmanns versucht, der Zeitungslektüre das Selbstverständnis zu nehmen. In seiner Wohnung reihen sich Wechselrahmen mit Zeitungsseiten. Spar-same Eingriffe in Text oder Bild erhellen verborgene Zusammenhänge, decken Widersprüche auf. Ein Unterseeboot rauscht

densverleihung – sind in die dritte Dimension übertragen. Dabei bleiben die der Kamera abgekehrten Bereiche amorph. Die schrundige Rückseite stellt die geschönte Wirklichkeit in Frage. In dem Betrachter erwacht Mißtrauen gegen die „Welt im Ausschnitt“.

Man sieht einen Zeitungstapel, dessen untere Partien vor sich hingilben – keine drei Monate und schon geistiger Müll! Vergilbt auch die aus Zeitungsmasse gearbeitete Plastik des Rundfunksprechers, der eine Nachricht vom Blatt liest, an die sich kein Mensch erinnert. Eine Fotoserie zeigt den Leser im Kampf mit einer dickleibigen Wochenendausgabe.

Jürgen Heckmanns, Jahrgang 1939, aus einer Fischelner Familie stammend, verlor im Krieg den Vater, verlebte Jugendjahre in Mülheim/Ruhr und Bad Mergentheim und bezog 1951 die Fichteschule, wo der damalige Kunsterzieher Karl Dittmann und dessen Nachfolger Eberhard Gollner sich seines Talents annahmen. Nach dem Abitur galt es, bürgerliche Vorurteile gegen den Beruf eines Kunsterziehers abzubauen. Also belegte er an der Alma mater Geschichte, Germanistik und Philosophie, fand in Kassel einen Akademieplatz, sah sich mit einem Stipendium der Volkswagenstiftung bedacht, erlebte vier Monate Thailand und studierte in Aachen Geografie. Kempen bedeutete für den fahrenden Schüler Selbsthaftigkeit, erste Berufsjahre,



in Caspar David Friedrichs untergehende Sonne hinein. Mao, Begründer eines fernöstlichen Paradieses, als Pendant zu den Symbolfiguren konsumorientierter Glückseligkeit. Man stutzt, begreift, denkt nach. Eine Serie kleiner Skulpturen aus Gips und Pappmaché stellen Bezüge zu den Pressebildern an der Wand her. Die Bildszenen – Gespräch unter Politikern, Or-

eigenen Hausstand. Doch fehlte der Thomasstadt einiges an Urbanität. Zudem würde man in einer größeren Stadt beruflich stärker gefordert werden. Alles sprach für Krefeld. 1969 trat Jürgen Heckmanns in das Lehrerkollegium derselben Schule ein, die ihm ein Jahrzehnt zuvor das Reifezeugnis ausgestellt hatte. Nicht für lange. Seit kurzem widmet er sich –

zum Oberstudienrat aufgerückt – einem Lehrauftrag an der Gesamthochschule Duisburg.

In Krefeld ergänzten sich Aktivitätsfreude der Schüler mit der geistigen Unruhe ihres Kunsterziehers. „Nicht in der Schule bleiben! Mit der Öffentlichkeit arbeiten!“ hieß die Losung. Für eine Schau „Jugend untersucht Museumspraktiken“ wurde monatelang gebastelt, getextet, komponiert, wurden Kunstwerke nachempfunden, neu erfunden, persifliert. Das Resultat war eine Ausstellung im Thorn-Prikker-Saal, die Sinn, Funktion und gesellschaftliche Wirkung der Kunstpflege in Museen aufzuzeigen versuchte. Eine andere Aktion ging darauf aus, dem schönen Schein der Ansichtskarten und Stadtprosperkte den Spiegel der Wirklichkeit vorzuhalten. Immer bunte Blumen und blauer Himmel? Da kamen Mülltonnenfotos und Baustellenbilder der Realität näher. Die Volkshochschule stellte die solchermaßen illustrierten und verfremdeten Postkarten und Werbepamphlete aus.

Noch breitere Wirkung hatte das Filmprojekt „Kinderspielplätze, Freizeitazonen“ für das Schulfernsehen. Am Beispiel Corneliusstraße entwickelten junge Menschen – von der Konzeption über Drehbuch und Regie bis zur filmischen Aussage – ihre Vorstellungen von der Schaffung öffentlicher Freizeitstraßen.

Die Wohnung Roßstraße 171 verrät auf den ersten Blick, daß Jürgen Heckmanns mit den verschiedensten künstlerischen Ausdrucksmitteln experimentiert. Werkproben an den Wänden, in den Fluren. Er praktiziert mit Zeitungen und Büchern, mit Kleiderbügeln und Schuhwerk. Film und Dunkelkammer gehören zum selbstverständlichen Rüstzeug. Die farbliche Gestaltung des Jugendstilhauses in der Roßstraße ist für ihn ebenso „Objekt“, wie das Spielzeug seiner Kinder. Mit Theo Windges erfand er zum Stadtjubiläum die Aktion „Wir Krefelder und unsere Steckenpferde“. Sein Zeichentalent versuchte sich mit Erfolg an der Illustrierung von Kindermärchen. Zusammen mit seiner pädagogisch

examierten Frau betreibt er im Verein mit einer Bürgerinitiative die Umwandlung eines Straßenbereichs in eine Freizeitzone. Humane Beweggründe bestimmten ihn auch, 1974 „Amnesty International“ zu betreuen.

Das ihn immer wieder faszinierende Vergänglichkeitsmotiv spürte Heckmanns auch im textilen Bereich auf. Es geht um den Faltenwurf. Er sinniert über Zeit und Zeitbegriffe, indem er zufällige Faltenornamente in Gips konserviert oder sie durch Eingriffe in archäologische Objekte verwandelt. Denkanstöße sind gegippte, fotografierte, gezeichnete Hemden: Hemden an der Leine, auf dem Bügelbrett, auf einem Stuhl, Hemden zerrissen, zerdrückt, versteinert. Heckmanns Hemden waren in Kassel, Berlin und Bochum zu sehen. Ein Mönchengladbacher Manager eröffnete mit Heckmanns-Objekten 1972 eine „Shirt-Art Gallery“. Die mit Zeitungsverfremdungen angereicherte Ausstellung wurde 1973 von der Kölner Galerie Glaub übernommen.

Peter Heeser

Bis vor einigen Monaten war der Name Peter Heeser bei Kennern der Krefelder Kunstszene unbekannt. Auf der Ausstellung „Kunst 75“ des Xantener Regionalmuseums waren seine Bilder erstmals zu sehen, dann auch auf der Winterausstellung in der Düsseldorfer Messehalle. Seit kurzem gehört Heeser dem Vorstand der „Gemeinschaft Krefelder Künstler“ an. Um ihn zu besuchen, steigt man am Bismarckplatz ein rundgeschwungenes Treppenhaus hinauf, das gediegene Wohnkultur, zunächst aber keine Künstlerbehausung erkennen läßt. Das ändert sich hinter der Wohnungstür. Hausrat und Bilder verraten ein bestimmtes Design: Krefelder Werkkunstschule.

Heesers Voreltern waren immer in Krefeld ansässig gewesen. 1942 nahm die Mutter, während der Vater in Bordeaux Unterseeboote reparierte, den vierjähri-

gen Jungen mit in das Elternhaus nach Winnekendonk. Dabei blieb es. Das bedeutete Jugendtage am Niederrhein, Landleben zwischen Pferdeställen und Taubenschlägen und eine Dorfschule, wo ein Maltalent bewundert, aber nicht gefördert wurde. Lehrzeit und erste Berufsjahre ordneten sich in das ländliche Milieu ein. Bei der Druckerei Schaffrath lernte der junge Mann das Schriftsetzerhandwerk. Da hieß es, Tag um Tag und Jahr um Jahr durch die Wiesen nach Geldern radeln. Verständlich, daß niederrheinische Impressionen, daß die Landschaft zwischen Maas und Rhein in Heesers künstlerischen Arbeiten dominiert.

Mit der Zeit begriff Heeser, daß die Welt nicht in Krefeld zu Ende ist, sondern anfängt. Ein halbes Jahr trieb er sich mit Fahrrad, Zelt und Skizzenbuch zwischen Venedig und Palermo herum, doch blieben Kunst und Kunstgeschichte angesichts des goldenen Überflusses der Welt links liegen. Nicht so bei der nächsten Reise, die sechs Monate mit Frankreich



bekannt machte. 1960 trampelte Heeser – wiederum ein halbes Jahr – durch Spanien, Portugal, Marokko und Frankreich, jetzt unablässig zeichnend und keine Kunststätte auslassend; Landschaft und Kultur der Provence wurden damals zum Erlebnis.

Die Fremde veränderte die Maßstäbe. Der Beruf wollte überdacht sein. Würde die Werkkunstschule neue Ausblicke eröffnen? In der Abendklasse gefielen die Reiseskizzen. Gustav Fünders nahm sich Heesers Talent an, forderte es heraus. In Krefeld fanden sich Wohnung und Arbeit. Dann zwei Vorsemester bei Kadow und Freie Grafik bei wechselnden Dozenten, von denen der Kubaner Julio Girona den nachhaltigsten Eindruck hinterließ. Tagsüber die Schulbank, abends Arbeit am Setzkasten, zehn lange Semester – saure Zeiten! Zu ihren Lichtblicken gehörte die Freundschaft mit der Studienkameradin Hildegard Schürholz, die 1965 Frau Heeser wurde. Nach dem staatlichen Examen unterzogen sich die jungen Eheleute in Düsseldorf einem Seminar, das 1967 mit dem Examen als Werklehrer abschloß. Die letzte Hürde auf dem Weg zur Anstellung im Schuldienst war genommen. Peter Heeser fand sie in einer Duisburger, Frau Hildegard an einer hiesigen Realschule.

Hat der Landfahrer, der mit dem Skizzenblock durch Andalusien streifte, heute zu seinen künstlerischen Ausdrucksmitteln gefunden? Das bleibt Frage an die Zukunft. Heeser erinnert sich an die wechselnden Lektionen der Studienzeit mit den bereitwillig übernommenen und ebenso schnell wieder verworfenen Konzepten. Davon blieb wenig. Zudem schürten Geldsorgen und Examensnöte damals der Kunst den Atem ab. Und später? Abstrakte Anfänge blieben Episode. Die Landschaft meldete sich zu Wort, jetzt als Bild von flächenhafter Gliederung. In der Wohnung fällt ein Niederrheinbild aus jenen Jahren auf: grau gestaffelt, flache Ackerbreiten, Baumkugeln vor niedrigem Horizont, monochromer Himmel. Andere Blätter verfremden den Gegenstand, lösen das Motiv bis zur Unkenntlichkeit auf. Inzwischen hat der Bleistift die Farbe abgelöst. Mit sicherem Strich und differenzierter Schattierung entwickelt Heeser aus den Baumschnüren der Landstraßen, aus Kornfeldern und Ackerfluren die Grundelemente der Landschaft, reiht Strukturen zu axialen Ordnungen, stößt in visionäre Räume vor. Der Betrachter erlebt, wie ein simpler Bleistift Tannengehölze und Niepkuhlenmotive in traumhaft-unheimliche Szenerien verwandelt. Nirgends Gesellschaftskritik, nirgends Umweltangst. Dafür Bezüge zur Kunst des 19. Jahrhunderts. Unverkennbar auch ein jeder

Schwärmerei entsagender Hauch von Romantik.

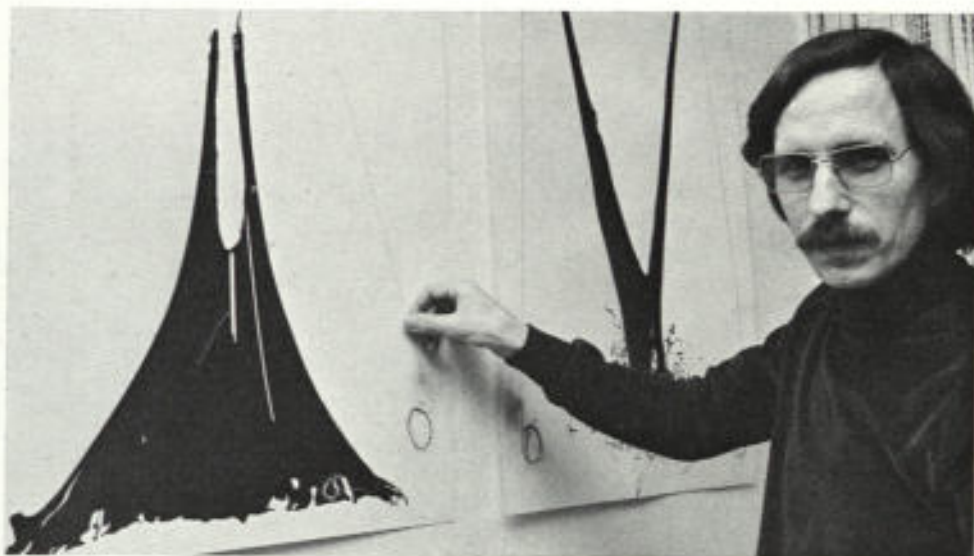
Ein Künstler auf dem Wege. Auf dem richtigen Wege? Darüber mag Heeser nicht befinden. Als bescheidener Mann macht er von seinem Schaffen nicht viel Aufhebens. Er mißtraut spektakulären Aktionen. Doch liest man ihm die Freude über den Erfolg auf der Düsseldorfer Ausstellung vom Gesicht ab. Die drei gezeigten Blätter wurden auf Anhieb gekauft, davon zwei vom Kultusminister. Der Künstler verhehlt nicht, daß er die oft abschätzig beurteilte Synthese zwischen pädagogischer Pflicht und kreativem Schaffen für fruchtbar hält. „Mein Lehrberuf gibt mir zu leben. So kann ich malen oder zeichnen, um zu mir selbst zu finden, anstatt den Markt mit gängiger Kunst zu beschicken. Der Künstler muß ja nicht immer die Welt verändern.“

Kurt August Janßen

Ende der sechziger Jahre fiel in Kunstausstellungen ein junger Mann auf, der die Akteure mit „Lese- und Textbildern“ bedachte. Auf postkartengroßen Grafiken fand man fragwürdige Bereiche der Kunst ironisiert. Fragen und Anrufe – gezeichnet, gestempelt, aufgereiht – forderten zum Nachdenken heraus. Zum Beispiel „Mehr Reden halten!“ Oder „Der Müllberg, ein Kunstwerk?“ Oder „Weiter schlafen!“ Nicht jeder Protest traf ins Schwarze. Aber man spürte persönliches Engagement, die Buchstabenbilder überraschten, ihr Autor, der Zeichner und Grafiker K. A. Janßen, kam ins Gespräch. In den folgenden Jahren gewann sein Schaffen Profil. Heute gehören seine „Denkprozesse“ zur deutschen Kunstszene. Die Münchener Edition Kerlikowsky nahm seine Blätter in ihr Grafikangebot auf. Ende 1975 stellte das Kulturzentrum der Stadt Utrecht K. A. Janßen erstmals in einer ausländischen Einzelausstellung vor. Aus den Textkarten ist eine Vielfalt künstlerischer Ausdrucksformen erwachsen. Geblieben sind die zeitkritischen Aspekte und die Vorliebe für den Zeichenstift.

Kurt August Janßen, Jahrgang 1937, stammt aus Goch. Der Vater, ein biederer Handwerksmeister, freute sich am zeichnerischen Talent des Sohnes, doch ließ er sich kaum davon überzeugen, daß auch im Kunstbereich solides Auskommen zu finden sei. Goch liegt, ungeachtet seiner alten Stadttradition, abseits der bedeutenden Kulturzentren. Da war es ein Glück für den Gymnasiasten, die Werkkunstschule Krefeld in erreichbarer Nähe zu wissen.

Fünf Jahre Werkkunst bei Kadow, Faßbender, Slansky – da ging es vorerst nicht um den Aufbruch zu neuen Ufern. Es ging ums Durchhalten. Das Fahrgeld mußte erschwungen, Semestergeld aufgebracht werden. So waren die Ferientage mit Werkarbeit ausgefüllt: Dreschen beim Bauern, in den Edelstahlwerken Barren schleifen, im Malerkittel Fassaden pinseln. Studienreisen? Diesen Gedanken steckte man sich hinter den Spiegel. Um so abenteuerlicher waren die geistigen Konflikte in einer Zeit, als es ein Sakrileg schien, gegenständlich zu zeichnen. Von Faßbender ging eine künstlerische Faszination aus. Doch da er auf Abstraktion eingeschworen war, blieben Kontroversen mit den Jüngern der Gebrauchsgrafik nicht aus. Janßen: „Es genügte mir nicht, immer wieder Kleckse zu deuten. Ich bezweifelte, daß mit dem Abstrakten die letzte Kunstform gefunden sein sollte.“



Paul Kamper

Berufsarbeit schloß sich nahtlos an die Werkkunstschule an. Janßen fand sie in grafischen Ateliers, in Köln, in Bielefeld, fast immer auswärts. Dabei eignete er sich jene Kenntnisse und Fertigkeiten auf dem Gebiete der Druck- und Vervielfältigungstechnik an, die er später in seinen Denkbildern so virtuos handhabte. Künstlerische Aspekte blieben vorläufig im Hintergrund. Bis der Galerist Rolf Leibenguth eines Tages auf Janßens Protestkarten stieß. Ihn fesselte die kunstreiche Verschränkung von Bild und Sprache, fesselten die jeder Agitation aus dem Wege gehenden Weckrufe an das Bewußtsein. Man begegnete sich, diskutierte, lernte sich schätzen. Am 22. Januar 1971 präsentierte Leibenguth seinen Freund und Schützling K. A. Janßen mit einer Einzelausstellung der Öffentlichkeit.

Der Künstler wurde rasch bekannt. Das sich früh abzeichnende Thema „Denkprozesse als bildnerische Aufgabe“ ist seitdem zum Leitmotiv seines Schaffens geworden. In klaren und ästhetisch abgesicherten Zeichnungen setzt er sich mit der Umwelt, mit Lebensraum, Gesellschaft und Zeitgeist auseinander. Leicht hingeschriebene Definitionen liefern den Ansatzpunkt der Diagnosen. Man liest „Luftbad – Bewegung in frischer Luft bei unbekleidetem Körper“ und sieht eine kohlenoxydschwangere Wolke auf den Badegast herabsinken. Das Grundrecht der Petition findet der Betrachter als „legitime Vertagungsstrategie“ persifliert. Janßen prüft Begriffe wie Doping, Konserven, Mengenlehre, die wir bei der Zeitungslektüre unreflektiert hinnehmen, auf Sinn und Hintersinn. In Wort und Bild provoziert er unsere Oberflächlichkeit mit über-raschenden Fragezeichen.

Nach zwölfjähriger Berufsarbeit begann Janßen sich auf ein Lehramt vorzubereiten. Seiner Bewerbung folgte am 1. Janu-

ar 1972 die Einberufung als Kunsterzieher an eine Duisburger Hauptschule. Rolf Leibenguth ließ der am Schönwasserpark ausgerichteten Janßen-Ausstellung 1972 eine zweite folgen. Diesem entscheidenden Anstoß schlossen sich weitere Einzelausstellungen an: Stadttheater Remscheid (1972), Galerie Atlantis (Duisburg), Studio 68 Mannheim (1973), Galerie Nova (Hagen), Galerie Limited (München), Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld (1974), Galerie Liebelt (Marburg), Kulturzentrum Utrecht (1975). Anspruchsvolle Namen finden sich. Vor kurzem ist Kurt August Janßen von Uerdingen nach Vinbrück an der B 9 übersiedelt. Die Wohnung verrät auf den ersten Blick die Handschrift des Künstlers: große Wandflächen, monochromes Weiß, von Zimmer zu Zimmer eigene Grafik. Blätter gerahmt und geheftet, Arbeiten in Bleistift, Tusche, Kohle, schwarz auf weiß, weiß auf schwarz – ein grafisches Kabinett. Eine Gesellschaft von Stockpuppen springt als einziger Farbfleck ins Auge. Janßen erzählt von der Schule. Erzählt weniger von dem, was er die Kinder lehrt, als was er von ihnen lernt. Er weist auf die Puppenköpfe. Die Familie hat sie aus Yoghurtbechern gebastelt. Sie sind ziemlich perfekt ausgefallen. Janßen sagt: „Die unbeholfenen Puppen, die meine Klasse bastelt, bedeuten mir mehr.“

In dem Atelier in der Prinz-Ferdinand-Straße steht ein Landschaftsbild auf der Staffelei. Das französische Städtchen Sézanne bettet sich zwischen die Rapsfelder und Weinberge der Champagne. Hinter Dächern und mittelalterlichen Türmen geht der Blick in die Ebene Brie, über der sich ein Himmel aus Sonnenglanz und Wetterwolken türmt.

In Sézanne fand der Krefelder Maler Paul Kamper, Jahrgang 1926, eine zweite Heimat. Damals suchte er, sein Pariser Atelier hinter sich lassend, in der Umgebung der französischen Hauptstadt eine gesicherte Bleibe. Auf der Reise durch die Provinz fand er 1960 in Sézanne ein anheimelndes, wenn auch seit dreißig Jahren unbewohntes Haus. Es war für erschwingliches Geld zu haben, hatte ausreichend Platz für eine junge Familie, und was an Wasserhähnen und Atelierfenstern fehlte, ließ sich mit der Zeit beibringen.

Frankreich lockte schon den jungen Kamper, als er sich Anfang der fünfziger Jahre auf den Spuren des Eichendorffschen Taugenichts' den Zwängen der Heimat zu entziehen trachtete. Die Zwänge der Heimat – das waren Mechanikerlehre, Arbeitsdienst in Pommern, Arado und Opel in Brandenburg, Gesellenjahre in der väterlichen Autofirma. Die Hoffnung, mit Abendkursen der Werkkunstschule und Lehrzeit bei Georg Muche habe die künstlerische Zukunft begonnen, erwies sich als trügerisch. Von Hause blieb jegliche Starthilfe aus. Also schnürte der junge Mann 1950 sein Bündel und machte sich mit seinem Freunde Hans Georg Noever auf den Weg nach Süden.

In Italien erleichterten Ganoven die Landfahrer um die ohnehin schmale Reisekasse, so daß sie sich ihre afrikanischen Träume aus dem Kopf schlagen mußten. Statt dessen vagabundierte man mit Gitarre und Skizzenbuch drei Viertel Jahr durch Welschland. Obdach ließ sich im anno santo in jedem Kloster finden, Speise und Trank ebenfalls, besonders wenn die Tischgäste sich mit einem Skizzenblatt empfahlen. Schwierig war der Umgang mit der Polizei, die darauf aus war, illegal reisende Ausländer abzuschleppen. So in Sizilien geschehen.

Kamper, den es nicht nach Hause zog, fand mit Hilfe neuer Freunde einen Weg nach Paris. Ein Studienplatz an der Akademie des Beaux Arts würde den Unterricht an einer Werkkunstschule reichlich aufwiegen. Zwar hieß es anfangs, den Platz unter den Brücken mit den Clochards teilen, zwar fehlte dem Atelier über

der Markthalle elektrisches Licht und sonst noch allerlei, aber was tat's? Man blickte über die Dächer von Paris, malte streunende Katzen, erlebte erste künstlerische Euphorie. Was an Lebensunterhalt fehlte, wurde in Bars und Cafés mit Karikaturen angeschafft. Gab es Ärger mit der Aufenthaltsgenehmigung, wechselte unser Maler für einige Wochen nach Tönisberg über, wo bei Bergbohrungen die D-Mark locker saß.

Anderthalb Jahrzehnte Paris. Anderthalb Jahrzehnte rastlosen Schaffens und künstlerischer Wandlung: die „kleinen Raub-



tiere" aus der Rue Daguerre, kostbare Vögel, kubistische Studien, die Insel Ré und Durchbruch zur Landschaft, die kosmischen Visionen. 1954 trat der Künstler mit einer Ausstellung in St.-Germain-des-Prés an die Öffentlichkeit. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Bis 1970 folgten fünfzehn weitere Ausstellungen – in Paris, Amsterdam, Worpsswede, Luzern, Krefeld, München und anderswo. Eines Tages hatte Kamper die Genugtuung, sich von dem Korrespondenten einer Pariser Kunstzeitschrift als „einen der besten gegenwärtigen deutschen Maler" apostrophiert zu sehen.

Wen wundert es, daß die Heimat sich bei dem abspenstigen Sohn in Erinnerung zu bringen suchte! 1955 verlieh Krefeld ihm den Kunstpreis. Im folgenden Jahr konnte Theodor Heuss den Künstler in Baden-Baden mit Händedruck zu einem Stipendium der Deutschen Industrie beglückwünschen. Kontakte zu potenten Auftraggebern blieben nicht aus. 1959 arbeitete Kamper ein monumentales Stuckrelief für die Städtischen Bühnen Mönchenglad-

bach. Aus derselben Schaffensperiode stammen Wandbilder im Krefelder Finanzamt, im Wehrbekleidungsamt Willich, in der Fachhochschule Niederrhein. Im Uerdinger Fabritianum löst ein veränderliches Wandsystem die Gedankenfolge Bewegung-Entwicklung-Kommunikation aus.

Das Land der aufgehenden Sonne ist in Kampers Leben mit einem erregenden Kapitel vertreten. In Paris knüpfte er, von fernöstlichen Vorstellungsbildern gefesselt, Freundschaften zur japanischen Kolonie. Bald darauf heiratete er eine aus Tokio stammende Malerin, die sich nicht nur in ihrem Heimatland einen Namen gemacht hatte. 1968 schickte ihn die Unesco – eine ungewöhnliche Auszeichnung – mit einem Stipendium ein halbes Jahr nach Japan, damit er dort fernöstliche Kunst und japanische Maltechniken studiere. 1970 reiste er, die Zusicherung einträglicher Arbeiten auf dem Gelände der Expo Osaka in der Tasche, zum anderen Mal in den Fernen Osten. Nach angestrengten Wochen mußte Kamper einsehen, daß er einer Spekulation aufgesessen war. Die trostlose Bilanz: verlorene Zeit, menschliche Enttäuschungen, Geldsorgen.

Geldsorgen würde man in Deutschland eher als in Frankreich hinter sich bringen. Also kehrte Kamper dem Haus in Sézanne den Rücken und richtete in der Prinz-Ferdinand-Straße ein Atelier ein, wo er, ohne vom Malen abzulassen, sich vorzugsweise mit der Kunst am Bau zu befassen begann. Fände sich dazu ein Lehrauftrag – um so besser! Er fand sich in Homberg, wo Kamper junge Gymnasiasten in die Welt der Kunst einführt. Experimente im dreidimensionalen Bereich, Spiegelbilder und Bewegungsabläufe inspirieren ihn. Seine Modelle beziehen ihre Spannung aus dem Gegensatz statischer Elemente und flexibler Metallblätter.

Ist Krefeld Kampers Endstation? Die Frage bleibt offen. Das Haus in Sézanne – es steht zur Zeit dem Berufsverband bildender Künstler zur Verfügung – bindet ihn immer noch an Frankreich. Bei günstigem Wind würde er sich nicht besinnen, die Seidenstadt mit Paris oder New York zu vertauschen. Im Augenblick setzt er sich stark für die kürzlich ins Leben gerufene „Gemeinschaft Krefelder Künstler" ein, deren Vorsitz er übernommen hat. Vor zwanzig Jahren gehörte Kamper zu den Mitbegründern des Pariser Künstlerkreises „Groupe du Feu". Es muß, so glaubt er, auch in Krefeld möglich sein, durch Zusammenschluß hiesiger Künstler der zeitgenössischen Kunst zu einer Stimme zu verhelfen und ihr in Fragen der Kunstpflege und Stadtgestaltung weithin Gehör zu verschaffen.



Helmut Meder

Wenn die Betriebe im Gewerbegebiet Krützpoort Feierabend machen, kehrt dort in der Regel Stille ein. Doch gibt es Ausnahmen von dieser Regel. Alle vierzehn Tage hallt aus dem Gebäude mit dem Firmenschild „Helmut Meder, Siebdruck, Offset, Display“ muntere Swingmusik durch die Nacht. Dort probt die aus neun Musikanten bestehende Band „Swing machine“ für ein öffentliches Konzert.

Für Helmut Meder bedeutet das Musizieren mit der vor zwei Jahren gegründeten Band nur die Fortsetzung einer dreißigjährigen Tradition. Sie begann in den Tagen, als rings um Krefeld die Panzergräben eingeebnet wurden. Der Zufall würfelte in Meders Arbeitsgruppe einige Jazz-Enthusiasten zusammen. Man probierte es mit Tanzmusik und stellte unter den Namen „Die Teddys“ eine Band auf, in der Meder eine Klaviatur von Instrumenten beherrschen lernte. Damals, als das Aufatmen nach dem Krieg von hektischem Verlangen nach Tanz- und Unterhaltungsmusik begleitet war, ließ sich mit Jazz Geld verdienen. Doch zeigen die bis auf den letzten Winkel mit Entwürfen und Druckformen befrachteten Werkräume an der Krützpoort, daß in Meders Leben die grafischen Künste der Musik den Rang abgelaufen haben.

Die ersten Lebensdaten: 1929 in der Blu-

menstraße geboren, Jugendmilieu Preußenring, Fichteschule, Landverschickung im Protektorat, Wehrtüchtigung und wieder die Schulbank, diesmal am Moltkeplatz. Angesichts der dunkelverhangenen Zeiten blieb die Berufswahl ein Ratespiel. Dem Knabentraum folgen und Chemie studieren? Maler werden wie Klassenkamerad Klaus Peter Noever es sich in den Kopf gesetzt hatte? Der Vater sagte: Rathaus oder Handwerk! Der Diskurs endete mit einem Kurzschuß. Meder warf die Schulbücher in die Ecke und meldete sich, anstatt den Weg ins Gymnasium zu nehmen, bei Malermeister Scholtholt als Lehrling. Zwei Jahre rührte er in Farbtöpfen und wusch der Kundschaft die Zimmerdecken ab.

Dabei blieb genug Zeit, die Zukunft zu überdenken und als Abendschüler der Werkkunstschule, damals in der Tackheide, zuzupilgern. In zwölf Semestern durchwanderte Meder die Bereiche dekorativer und grafischer Gestaltung. Dem künstlerischen und pädagogischen Engagement seiner Mentoren – Bertlings, Breker, Goossens, Holzhausen, Zaiser – zollt er heute, nach fast drei Jahrzehnten, noch Reverenz. Seine nachhaltige Verehrung gilt Laurens Goossens, der einen weit über den Lehrauftrag hinausgehenden Anteil an seinen Scholaren nahm und ihm eines Tages raten mußte, das Saxophon in der Schule abzuliefern, um die für's Studium nötige Zeit herauszuschlagen. Als dann das Berufsziel genauer abge-

steckt werden mußte, hatte der Traum freien künstlerischen Schaffens viel von seinem anfänglichen Nimbus verloren. Würde sich eine Konsumgesellschaft für die Losung „L'art pour l'art“ erwärmen? Gebrauchsgrafik hieß das Gebot der Stunde.

Der erste Arbeitsplatz fand sich in Wolfsburg, wo das Volkswagenwerk eine Ausstellung aufzog. Aber Wolfsburg war weit. Warum sollte man es nicht in Krefeld als selbständiger Grafiker versuchen? Gedacht, getan! Firma und Familie waren bald gegründet. Nur die Aufträge blieben aus; es fehlte an praktischer Erfahrung. Die stellte sich mit der Zeit in einer Düsseldorfer Agentur ein. Der zweite Sprung in die Unabhängigkeit gelang besser. Nach einer beträchtlichen Durststrecke traten Existenzsorgen in den Hintergrund. Statt dessen zeichnete sich die Chance ab, dem erwählten Metier neue Seiten abzugewinnen.

Atelier und Wohnung fanden sich in der Neußer Straße. Entwicklungshilfe leistete ein Filialunternehmen mit Aufträgen für Schaufensterwerbung. Aber wie sollten zwei einzelne Hände auf die Dauer fünfzig Schaufenster mit Plakaten versorgen? Meder besann sich auf den Siebdruck, steckte 500 DM in die Sache und fand seine Erwartungen in technischer, künstlerischer und ökonomischer Hinsicht übertroffen. 1959 bezog er im Gewerbegebiet Krützpoort einen Neubau, doch beließ er es bei wenigen Mitarbeitern und handwerklichen Gepflogenheiten.

An der Werkkunstschule war Meders zeichnerische Handschrift aufgefallen. Er verstand es, Gesehenes und Empfundenes leicht hin zu Papier zu bringen. Er zeichnete mit Feder, Kreide, Filz und Blei. Er zeichnete Landschaften, Dessins und Impressionen, zeichnete Tag für Tag und Jahr für Jahr. Seine zeichnerische Unrast wurde nur noch von der Nachlässigkeit übertroffen, mit der er die Blätter dem Zufall aussetzte. Der verwunderte Besucher erlebt, wie der Meister aus Truhen und verstaubten Ecken Berge von grafischen Arbeiten heranschleppt: Wolkenbilder, Waldstücke, niederrheinische Höfe und Krefelder Straßen, Fabriken, Schiffe, Brücken und kein Ende.

Eine andere, eine zweite Welt tat sich dem eingeschworenen Grafiker auf, als sich zu Bleistift und Feder das technische Experiment als Ausdrucksmittel gesellte. Neue Apparaturen boten Gestaltungen an, die das Vorstellungsvermögen der herkömmlichen Grafik überstiegen: fotografische Verfremdungen, Tonstufungen und Polarisationen, das Manipulieren von Offsetplatten und ähnliches. Meder experimentierte unermüdlich. So manche grafische

Kreation war an der Krützpoort schon erdacht und erprobt, bevor sie in Haus Lange von der Avantgarde als Neuheit präsentiert wurde. Bei dem Wühlen in der Mederschen Produktion kamen uns einige Dutzend raffiniert umgesetzter Fotos von einem in Aktion begriffenen Jazzorchester zu Gesicht; sie allein hätten gut und gern eine Ausstellung ausgemacht. Ausstellungen? Meder hält nicht viel davon. Einmal zeigte das Goethe-Institut seine Bilder in

La Paz; gelegentlich ist er auf Niederrheinausstellungen vertreten. „Gewöhnlich fehlt es an Zeit, die Motive ausreifen zu lassen. Und abends hängen mir Siebdruck und Collagen zum Hals heraus.“ Ganz zum Schluß kommen Farben zum Vorschein, Pastelltöne auf schwarzem Grund, Temperakartons, Acrylarbeiten. Man sieht Autostraßen, Stellwerke, die Markthalle von Paris, Häuser in Amsterdam. Auch Pferde, Mannequins, Land-

schaften. Farbige Impressionen setzen sich in Flächen um, werden zu Strukturen, lösen sich in Abstraktion auf. Unverkennbar die Verwandtschaft mit plakativen Arbeiten in der Siebdruckerei. Kunst? Kreativität? Meder sagt „Pinselfreiübungen“. Für ihn ist die Hinwendung zur Farbe ein Experiment der Bewußtwerdung, nicht anders als die Verfremdung fotografischer Motive, die Arbeit am Brennofen und das Schmieden von Gold und Silber.

Klaus Peter Noever

Der britische Steamer „Highland Chieftain“, der – mit 10 000 Tonnen und fünf Schornsteinen – im Sommer 1955 von den Kanarischen Inseln Kurs auf die iberische Küste nahm, hätte längst auf den Grund des Meeres gehört. Darüber waren sich die Tellerwäscher im Bauch des alten Kastens einig. Sie hätten der viktorianischen Pracht, die ohnehin nur für exzentrische Engländerinnen geschaffen schien, keine Träne nachgeweint. Eine dieser Ladies interessierte sich für einen der Tellerwäscher. Genauer: für seine Aquarelle. Der Tellerwäscher hieß Klaus Peter Noever und hatte in Las Palmas für Lissabon angeheuert. In seiner Zeichenmappe verwahrte er die Impressionen eines afrikanischen Reiseabenteuers. Eines Abends überredete die Gnädige den jungen Mann zu einer Pokerpartie. Im Verlauf einer Stunde hatte sie ihm sämtliche Aquarelle abgeknöpft.

Das Reiseabenteuer ging auf eine Bekanntschaft mit Dr. Albert Schweitzer zurück, der Noever eingeladen hatte, ihn mit einem Freund in seinem Urwaldkrankenhaus zu besuchen. Der Trip nach Lamba-

rene wuchs sich zu einer sechsmonatigen Irrfahrt aus: auf Schienen und Schusters Rappen, auf Ochsenkarren und Küstentaxifahrern, nach Cadix und Casablanca, durch Marokko und Mauretanien. In Dakar türmten sich die Schwierigkeiten. Die beiden Globetrotter erweckten Mißtrauen. In der Nigerwildnis war kein Weiterkommen, Lambarene erwies sich als Fata Morgana. So blieb nichts, als sich wieder zur Heimat durchzuschlagen.

Zu Hause gingen solche Eskapaden in Ordnung. Noever hatte während des Studiums an der Werkkunstschule geheiratet. Frau Anneliese, Meisterschülerin bei Breker, anschließend in einem graphischen Atelier tätig, bewährte sich als Hausfrau und Mutter, und so stand nichts im Wege, wenn Reisefieber ausbrach, Koffer oder Seesack zu packen und die Gegend zwischen Finisterre und Assuan unsicher zu machen.

Klaus Peter Noever, Jahrgang 1929, wuchs am Frankenring auf. Von dort wanderte er später zur Fichteschule. Über die Berufswahl gab es keine Diskussion. Der Junge war wild entschlossen, Maler zu werden. Der Vater, von Beruf Lektor, hatte eine musikalische Seele und eine unschätzbare Bibliothek. Er war einer der klugen Väter, die gar nicht erst den vergeblichen



Versuch machen, den Lebensweg der Kinder vorzuzeichnen. Der eine Sohn Schriftsteller, der andere Maler? Warum nicht! Nach dem Krieg war die Werkkunstschule zunächst am Danziger Platz untergebrochen. Das nächste Refugium hieß Tackheide, wo August Pigulla und Helmut Meder zur Klasse gehörten. Es waren Jahre, in denen es an allen Ecken und Enden fehlte. Um so fleißiger wurde geschuftet. War Not am Mann, bei Laurens Goossens fanden sich Rat und Hilfe. Er war ein Lehrer im schönsten Sinn des Wortes, durch Wohlwollen erwärmend, durch Anspruch herausfordernd. Er war sogar imstande, Noevers nonkonformistischen Mutwillen zu zügeln. Noever, der sich frühzeitig der Wandmalerei ergeben hatte, überraschte durch sein Geschick, mit großen Flächen fertigzuwerden. Die von den Apokalyptischen Reitern bis zur Kaufhofdekoration reichende Bandbreite seiner Palette verschaffte ihm bald über die Schule hinaus Ruf.

Ungewöhnlich für einen Werkkunstschüler war der Auftrag, in Werdohl für die Festhalle eines Stahlwerkes ein drei mal acht Meter großes Wandbild zu malen: Allegorien und Episoden aus der eisen-schaffenden Arbeitswelt. Die Supraporti im Saal der Königsburg stattete Noever mit Allegorien der Künste und des geselligen Lebens aus; die Platten übernahm später das Museum. Der Werdohler Auftrag hatte einen Batzen Geld gebracht. Wer wollte es einem Künstlerblut verargen, wenn es, unverhofften Gewinn in der Tasche, der Schule für eine Weile Valet sagte und sich Mittelmeerwind um die Nase wehen ließ? Saß man auf dem Trockenem, war jedes Handwerk recht, sich durchzuschlagen, Häuser malen, Bäume pflanzen, Fische fangen, Bambus roden. So brachte Noever es auf vierzehn Werkkunstsemester.

Anschließend hieß es, Bilder malen, Bilder verkaufen, bis sich in der Wandmalerei ein Auskommen abzeichnete. Es dauerte nicht lange, bis Noever sich wiederum der dekorativen Kunst verschreiben konnte. Doch was bedeutet solche Abgrenzung gegenüber einem Schaffenstrieb, der nur ein Gesetz anerkennt: das Gesetz der Stunde. Noever arbeitet wie besessen. Er hält nichts von Künstlern, die sich in eine Technik, in ein Thema verliebt haben. Zielvorstellungen beengen ihn nicht. Er bewundert die Meister der mittelalterlichen Dombauhütten, für die nur galt, was der Kathedrale diene. Er bewundert den Künstler der Renaissance, der die ausgefallensten Vorstellungen seines Fürsten zum Kunstwerk erhob. So wie sie kennt Noever keine handwerklichen Probleme. Er arbeitet in Keramik, in Edelstahl, in Glas, in Gold. Seine Werkskala reicht vom

Schmuckstück bis zum Wandmosaik, vom Weinglas bis zur Stele. Doch bleibt die Flächengestaltung an Giebeln und Brunnen, in Bädern und Landhäusern das zentrale Schaffensgebiet. An einem Gipsmodell, das er aus dem Regal greift, zeigt er eine derzeitige Arbeit auf, einen sieben Meter hohen Kamin in Delfter Blau, der als tragendes Element die Giebelwand eines Landsitzes beherrschen wird. In der Werkstatt an der Humboldtstraße formt der Meister an einer größengetreuen Holzattrappe die keramischen Werkstücke, brennt sie und schickt sie in die Schweiz, um sie an Ort und Stelle in den Bau einzubringen.

Da bleibt wenig Zeit, sich der Öffentlichkeit vorzustellen; es sei denn, man werte Noevers Kunstwerke in Österreich, Italien, Spanien, Holland und Irland oder das 25 Meter hohe Wandbild in der Hagerer Ingenieurschule als „Öffentlichkeitsarbeit“. Die Annalen des Museums verzeichnen 1955 Klaus Peter Noever, Paul Kamper und Waldemar Kuhn als Kunstpreisträger. Als die „Art Jeunesse“ 1967 Noever in Paris ausstellte, versuchte ein amerikanischer Galerist, den Künstler „einzukaufen“. Nach einer Besichtigung der New Yorker Szene bedankte Noever sich höflich und fuhr nach Hause.

Wenn Noever an die Zukunft denkt, hat das mit Kunst nichts zu tun. Um so mehr mit Fischen und Schiffen. In einem kleinen Hafen an der galizischen Küste teilt er mit August Pigulla eine Behausung, navigiert sich zwischen den Klippen hindurch oder sitzt mit spanischen Fischern hinterm Rotwein. Seit kurzem gehört ihm ein auf den Atlantik blickender uralter Hof. Daran wird, bevor er zum Alterssitz taugt, zu tun sein. Ein Kutter sollte sich aufreiben lassen. Tagtraum eines rastlosen Temperaments: das Leben als galizischer Fischer zu beschließen.

August Pigulla

Als im Januar 1964 die Bauleute an die Fundamente für ein neues Hauptzollamt am Jungferweg gingen, war der Unmut über die Preisgabe der Molenaarschen Fassade noch nicht vergessen. Der Bau wuchs schnell in die Höhe. Bald war zu erkennen, das Finanzbureau habe sich für diese städtebauliche Dominante etwas Besonderes einfallen lassen: eine dem Ostwall zugekehrte Westfassade als Flächenmosaik aus Glas und Naturstein. August Pigulla hieß der Künstler, den der Düsseldorfer Bauherr nach einem Wettbewerb für diese monumentale Arbeit gewann. 1962 war er einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgeworden, als ihn die Stadt Krefeld – zusammen mit Wilhelm Georg Cassel, Fritz Hühnen, Karl Heinz Modigell und Herbert Zangs – öffentlich auszeichnete. Wohl jeder Krefelder ist Pigullas künstlerischer Handschrift schon begegnet, sei es im „Haus am Berg“, im Dreifaltigkeitskloster oder in den Schulen Florastraße und Wehrhahnweg, die er mit Fenstern und Mosaiken ausstattete, sei es in der Kreissparkasse, im Corneliusstift oder im Kindergarten Garnstraße, wo er die Werkstoffe Zink, Eisen, Stein und Glas bildnerisch gestaltete. Auch der Mosaikboden der Rathaushalle wäre zu nennen, den Pigulla zusammen mit seinem verehrten Lehrer Gustav Fünders verlegte.

August Pigulla, Jahrgang 1923, kommt aus dem fernen Oberschlesien. Musikalisches Talent schien den Knaben zum Geigenvirtuosen bestimmt zu haben. Der Krieg versprengte Eltern und Geschwister und wischte die Konzertträume vom Tisch. Statt dessen vier Jahre Rußland, Unterschlupf in Thüringen, Obdach bei einem in Krefeld seßhaften Bruder. Was beginnen? Ein Glücksfall, daß an der Werkkunstschule, damals noch „Handwerksschule für kunstgewerbliche Berufe“ geheißen, der Unterricht bald auflebte! Die Hinwendung zur Werkkunst fiel Pigulla um so leichter, als ihm das Bild des erfindungsreichen Vaters, der zu Hause unermüdlich mit Eisen, Glas und Beton gebastelt hatte, noch lebhaft vor Augen stand. Die Ausbildung in der Abteilung „Glas und Mosaik“ unter Gustav Fünders hatte den Vorzug, daß sie handwerklichen Fertigkeiten dieselbe Bedeutung beimaß wie der bildnerischen Gestaltung. Über die Existenzsorgen der Anfangsjahre half fleißiges Malen gut verkäuflicher Bilder fort. Schönste Beigabe der Werkschulzeit war ein sich vertiefendes Freundschaftsverhältnis zu seinem Lehrer, das bis zu

dessen Tod hielt. Fünders war in Gent mit einer Professur betraut worden. 1954 nahm er den jungen Pigulla als Assistenten mit in die belgische Kunststadt, wo er den Nachwuchs in der Arbeit mit Glas und Stein unterwies. Die Werkkunstschule übertrug Pigulla lange Zeit Abendlehrgänge für Freihandzeichnen. Nach der staatlichen Prüfung schloß er durch zwei zusätzliche Semester als Meisterschüler bei Fünders den eigenen Bildungsweg ab. Jetzt mußten Aufträge her, wenn die Unabhängigkeit des freischaffenden Künstlers nicht frommer Wunsch bleiben sollte. Nach zögerndem Beginn brachte ein großflächiges Mosaik aus Marmor und Glasfluß für ein öffentliches Gebäude in der Vollmerswerther Straße in Düsseldorf den Durchbruch. Der Name des Künstlers machte die Runde. Dazu beteiligte sich Pigulla, wo immer es anging, an Ausstellungen: in Berlin, München, Triest, Paris, Frankfurt, Wien und anderswo. Eine Ausstellung seiner Metallarbeiten machte durch mehrere europäische Länder die Runde. Dem Krefelder Kunstpreis gesellten sich in Darmstadt 1964 eine Auszeichnung für das beste Glasbild, 1965 ein Förderpreis des Landes Nordrhein-Westfalen zu. Direktor Wember, mit bekanntem Gespür für Zukünftiges, kaufte schon früh die Arbeit „Glasfenster mit Goldrosa“ für das Museum an.

Aus Pigullas Auftragskatalog nur wenige Beispiele: ein Mosaik im Düsseldorf-Landeshaus, ein Edelstahlrelief für das Finanzamt Moers, die Brunnenanlage für eine Emmericher Kaserne, dreidimensionale Drahtglasfenster für eine katholische Kirche. Den manuellen Arbeiten unterzieht sich der Künstler in seiner Fischelner Werkstatt selbst. Wo technische Verfahren oder die Dimensionen Menschenkraft übersteigen, helfen liefernde Firmen. In der Wohnung Moltkestraße, die Pigulla vor Jahresfrist mit der Gartenstadt vertauschte, finden sich künstlerisches Schaffen und behagliches Wohnen zu einem Einklang zusammen. An einer Atelierwand zeigt ein 1,7 m breiter Karton das Detail eines Glasfensters für eine Kapelle in Neuss. Auf dem Tisch, spannenhoch, das Modell einer Edelstahlskulptur, die, auf 3,5 m gebracht, in einer Mettmanner Schule zu sehen ist. Vor einem Fenster eine Glascollage: mundgeblasene Rubinscheiben mit muschelartig zugeschlagenem Betonglas; ein Ausstellungsstück älteren Datums. Selten, daß so eine Arbeit zurückfindet. Was mit der Wand verschmolzen, was in Fundamente gemauert wurde, ist an seinen Ort gebannt. Zum Leidwesen des Künstlers, der umso weniger vorzuweisen hat, je stärker ihn Aufträge beschäftigen.

Der Besucher braucht nicht lange nach

der Freizeitpassion der Familie zu fragen. Modellflugzeuge in allen Baustadien sprechen für sich. Das größte, Spannweite 4,2 m, stiehlt den Kartons und Collagen die Schau. Jedes Jahr, wenn die Sonne steigt, packen Eltern und Kinder sich selbst und ein halbes Dutzend Miniaturflugzeuge in einen Variant und ab geht's an die spanische Nordwestküste, nach Galizien, wo das Land grün, der Fels schwarz und der Atlantik weit ist. Da können die Vögel, indes die herbeigeeilten Kuhhirten sich bekreuzigen, ungestört über den Klippen kreisen.

Der Oberschlesier Pigulla ist im Laufe dreier Jahrzehnte in die von Thorn Prikker und Campendonk geprägte Tradition der niederrheinischen Glasmalerei hineingewachsen. Er bedauert die Abwanderung der Abteilung „Glas und Mosaik“ von der hiesigen Fachhochschule. Um so bereitwilliger folgte er 1971 einem ehrenvollen Ruf an die Fachhochschule Dortmund, wo er die Klasse „Glas- und Mosaikgestaltung mit Schwerpunkt Objekt-Design“ übernahm. Zwar bedeutet der Lehrauftrag den Ausfall von drei Wochentagen für das Schaffen in Atelier und Werkstatt. Dafür hofft er, als Hochschullehrer am ehesten dazu beizutragen, der künstlerischen Gestaltung mit Glas und Stein neue Techniken und unbetretene Räume zu erschließen.



Klaus Polenz

Im Mai 1971 entstieg in der Blumentalstraße ein Mann, von Gestalt und Habitus offensichtlich Künstler, einem Taxi und bahnte sich in der Toreinfahrt Nr. 68 einen Weg durch Autos und abgestellte Kisten. In der Hinterhofdruckerei der Galerie Denise René Hans Mayer schien man ihn zu erwarten. Auf Tischen und Regalen lagen stoßweise die Blätter einer achteiligen Serigrafie, fertig zum Signieren. Der Künstler, durch Händeschütteln und Munterkeit jeden Respektabstand überbrückend, hatte schnell die Sympathie des harrenden Arbeitsteams gewonnen.

Für den Siebdrucker Klaus Polenz wurden Tag und Bekanntschaft mit dem in der Kunstwelt hochberühmten Jesus Raffaelo Soto zum Erlebnis. Soto machte sich an die Arbeit, signierte, nummerierte. Doch schien er nicht gesonnen, sich einem Streßprogramm zu unterwerfen. Nach einer Stunde, während der die Drucker ihm fleißig zur Hand gingen, fand er die Luft trocken und ließ Slibowitz herbeischaffen. Als die einzige Musikplatte, die im Betrieb zu finden, zum dritten Mal das Hair-Musical herunterleierte, hatte er die Geschichte satt: er schickte in die Stadt eine Gitarre zu kaufen, zu der er mit temperamentvollem Bariton südamerikanische Folklore zum besten gab. Zwei Tage wurde getrunken, gesungen und signiert, immer mit Blick auf ein „Bis-hierher-und-nicht-weiter“, stand die Edition doch mit fast einer Million zu Buche.

Damals war Polenz gerade ein Jahr für die Galerie Denise René Hans Mayer tätig. Der Kontakt hatte sich auf denkbar alltägliche Weise ergeben: durch das Arbeitsamt. Die Galeristen, seit 1965 auf dem Ostwall etabliert, suchten einen Helfer für ihre Siebdruckerei. Warum nicht Klaus Polenz? Zwar hieß es vorderhand, Formen ausputzen und Blätter weglegen. Aber was tat's? Die Tür zu einem Traumreich hatte sich einen Spalt aufgetan und der junge Mann war gesonnen, seinen Fuß hineinzuklemmen. Nach einem Jahr war er in der Technik wohlbewandert und getraute sich an die ersten Siebdrucke – mit Erfolg. Eigenartiges Empfinden für einen jungen Drucker, Blätter, denen er Farbe und Fluidum verliehen hatte, in renommierten Zeitschriften für 1000 DM und mehr angeboten zu sehen!

Kaum hatte Vater Polenz, von Beruf Müller, wohnhaft in der Kölner Straße, 1942 die Geburt seines Sohnes Klaus beurkunden lassen, zog er mit der Familie in die Heimat seiner Väter, nach Westpreußen, wo die Nächte weniger gefährlich waren.

Später gab es in der Schule Feldstraße einige Schwierigkeiten, weil das schwächliche Kind über seinem Kritzelstift das Einmaleins vernachlässigte. Seine kuriosen Aufsätze waren nicht dazu angetan, das Manko auszugleichen. Erika Zimmermann hatte ihre eigene Meinung. Für sie war es keine Frage, daß der talentierte Junge bei ihr zeichnen lernte – eine Ehre, die sonst nur Musterschülern widerfuhr.

Der Vater, der nach dem Krieg in der Verseidag Arbeit fand, war ein resoluter Mann, dem weder die aufgeschossene Konstitution noch die Träumereien seines Sohnes behagten. Die beste Arznei schien eine stramme Lehrzeit. Musterzeichner? Filmstoffdrucker? Der Arzt riet ab. Alsdann nicht gefackelt und in die Appretur! Der junge Polenz machte aus der Not eine Tugend und klemmte sich so lange hinter Meister und Monteure, bis er mit den ausgefallensten Maschinen auf du und du stand. Als der Vater gestorben, hängte der Sohn den ungeliebten Appreturkittel an den Nagel. Hinaus! Menschen kennenlernen! Binnen Jahresfrist hatte er begriffen, daß einem Hausierer in Elektrogeräten keine gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Zurück zur Verseidag! Abends fuhr man nach Mönchengladbach und ließ sich in der Webschulstraße sechs Semester zum Industrie-Meister ausbilden. Eines Tages löste die Einsicht, in einem Textilbetrieb werde nie und nimmer Platz für künstlerische Entfaltung sein, einen Kurzschluß aus. Polenz brach die beruflichen Brücken hinter sich ab, wanderte über die Alpen, streunte durch Museen, schlug sich durch die Tage, nicht ahnend, daß er seinem Glück nicht in Arkadien, sondern auf dem Krefelder Arbeitsamt begegnen sollte.

Hans Mayer drückte ein Auge zu und ließ den jungen Assistenten gewähren. Das erste eigene Blatt, das Polenz vorzeigte, brachte ihm den Respekt der Mitarbeiter ein. Daß es Sammler gab, die unentdeckte Grafik wohlfeil zu kaufen trachteten, war angenehme Beigabe. Er widerstand der Versuchung, seine Phantasie den Motiven der Calder, Soto und Vasarely, denen er tagsüber zur Multiplikation verhalf, auszuliefern. Auch fühlte er sich für dekorative Kunst zu jung. Unbeirrt von jeweils grassierenden Moden versucht er, in abgründige Seelenbereiche hineinzuleuchten. Er bevölkert schwarzflächige Formate mit skurrilen Figuren, zeichnet Drachenfische, Fabeltiere, verschlagene Füchse, entwickelt dekadente Typen des Alltags, verwendet auffallend häufig die Kralle als Ingredienz. An Resonanz fehlt es nicht, doch bringt sie Polenz nicht aus dem Tritt. Er will für das Gespräch mit der Öffentlichkeit gerüstet sein. Erste Gele-

genheit fand sich in einer Kölner Galerie, die Polenz im April 1976 vorstellte.

Als Polenz vier Jahre für Denise René Hans Mayer gearbeitet hatte, schien der Markt für Siebdruckkunst kaum noch aufnahmefähig. Die Galerie orientierte sich nach Düsseldorf, für Polenz zwar ungelegen, aber nicht überraschend. Glücklicherweise fügte es sich, daß eine Wuppertaler Siebdruckfirma für eine Verkaufsausstellung einen versierten Drucker suchte. Darauf demonstrierte unser Gra-



fiker einige Tage Hand- und Kunstgriffe der Siebdruckerei. Gleichzeitig durfte er im Hause eigene Grafik ausstellen. Damit waren seine Arbeiten im Gespräch. Ein weiterer Glücksfall: als Hans Mayer die Krefelder Druckerei zum Verkauf stellte, fand sich ein Menschenfreund, der half, eine Firma „Siebdruck Polenz“ aus der Taufe zu heben. In den Werkräumen Blumentalstraße hängen heute die bunten Blätter von ehemals wie Trophäen an den Wänden. Da und dort lassen Litfaßplakate erkennen, wie Polenz den Betrieb für's erste durchzieht. Die schwarzweißen Blätter auf den Arbeitstischen verraten aber auch, daß die Druckerei mehr denn je von der künstlerischen Liebhaberei ihres Chefs in Anspruch genommen wird.

Aus dem Appretur ist ein „Unternehmer in Grafik“ geworden. Polenz schätzt die künstlerischen Möglichkeiten, die sein Betrieb ihm an die Hand gibt, hoch ein. Er träumt von einem Grafik-Center, wo Freunde und Kollegen drei- oder viermal im Jahr ausstellen können. Warum nicht? Polenz bewohnt in der Hubertusstraße einen hübschen Pavillon. Die Wände eines riesigen Ateliers sind schon jetzt mit Grafik jeder Art und Größe bepflastert. Ein wenig Kunst, so meint er, ein wenig Bohème, ein wenig Markt – wäre doch nett! Es braucht ja nicht immer eine Galerie zu sein.



Uwe Rast

Von der mittelalterlichen Inrather Bauernzeile stehen nur noch wenige Höfe. Einer davon, Inrather Straße 645, ist der Rangeshof — ein freundliches Haus mit weißen Mauern und braunen Läden, das Dach tief auf die Fenster heruntergezogen. Vor dem Hause sind einige Kannen und Tonreliefs zur Schau gestellt. Auf einem Torbalken ist zu lesen, welche Bewandnis es damit hat: Töpferei Uwe Rast. Die Bewohner des Hauses, das 1476 zuerst beurkundet ist, sind darauf bedacht, die ländliche Atmosphäre zu bewahren. Allerlei Kleinvieh bevölkert den Bongert, Hund und Katze fehlen nicht, man spricht von Diele und Tenne, eine rußschwarze Herstelle läßt an knackende Holzscheite und die Gespräche behaglicher Winterabende denken.

Die Gelegenheit, sich im Rangeshof als Töpfer niederzulassen, erhielt Uwe Rast 1961. Die Staatliche Abschlußprüfung war absolviert und Dr. Roman Bach fand, einen so vielversprechenden Keramiker sollte man in Krefeld festhalten. Es traf sich, daß der Stadtförster Gallhoff gerade den Rangeshof freimachte. Die Stadt neigte dazu, das Anwesen aufzugeben, da die Kosten, es in einen denkmalwürdigen Zustand zu setzen, unerschwinglich schienen. Da kam ein kunstfertiger Mieter gerade recht. Der Keramiker und seine junge Frau zogen ein. Obwohl Feuchte und

Verfall vieles zu schaffen machten, hat es sie nicht gereut.

Daß Uwe Rast, Jahrgang 1931, sich in seiner Vaterstadt Erfurt einem künstlerischen Beruf zuwenden würde, hatte außer Zweifel gestanden. Damit war es 1945 vorbei. Die DDR-Planer ließen eine einzige Wahl: Maurer oder Schlosser. Gut, also Kunstschmied! Als nach der Lehrzeit eine Arbeitspflicht im Uranbergbau drohte, rückte der junge Schmied bei Nacht und Nebel in den Westen aus.

Anfangsstation der folgenden Wanderjahre war Düsseldorf, wo bei Mannesmann Arbeit und erster Verdienst winkten. Drei Jahre in einem Solinger Werk verhalfen zu Rücklagen, die einige Semester Grafik an der Werkkunstschule Kiel erlaubten. Ein Job als Detailkonstrukteur in Stockholm bildete dann das Sprungbrett für den Besuch der Wiener Kunstakademie, Klasse für industrielle Formgebung und Kunsthandwerk. Zwischendurch Studienreisen nach Berlin, Paris, Kopenhagen. 1959 vertauschte Rast das teure Wiener Pflaster mit Krefeld.

In der Petersstraße vertraute er sich den Professoren Kadow und Wimmer an. Nebenher verschrieb sich der nunmehr achtundzwanzigjährige Studiosus, der in Wien bereits in Porzellan gearbeitet hatte, versuchsweise der von Karl Heinz Modigell geleiteten Keramikklasse. Rast spürte, daß er damit auf den ihm vorgezeichneten Weg gestoßen war. Die Töpferei wurde zum Erlebnis. Das alte Wort „Selbst ist der Mann“ gewann für ihn neuen Inhalt. Wo gab es das ein zweites Mal: mit eigenen Händen Erde ausheben, walken, formen, brennen, glasieren und verkaufen? Der Rangeshof erwies sich als gediegener Rahmen für eine Werkstatt, deren anfängliche Behelfe bald fachgerechter Ausstattung Platz machten. Da die Töpferei längst über die Herstellung von Gebrauchsware hinaus ist, wird das Schaffen des Meisters nicht mehr von der Serie bestimmt. Als Schmuckgewerbe spricht die Keramik den Liebhaber an, der die Einmaligkeit eines Stücks zu schätzen weiß. Darauf ist der Rangeshof eingestellt. Die Kannen und Platten, Teller und Töpfe, Brunnenfiguren und Wandplastiken, die aus dem bildsamen Ton hervorgehen, verblinden — das verrät der erste Blick — handwerkliche Geschicklichkeit und schöpferische Impulse zu ausgesprochener Harmonie. Von allen Formen gibt Rast der Schale den Vorzug. Seine Leidenschaft aber gehört der Glasur. Eine Dokumentation zur keramischen Kunst der Gegenwart stellt fest: „Uwe Rast hat den Mut zum Wagnis. Man erlebt den Kontrast eines vielfach abgestuften stumpfen Grautons zu leuchtendem Gelb. In den Reduk-

tionsglasuren kommt es zu neuen Farbwirkungen. Er hat Ergebnisse erreicht, die nicht als Routine abzutun sind: rote Augen, blaue Ränder und fleckige Farbfelder, die ein tiefes Rot aufleuchten lassen.“ Wie um diesen Text zu illustrieren, blättert der Künstler in einer Bildsammlung. Was sich dem Betrachter darin an Farben und Formen, an Lichtreflexen und ornamentalen Wundern auftut, scheint einer Szenerie von Tausendundeiner Nacht entliehen.

Das erregendste Kapitel in der Rangeshofwerkstatt nennt sich „Ochsenblutglasur“ — eine schon im alten China geschätzte keramische Rarität. Der Brennvorgang, heute im Gasofen bei offener Flamme vor sich gehend, schließt hohes Risiko ein und wirft oft kaum die Unkosten ab. Um so kostbarer die Stücke, wenn der Brand gelingt. Die liebevolle Hingabe, mit der Rast sich der Technik der Ochsenblutglasur widmet, hat wesentlich beigetragen, seinen Namen im Kreise der keramischen Künstler bekanntzumachen.

Um Kundschaft und Absatz sorgt sich der Maestro nicht. Die Käufer finden heute selbst den Weg zum Rangeshof; manche kommen von weither. Das behagliche Bauernhaus, einst Schauplatz von Weihnachtsmärkten befreundeter Kunsthandwerker, steht auch heute jedem Besucher einladend offen. Hausgeräte und Schaustücke aus der Werkstatt verbinden sich zur stilvollen Kulisse. Von der tönernen Backmodel bis zur Bodenvase ist ein weitgefächertes keramisches Programm zu überblicken. Offensichtlich arbeitet Rast lieber auf Verdacht als auf Bestellung. Er töpfer, was ihm gefällt. Und was ihm gefällt, so meint er, gefällt auch dem Kunden.

In einem der Werkstattträume stehen Tische und Stühle. Hier finden abends Töpfereikurse der Volkshochschule statt. Solche Lehraufträge sind für den Meister nicht neu. Drei Jahre lehrte er seine Kunst an der Berufsschule Kempen. Von 1966 bis 1968 gehörte er als Zeichen- und Werklehrer zum Kollegium der Kempener Realschule. Kürzlich nahm ihn das Sozialministerium für Kurzlehrgänge an einem westfälischen Jugendhof in Pflicht. Damit will Rast es genug sein lassen. Ein guter Lehrer, sagt er, ist auf die Dauer kein guter Töpfer.

Die von Axel Gayk, Krefeld, stammenden Porträtfotos durften wir dankenswerterweise dem Archiv der Westdeutschen Zeitung entnehmen.

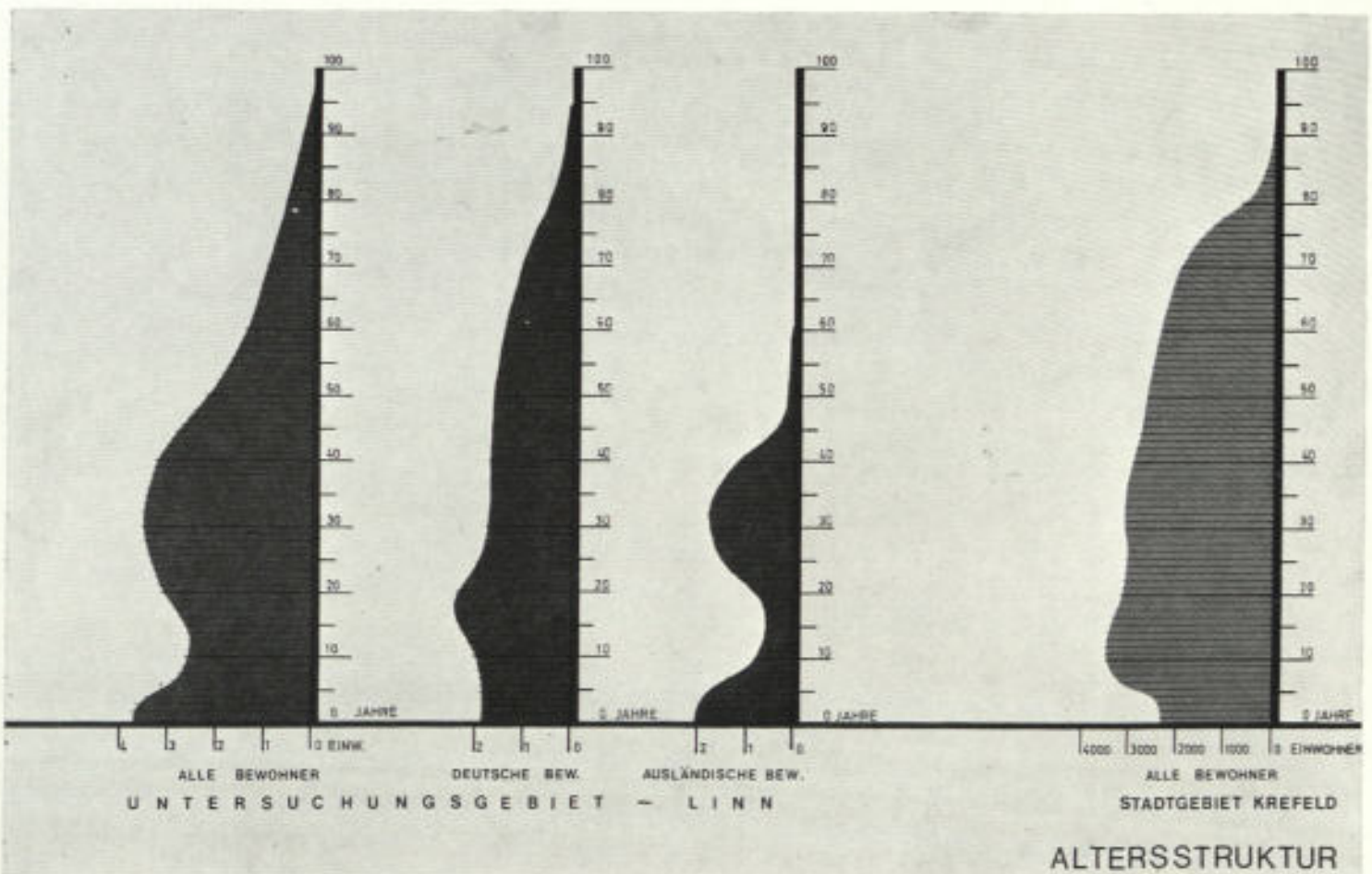
Vorschläge zur Erneuerung des historischen Ortskernes in Krefeld-Linn

von Hermann Josef Kronen

Das Planungsamt der Stadt Krefeld untersuchte im Auftrage des Rates und mit Förderung durch das Land Nordrhein-Westfalen einen Teilbereich des historischen Ortskernes Linn, um Vorschläge für Maßnahmen zu erarbeiten, die den erkennbaren Verfall aufhalten und die Erneuerung des Stadtteiles unter Wahrung der historisch wertvollen Gebäude und Stadtstruktur anregen. Der nachfolgende Beitrag bringt eine gestraffte Wiedergabe des vom Verfasser vorgelegten ausführlichen Berichtes, der zu Anfang des Jahres 1976 veröffentlicht wurde, der

vor allem die heimat- und denkmalpflegerischen Belange berücksichtigt. Die ehemalige befestigte Burgsiedlung Linn erhielt bereits im Jahre 1318 das Stadtrecht, also um etwa 60 Jahre früher als die Stadt Krefeld. Bis zum Jahre 1901 führte die Stadt Linn ein Eigenleben. Aber auch nach der Integration in das größere Stadtgebiet Krefeld konnte der Ortsteil Linn seine Eigenständigkeit aufrecht erhalten. Dazu trug nicht zuletzt der ausgeprägte mittelalterliche Stadtgrundriß bei, dessen Stadtmauern zum größten Teil noch gut erhalten sind, innerhalb

deren sich das bauliche Geschehen wie auch das tägliche Leben – auf einen menschlichen Maßstab bezogen – entfaltet. Glücklicherweise blieben dem Stadtteil Linn umfangreiche Kriegszerstörungen erspart. Der Zuschnitt der Straßen und der Grundstücke, die Verantwortung der Bürger gegenüber der geschichtlichen Überlieferung verhinderten eine Zerstörung der Stadt- und Gebäudestruktur. Trotzdem führte der wachsende Wohn- und Arbeitsplatzbedarf auch hier zu inneren Strukturermängeln. So füllte sich das Blockinnere mit bewohnten Anbau-





GEBÄUDE-AUSSTATTUNG

-  GUTE SANITÄR-EINRICHTUNG
-  AUSREICHENDE SANITÄREINRICHTUNG
-  UNZUREICHENDE SANITÄREINRICHTUNG
-  ZENTRALHEIZUNG
-  OFENHEIZUNG



GEBÄUDE- BEWERTUNG

-  GUTE BAUSUBSTANZ
NICHT
MODERNISIERUNGS-
BEDÖRFTIG
-  MITTLERE
BAUSUBSTANZ
MODERNISIERUNGS-
BEDÖRFTIG
-  SCHLECHTE
BAUSUBSTANZ
NICHT
MODERNISIERUNGS-
WÜRDIG

ten und Nebenanlagen, von denen besonders die Garagen zur Störung des Wohnklimas beitragen. Hierauf gründet auch die Zurückhaltung der Eigentümer vor größeren Investitionen.

Die Voruntersuchung zeigte deutliche Schwächen, die vor allem auch in der Überalterung der Bevölkerungsstruktur zu sehen sind, weil „junge Leute“ lieber in neuzeitlich zugeschnittenen und technisch gut ausgestatteten „modernen“ Wohnungen leben. Es gibt daher eine Reihe von Vorschlägen, die teilweise zu erheblichen Eingriffen in die historisch wertvolle Bausubstanz neigen; andere wiederum möchten den historischen Ortskern schlechthin in ein Museum umwandeln und alles so erhalten, wie es ist, oder so restaurieren, wie es einmal war. Zwischen beiden Gegensätzen liegt die Aufgabe für heute.

Diese Aufgabe setzt aber einmal einen überschaubaren Bereich voraus, der eine kurz- und mittelfristige Verwirklichung der notwendigen Maßnahmen gestattet, und zum anderen die Bereitschaft der Eigentümer und Mieter zur tatkräftigen Mitwirkung. Der hier abgegrenzte Bereich zwischen Rheinbabenstraße / Margaretenstraße / Albert-Steeger-Straße erschien aufgrund der zu bereinigenden Struktur-schwächen im Blockinneren, der mangelnden Sanitärtechnik, wegen der dem Verfall unterworfenen Gebäude und der sozialen Schwächen als vordringlich, um, aufbauend auf den hier erworbenen Erfahrungen, abschnittsweise die innere Neuordnung und städtebauliche Wiederherstellung des gesamten mittelalterlichen Marktfleckens einzuleiten.

Ergebnis der Untersuchung

Wir wollen hier nicht in der Ausführlichkeit auf das Ergebnis der Untersuchungen eingehen wie im vorbezeichneten Untersuchungsbericht, sondern die aufgeworfenen Fragen nur soweit ansprechen, als sie zum Verständnis der Planung und Vorschläge notwendig sind, wie z. B. das Alter der Bewohner, deren Einkommens-, Wohn- und Arbeitsverhältnisse. Einige Schaubilder sollen die nüchternen statistischen Zahlen erläutern. Im Untersuchungsbereich wurden im übrigen 75 Haushalte befragt. Davon gaben 73 mit 196 Personen Auskunft, ein Zeichen für das Interesse der Bevölkerung an den aufgeworfenen Fragen.

Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung der Stadt stellt sich der Altersaufbau im Untersuchungsbereich recht günstig dar. Der Schein trügt aber; denn der verhältnismäßig hohe Anteil der Ausländer verzerrt das rechte Bild. Betrachten wir

nämlich die Alterskurve der deutschen und ausländischen Bewohner getrennt, so wird der Gegensatz erkennbar.

Das Durchschnittseinkommen der Eigentümer- und Mieterhaushalte ist wesentlich niedriger als das der Gesamtstadt. Die Bewohner verfügen hier monatlich etwa über durchschnittlich DM 1.500,—, in der Gesamtstadt über DM 3.000,—. Das liegt hauptsächlich an der Abwanderung der jüngeren Familien in Neubauwohnungen, da ihnen von der Ausstattung und von der Wohnfläche her die dortigen nicht ausreichen. Hier muß sich etwas Wesentliches ändern; denn die heutigen Bewohner sehen sich nur in der Lage für eine bessere Wohnung zwischen DM 80,— bis DM 120,— monatlich und mehr aufzuwenden. Zur Zeit liegen die durchschnittlichen Mieten zwischen DM 150,— und DM 250,—.

Im Gegensatz zu anderen Altbaugebieten fehlt nur in einem Sechstel der Wohnungen der Stockwerksabschluß, jedoch sind ihre Ausstattung mit sanitären Einrichtungen, Zentralheizung und der bauliche Zustand im erheblichen Maße unzureichend oder schlecht.

Die Arbeitsverhältnisse werden durchweg für gut befunden. Einige Geschäftsleute wünschen sich kleinere Erweiterungen der Verkaufsfläche, um sich den heutigen und zukünftigen Verkaufsbedingungen angleichen zu können. Sie wünschen vor allem bei der Neuordnung Umsatzauffälle, die zur Existenzaufgabe oder -gefährdung führen, zu vermeiden und möchten entweder den vorhandenen Betrieb ausbauen oder an gleicher Stelle bzw. in unmittelbarer Nähe den neuen einrichten.

Trotz schlecht ausgestatteter und zugeschnittener Wohnungen, mangelnder Belichtung und Belüftung, fühlen sich die Bewohner dort zu Hause, weil die Nachbarschaft der Bekannten und Freunde, die Maßstäbe der geschichtlich überlieferten Häuser und Gassen Sicherheit und Geborgenheit vermitteln. Sie zeigen sich daher gegenüber den Modernisierungsabsichten, die zur Beseitigung der festgestellten Gebäude- und Struktur-mängel führen und gleichzeitig den vertrauten Lebensraum erhalten, aufgeschlossen und haben im Grunde genommen nur einen Wunsch, daß bald die Maßnahmen eingeleitet werden, damit auch die jüngere Generation dort wieder Einzug hält.

Vorschläge zur Neugestaltung

Die geschichtlichen Bindungen an die ehemalige mittelalterliche Burgsiedlung lassen nur behutsame Eingriffe in den Bestand und nur soweit zu, wie sie zur

Beseitigung der festgestellten baulichen Mängel und zur Verbesserung der Bevölkerungsstruktur notwendig sind. Dabei ist die mittelalterliche Straßen- und Gebäudestruktur zu erhalten. Nur in Einzelfällen dürfte ein Abbruch der unbrauchbaren älteren Gebäude und ihr Ersatz durch neuere vertretbar sein, wobei die neuen sich im Maßstab der vorhandenen Bebauung angleichen müssen. Im Wesentlichen sollte sich die „Sanierung“ des Untersuchungsgebietes auf eine Modernisierung der älteren Gebäude und die Entkernung des Blockinneren beschränken. Dabei sind auch einige neue, dem baulichen Maßstab angepaßte Wohngebäude in der freigelegten Blockinnenfläche denkbar.

Der Verkehr droht in unserer Zeit unerwünschte Veränderungen des Bestehenden zu erzwingen. In den leistungsfähigen Stadtkernen ist der Ausbau kraftwagengeschützter Fußwege leicht zu erzielen; denn hier treffen sich die humanitären mit den ökonomischen Belangen der Bürger. Eine ökonomische Bedeutung dieser Art ist dem Stadtteil Linn fremd. Hier läßt sich nur die Verpflichtung gegenüber der Geschichte in die Waagschale werfen, und diese fordert autofreie Straßen und Plätze. Das bedeutet natürlich nicht ein totales Fahrverbot, schließlich können die Bewohner ohne das Verkehrsmittel „Kraftwagen“ nicht leben. Die Straßen, Wege und Plätze sollten aber nur im notwendigen Maße dem technischen Gefährt zur Verfügung stehen. Sie sind kein Ersatz für Stellplätze und auch nicht in erster Linie Kraftfahrzeugwege, sondern Kommunikationsflächen der Bewohner. Deshalb sollten die Straßen, Wege und Plätze keine asphaltierte, sondern eine gepflasterte Oberfläche erhalten, in der Laternen, Bäume, Sträucher, Blumen und nicht zuletzt die Menschen die städtebauliche Einheit mit den vertrauten Gebäuden aus geschichtlicher Zeit bilden. Gewerbliche Bauten, alte Schuppen von schlechter baulicher Verfassung und Garagen im Blockinneren verschlechtern das Wohnklima. Die Modernisierung und Verbesserung der Wohnungen hängt daher nicht allein von günstigeren Wohnungszuschnitten, von zeitgemäßer Haustechnik und von der Beseitigung bestehender Bauschäden ab. Hier sind vor allem die störenden Bauten im Blockinneren zu entfernen und die Grundstücksverhältnisse neu zu ordnen, damit eine sinnvolle Nutzung mit gemeinschaftlichen und privaten Erholungsflächen möglich wird, die mit ihrem erhöhten Freizeitwert den Wohnwert steigern. Nachf. Vorschläge versuchen diese Aufgaben zu lösen:

BEBAUUNGSVORSCHLAG A

Der Baublock Rheinbabenstraße / Margaretenstraße / Andreasmarkt / Albert-Steeger-Straße wird im Inneren von den störenden Flügelbauten, Garagen und Schuppen befreit. Die vorhandenen Gebäude werden soweit modernisierungsfähig, nach den vorhin erwähnten Gesichtspunkten umgestaltet oder ausgebaut; dabei sind selbstverständlich historisch wertvolle

Fassaden in ihrer überlieferten Form zu erhalten. Der Platz- und Raumfolge der ehemaligen Burgsiedlung Linn entspricht die hier vorgeschlagene, zusätzliche Bebauung des Blockinnern mit eingeschossigen und zweigeschossigen Wohnhäusern mit Satteldach, die über Wohnwege (im Bedarfsfalle auch für Fahrzeuge) zugänglich ist. Das Stellplatzproblem für die privaten Pkw's löst eine Tief-

garage im Blockinnern unterhalb der vorgeschlagenen Wohnbebauung, die im Bereich der Gartenflächen, mit Erdrreich überdeckt, Grünflächen für die angrenzende Wohnbebauung sichert.

Für den Baublock Andreasmarkt / Margaretenstraße / Albert-Steeger-Straße wird die öffentliche Nutzung als Museum vorgeschlagen.


BEBAUUNGSVORSCHLAG A

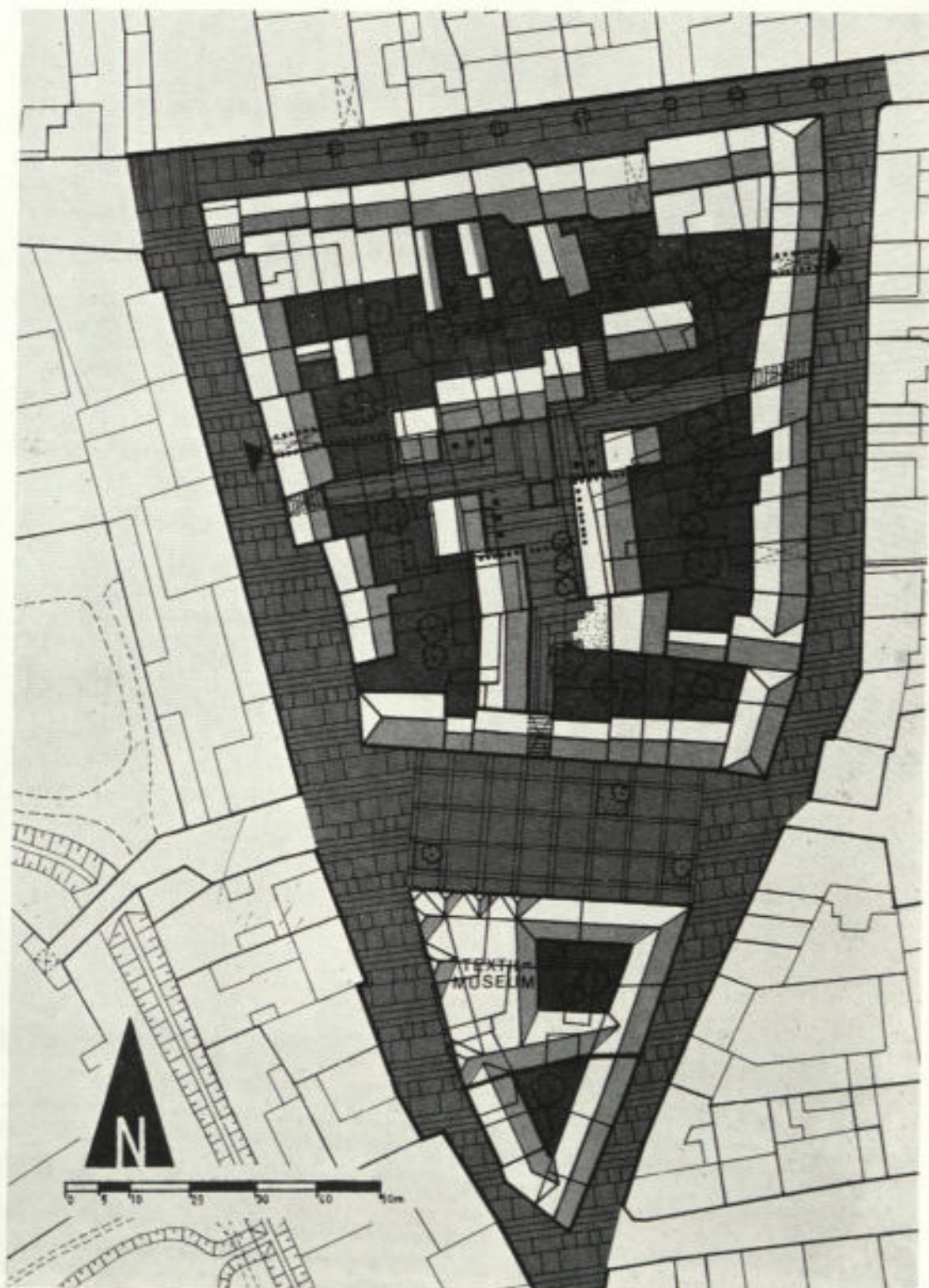
Entwurf:
Reinhard Lutum –
Reinhard Müller

 VORHANDENE UND
GEPLANTE BEBAUUNG

 GEMEINSCHAFTSTIEF-
GARAGE MIT CA.
70 STELLPLÄTZE

 PRIVATE
GARTENFLÄCHE

 ÖFFENTLICHE
VERKEHRSFLÄCHE MIT
FUSSGÄNGERFREUND-
LICHEM AUSBAU



BEBAUUNGSVORSCHLAG B

Auf die Bebauung im Blockinneren wird zugunsten von ein- bis zweigeschossigen Erweiterungen zur Gartenseite verzichtet. Die Stellplatzfrage löst sich ebenfalls durch eine im Blockinneren mit Erdreich überdeckte Tiefgarage, die in diesem Falle einen zusammenhängenden, gärtnerisch großzügig gestalteten Innenraum

freigibt, der, mit Ausnahme einer kleineren gemeinschaftlichen Grünfläche (Kinderspielplatz, Ruheplatz für ältere Menschen), private Hausgärten aufnimmt. Der Baublock Andreasmarkt / Margaretenstraße / Albert-Steeger-Straße soll ebenfalls als Museum ausgebaut werden. Bei dieser Lösung ergeben sich zwei Vorzüge:

Die Tiefgarage wird nicht mit Wohngebäuden belastet. Die Erweiterung der zu modernisierenden Gebäude zu den Gärten ergibt günstiger zugeschnittene Wohnflächen.

Die Verwirklichung des Bebauungsvorschlages dient nicht allein zur Bewahrung und Wiederherstellung des historischen Stadtteiles im denkmalpflegerischen



BEBAUUNGSVORSCHLAG B

Entwurf:
Planungsamt der
Stadt Krefeld

-  VORHANDENE UND GEPLANTE BEBAUUNG
-  GEMEINSCHAFTSTIEFGARAGE FÜR CA. 80 PKW's
-  PRIVATE GARTENFLÄCHE
-  PRIVATE VERKEHRSFLÄCHE ALS GEMEINSCHAFTSPLATZ GESTALTET
-  ÖFFENTLICHE VERKEHRSFLÄCHE MIT FUSSGÄNGERFREUNDLICHEM AUSBAU

schen Sinne, sondern vor allem auch zur Erhaltung und Entfaltung der Wohn- und Arbeitsbedingungen. Schließlich wird uns diese geschichtlich gewachsene Einheit aus einer Zeit übertragen, wo die Bewohner dort Wohn- und Arbeitsbedingungen vorfanden, die sie in den Stand setzten, aus eigener Wirtschaftskraft das zu schaffen.

Heute gilt die Einheit Wohn- und Arbeitsstätte nur noch für einen Teil der Bewohner; dafür wünschen die außerhalb des Quartiers Arbeitenden nicht nur besser ausgestattete, sondern auch größere Wohnungen. Deshalb soll die heutige Wohnfläche von ca. 3 200 qm auf 7 600 qm erweitert werden. Das bedeutet zwangsläufig nicht mehr Bewohner, aber Platz für junge Familien, die aufgrund besserer Einkommen (im Gegensatz zu den Rentnern) auch in der Lage sind, die erforderlichen Mieten aufzubringen. Eine Erhöhung des durchschnittlichen Monatseinkommens wird sich nicht nur auf die Vermietbarkeit der Wohnungen auswirken, sondern auch die benachbarten Dienstleistungen stärken.

Wenn hier von jüngeren Familien mit besserer Zahlungsfähigkeit die Rede ist, so sind da natürlich nicht solche mit erhöhtem Einkommen gemeint, sondern in der Regel werden sich die Mieten auch dann noch in vertretbaren Grenzen halten, da die Modernisierung der Altbauwohnungen und die Erweiterung mit Neubautellen mit den zur Zeit zur Verfügung stehenden öffentlichen Mitteln in einem erheblichen Maße gefördert werden sollen. (Ausführliches siehe Untersuchungsbericht). Die Planung will mit der Neugestaltung der Wohnungen nicht die seßhafte Bevölkerung verdrängen, sondern zusätzlich das Angebot für jüngere Familien erweitern und unsozialen Wohnverhältnissen begegnen.

Die Wohnverhältnisse lassen sich aber nicht allein durch eine moderne Ausstattung und großzügigere Grundrisse erreichen. Wichtige Voraussetzung ist die Entfernung der störenden Bauten aus dem Blockinnern. Hier liegt die Chance zur Erhöhung der Wohnqualität in der Einbeziehung der gemeindlichen und privaten Grünflächen. Ebenso wichtig ist aber die Lösung der Stellplatzfrage. Eine Tiefgarage ist zwar teurer als die üblichen Ga-

ragenbauten zu ebener Erde; mit diesen aber wie bisher die Blockinnenflächen zu verbauen, wäre keine Alternative.

Die Erweiterungsmöglichkeiten zur Gartenseite erlauben den Gewerbetreibenden, ihre Betriebsflächen dem heutigen und zukünftigen Bedarf anzugleichen. Der Ausbau fußgängerfreundlicher Straßen, auf denen der Kraftwagen nur bedingt fahren darf, dürfte nicht nur den Bewohnern des Quartiers, der näheren Umgebung und des Stadtteiles Linn, sondern auch den Besuchern der Burg und der Museen zugute kommen. Einige Kurzzeitparkplätze im Bereich des Andreasmarktes, des Museums und des Margaretenplatzes sollten für eine ausreichende Andienung der Käufer aus dem weiteren Umkreis ausreichen, da für die Gewerbetreibenden und Bewohner des Quartiers selbst die notwendigen Stellplätze in der Tiefgarage bereitgestellt werden können. Die Neugestaltung des untersuchten Quartiers darf daher nicht nur die Verbesserung der Wohnverhältnisse, sondern muß gleichzeitig den Ausbau moderner Arbeits- und Verkaufsstätten fördern. Schließlich bildeten die kleinen Handwerksbetriebe und Geschäfte die wirtschaftliche Grundlage für die historische Entwicklung der ehemaligen Burgsiedlung Linn, und sie sind es, die auch heute noch wesentlich zum wirtschaftlichen Leben des Quartiers beitragen.

Bei der Verwirklichung der Ziele sind natürlich soziale und wirtschaftliche Härten möglichst zu verhindern. Die Altbewohner zeigen nicht nur starke Bindungen an das Quartier und den Ortsteil, die sowohl im Verhältnis zu Verwandten und Freunden als auch im Geborgenheitsgefühl der nach menschlichen Maßstäben gestalteten Umwelt zu finden sind, sie gehören auch überwiegend zur Gruppe der Pensionäre und Rentner. Sie ihrem Lebensbereich zu entreißen und an anderer Stelle im Stadtgebiet neu anzusiedeln wäre unverträglich. Hier muß die Stadt ein Höchstmaß an Behutsamkeit walten lassen, um den Betroffenen, wenn nur eben möglich, einen vorübergehenden Wohnungswechsel zu ersparen. Für die 15 als Familienbetrieb geführten Gewerbebetriebe im Untersuchungsbereich, deren Existenzgrundlage durch Erweiterung der Betriebsfläche gefestigt werden soll,

sind kaum Nachteile zu erwarten bis auf einige wenige Betriebe, die wegen ihrer störenden Immissionen verlagert werden müssen. Sowohl die Verbesserung der Wohnverhältnisse als auch die der Arbeits- und Verkaufsstätten läßt sich nur durch den Einsatz erheblicher öffentlicher Mittel verwirklichen. Im Bericht zu den vorbereitenden Untersuchungen wird auf diese Möglichkeiten eingehend verwiesen.

Zum Abschluß unserer Betrachtungen dürfen wir feststellen, daß der totale Abbruch zusammenhängender Stadtquartiere mehr und mehr gegenüber einer vorsichtigen Sanierung und Modernisierung einzelner Gebäude zurücktritt. Das erfordert, wie hier in Linn, eine klare Darstellung der Strukturschwächen in sozialer, baulicher und städteplanerischer Sicht. Für die Verantwortlichen bedeutet das, zwischen der notwendigen Zerstörung und dem Erhalten oder Erneuern baulicher Substanz sorgfältig abzuwägen. Aber nicht nur die Gebäude bedürfen eines besonderen Schutzes, sondern auch die geschichtlich gewachsenen Strukturen.

Der Untersuchungsbereich Linn I zeigte im besonderen Maße die engen Verflechtungen der ansässigen Bevölkerung mit Freunden und Verwandten und ihre starke Verbundenheit zur geschichtlich gewachsenen Umwelt. Die Bewohner erkennen aber auch deutlich die Nachteile, die sich aus der ungeordneten baulichen Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte ergaben. Darin ist auch die große Mitwirkungsbereitschaft der Bewohner zu verstehen.

Gerade die aber ist erforderlich, wenn die Neuordnung des untersuchten Quartiers sich in einer angemessenen Zeitspanne verwirklichen soll. Zuschüsse und tatkräftige Unterstützung der öffentlichen Hand allein genügen nicht; die Bereitschaft der Bewohner zur Mitwirkung ist wichtiger.

Mit der Neuordnung des Quartiers darf man aber nicht allzulange warten. Die aufgezeigten Strukturmängel lassen sich noch durch Sanierung der vorhandenen Bausubstanz beseitigen. In 10 oder 15 Jahren wäre sicherlich eine totale Flächenanierung notwendig, wenn zwischenzeitlich nicht mehr geschieht.

Der Kunstbildhauermeister Brahmstädt

von Rudolf Perpéet

„Kunstbildhauermeister“, so steht er in den Adreßbüchern von 1910/1914, wohnhaft in dem Olbrichhaus an der Rennbahn Hüttenallee 150, das 1910 durch den Weggang Thorn-Prickers nach Düsseldorf an den gerade 33jährigen Brahmstädt übergang und in dem er 1919 verstarb.

Als der Lehmbruckforscher und erste Direktor des Duisburger Wilhelm-Lehmbruck-Museums Dr. Gerhard Händler in Krefeld im Museum wegen Brahmstädt nachfragte, wußte niemand Auskunft zu geben. Man konnte nur das Künstlerlexi-

kon Thimme, Becker (Band XX. Jahrhundert von Hans Vollmer 1953) zitieren: „Brahmstädt, Franz. dtsh. Bildhauer, ansässig in Krefeld. Besuch der Düsseldorfer Akademie 1901 – 1908. Kollektivausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld Dezember 1907.“ Dieses Jahr 1907 ist in mehrfacher Hinsicht, wie wir noch sehen werden, bemerkenswert.

Franz Brahmstädt ist der Sohn eines aus Malchin stammenden, im Jahre 1860 nach Krefeld, Karlsplatz 11, zugezogenen Musikers. Er heiratet Elfriede Joel, die Ehe

blieb kinderlos. Das gesamte nachgelassene Werk (viel Kleinplastik in Holz, Ton und Bronze, sämtliche – auch kunstgewerbliche – Entwürfe, Zeichnungen und Graphiken) wird in der Nacht der Zerstörung Krefelds 1943 vernichtet. Elfriede Joel-Brahmstädt stirbt 1974. Niemand ist mehr da, der irgendwelche Auskünfte geben könnte. Allein zwei beachtlich große Werke sind in Krefeld erhalten, der Kinderbrunnen auf der Hohenzollernstraße von 1911 und der Trauernde Engel auf dem neuen Friedhof von 1915. Von dem dritten auf das Jahr 1907 zu datierenden Werk ist lediglich eine Abbildung vorhanden. Somit kann nichts über die Anfänge, Ideen und Kompositionsentwürfe gesagt werden; der so interessante Reifeprozess eines jungen Künstlers muß allein aus den erhaltenen drei Dokumenten seiner Kunst abgelesen und analytisch hinterfragt werden.

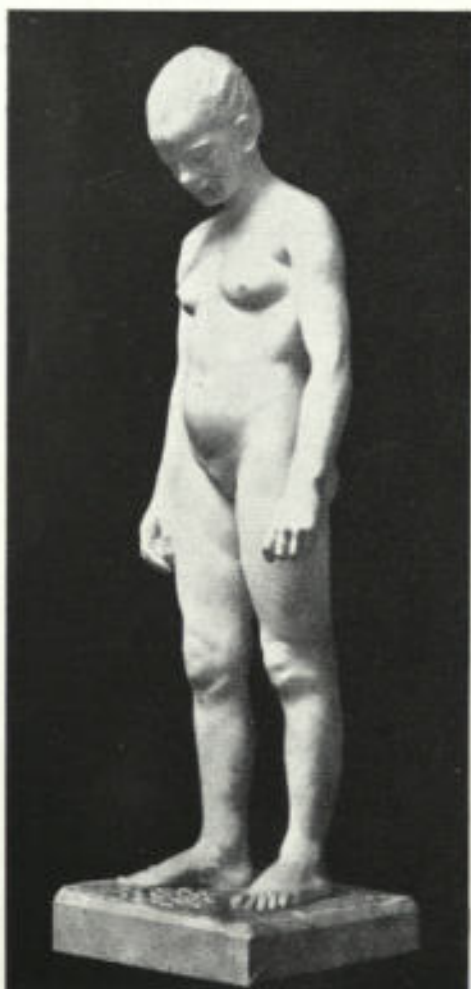
In einem Skizzenbuch Wilhelm Lehmbrucks von einer Rhein-Mosel-Studienfahrt 1903 findet sich ein bärtiger Männerkopf mit der Beischrift „College Brahmstedt“. Lehmbruck ist ebenfalls von 1901–1908 Schüler der Akademie in Düsseldorf. In der gleichen Klasse bei dem Bildhauer Prof. Janssen (1855–1927) ist nun auch Brahmstädt und er wird 1907 zusammen mit Lehmbruck in einer vielbeachteten Ausstellung dort an hervorragender Stelle präsentiert. Nun war Düsseldorf zu dieser Zeit als Kunststadt eher



Abb. 1: Saal „Düsseldorfer Plastik“, Teilansicht

berüchtigt als geschätzt, Henry van de Velde schreibt in seinen Erinnerungen (Geschichte meines Lebens, München 1962) über den Krefelder Museumsdirektor Dr. Deneken: „Er wollte den unheilvollen Einfluß Düsseldorfs eindämmen, wo der Geschmack der Akademieprofessoren mit ihrer Vorliebe für Trödel und antiken Plunder herrschte.“ Und Dr. G. Händler berichtet in den „Duisburger Forschungen Band 13, 1969 (Wilhelm Lehmbruck in den Ausstellungen und der Kritik seiner Zeit) „über die Plastik in der Kunstpalastausstellung 1907, die zu dieser Zeit unter dem üblichen Protektorat eines deutschen Bundesfürsten zu stehen hatte, hier also des „Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen“: „Schöpfungen wilhelminischer Denkmalskünstler aus der Schule von Reinhold Begas, Schilling, Manzel u.a. ... Werke eines penetranten mit barocken Reminiszenzen aufgeladenen naturalistischen Stils, ... eine Anhäufung pathetischer und sentimentaler Malheurs, ... phantasiegeborene Krudelitäten als Ersatz für nicht Erlebtes ...“. Und in eben

Abb. 2: Junges Mädchen



diesem Saal waren zuvor (1904) Rodin, Bartholomé und Meunier zu Gast gewesen und hatten bei der Jugend nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Eben diese Jugend war das andere Düsseldorf, das sich damals vorbereitete. Akademieprofessor Karl Janssen ließ diesen Strömungen offenbar freien Lauf, obschon er selbst einem etwas schwächlich schönlichen literarisch motivierten Eklektizismus huldigte. Denn zu dem in der gleichen Kunstpalastausstellung 1907 befindlichen „abgesonderten Saal der Düsseldorfer Plastik“ sagt Dr. Händler: „Welch ruhiger Atem geht hier von diesen Figuren aus. (Abb. 1) Die hier wiedergegebene Teilansicht des Saales 5 zeigt im Vordergrund links die Gruppe „Mutter und Kind“ von Wilhelm Lehmbruck in ihrer wohlthuend schlichten Formgebung, ihrer pathosfreien inneren Größe“. Diesem Lehmbruck diagonal gegenüber steht offensichtlich an exponierter Stelle das „Junge Mädchen“ von Brahmstädt. Ohne jedes Pathos, ohne den üblichen Kontrapost Spielbein/Standbein etc., in existentieller Ruhe ganz in sich zurückgenommen steht es da (Abb. 2) Der Umriß ist unmotiviert hart, ohne weiblichen Reiz. George Minne ist damals bei den jungen Künstlern sehr im Gespräch, und seine herbe, gotisch inspirierte Kontur hat hier offensichtlich bei Brahmstädt ihren abgewandelten Niederschlag gefunden. Dem wohlthuend fließenden Umriß der Lehmbruckschen Caritas – eine seinem Frühwerk oft immanente seelische Grundstimmung – steht das „Junge Mädchen“ Brahmstädt nicht nur räumlich, sondern vor allem geistig diametral gegenüber.

Brahmstädt ist zu dieser Zeit dreißig Jahre und damit vier Jahre älter als Lehmbruck. Beide sind im Vollbesitz des technischen Könnens. Von Lehmbruck haben wir zahlreiche Skizzen zum vollendeten Werk, von Brahmstädt wissen wir nichts. Wir stehen vor dem ersten reifen Werk, ohne die Anfänge der Vorstellung, den Weg dahin zu kennen. Offenbar aber trägt das „Junge Mädchen“ über das allgemein Plastische hinaus körperlich individuelle und portraithafte Züge. Es muß ihm mehr bedeutet haben als ein irgendbeliebiges Modell. Dafür ist der in sich gesammelte Ausdruck des Kopfes zu persönlich. Ein im zeitgenössischen Erscheinungsbild ungewöhnlicher Vorgang von völlig motivfreier plastischer Ehrlichkeit. Wahrhaftigkeit als Protest gegen übersteigerten Schwulst, der sicherlich auch noch an der Akademie hier und da praktiziert wurde. Lehmbruck und Brahmstädt waren sich wahrscheinlich bei aller Gegensätzlichkeit ihrer Sonderstellung bewußt. Sie kannten

– in Lehmbrucks Werdegang ist das deutlich zu verfolgen – den Weg von der Natur zum Kunstwerk, wußten die Bedeutung von Licht und Schatten, Flach und Gewölbt, Hoch und Tief. Rodins Vorbild, die Plastik „der Löcher und Buckel“ hatten sie wohl erfaßt und jeder suchte sie auf seine Weise zu realisieren, der Bergarbeitersohn Lehmbruck in dazu noch durch Meunier intensivierten leidenschaftlich bewegten Aktkompositionen, der Musikersohn Brahmstädt in der ihm gemäßen, nicht weniger eindrucksvollen stilleren Version barer körperlicher Existenz. Sie waren übrigens nicht nur geistige Gegensätze; der hochgewachsene, überaus schlanke, glattrasierte Lehmbruck war dem nur 1,65 Meter großen, rotbärtigen, untersetzten Brahmstädt auch rein äußerlich entgegengesetzt. Das ging bis in die Details. Der fast modisch gekleidete Lehmbruck mußte mit dem in Havelock und breitrandigen Schlapphut gehüllten Brahmstädt ein auffallendes Gespann gebildet haben. Denn daß die beiden mehr als nur zufällig in einer Bildhauerklassen gemeinsam arbeitende Mitschüler waren,

Abb. 3: Trauernder Engel





würde schon das Brahmstädtbildnis in Lehmsbrucks Reiseskizzenbuch von 1903 belegen. Darüber hinaus aber gibt es von Lehmsbruck eindeutige Dokumente freundschaftlicher Kooperation, die zugleich Rückschlüsse auf verlorene Entwürfe und kompositionelle Vorstellungen Brahmstädt gestatten.

Wie die Maler bedürfen auch die Bildhauer der Studien am lebenden Modell. Die Familie Brahmstädt verkehrte nun in engen freundschaftlichen Beziehungen mit der Musiker- und Malerfamilie Eckstein. Christian Eckstein hatte die beiden vier- und fünfjährigen Töchter Else und Emmy, die nicht nur dem Vater, sondern auch dem Familienfreund Brahmstädt als Modelle zur Verfügung stehen durften. Dem bürgerlichen Sittenkodex der Zeit entsprechend jedoch später als herangewachsene Mädchen nur noch in Form von Photographien, die Vater Eckstein – auch stadtbekannter Photograph – lieferte. Auch Heiner, der jüngste Bruder des Malers Fritz Huhnen, hat vielfach für den Bildhauer posiert und ist in mancherlei Stellungen modelliert worden. Die Erinnerungen der heute Achtzigjährigen lassen da keinen Zweifel, daß Brahmstädt viel nach Modellen gezeichnet und modelliert hat. Die lebhaft bewegten Kinderkörper der Ecksteinmädchen müssen nun von Brahmstädt früh – erste Anfänge liegen bei 1901 – in Gruppenbildern zusammengefaßt worden sein.

Und es bildete sich bereits 1904/05 eine konkrete Vorstellung von den kranzwindenden Kindern heraus, die später bei dem großen Mäzen der Stadt Krefeld, dem Geh. Kommerzienrat F. W. Deuss (Deuss und Oetker) den Wunsch aufkommen ließ, sie als Brunnenfiguren in der Parkanlage der Hohenzollernstraße verwirklicht zu sehen (Abb. 4).

Lehmsbruck muß mit lebhafter Anteilnahme die Entwicklung dieser Kindergruppen verfolgt haben, sei es, daß er in der Akademie die Brahmstädtischen Studien gesehen hat und freundschaftlich kommentierte, sei es, daß er sie in Krefeld sah, wofür es freilich keinen Beleg gibt, was aber doch angenommen werden könnte. Jedenfalls aber versichert die achtzigjährige Emmy Eckstein-Jörres, daß sie ausschließlich dem Familienfreund Brahmstädt Modell gestanden haben. Das heißt also, daß Lehmsbruck nie die Originalmodelle gesehen hat und nur die Blätter und Bozzetti seines Studienfreundes gekannt hat. Die aber müssen mit der innigen Faszina-

Abb. 4: Märchenbrunnen

tion der einander zugewandten Kinderköpfe auf Lehmbruck starken Eindruck gemacht haben. Und so ergibt sich der einzigartige Vorgang, daß Lehmbruck offensichtlich mit Zustimmung Brahmstädt's von den Kinderstudien Gebrauch gemacht und sie in der 1905 entstandenen Bronze „Relief mit Kindern (Junge Liebe)“ sich anverwandelt hat (Abb. 5). Das Relief mit diesem Titel hing in demselben Saal, in dem zugleich auch das „Junge Mädchen“ von Brahmstädt stand. Auch Gerhard Händler „hatte gleich den Eindruck, ... das diese Kinder irgendwie die gleichen Modelle sind, die ich von dem Lehmbruck-Relief „Junge Liebe (1905)“ her kenne. ... es existiert doch in der Art der innigen Zusammengehörigkeit, des Einander-in-die-Augenblickens und der Bekrängung soviel motivische Übereinstimmung, das diese nicht als bloßer Zufall angesehen werden kann“ (Brief von Dr. G. H. vom 19. 07. '76).

Mehrere Fassungen zu diesem Kompositionsmotiv beweisen, wie sehr sich Lehmbruck mit dem Thema beschäftigt hat, ist es doch in mehreren Variationen (Torso in Gips u. a.) und später 1909 noch einmal in der Ausstellung für christliche Kunst in Düsseldorf gezeigt worden. Dies alles läßt den Rückschluß zu, daß zwischen den beiden Kontrahenten künstlerisch um den besten Ausdruck gerungen wurde, wobei sie dann schließlich entgegengesetzte Wege gingen. Denn Brahmstädt wurde durch seine Gipse vom Auftrag durch den G. K.-Rat Deuss her den Weg in die Vollplastik geführt, die das Thema vollends verwandelte! Der Brunnen in der Hohenzollernstraße ist 1911 aufgestellt worden und hat also eine ebenso interessante wie lange Vorgeschichte gehabt (Abb. 4). Auch hier sind die körperlich individuellen und portraitaften Züge der kindlichen Modelle bewahrt geblieben. Offenbar darf man darin eine spezifische Eigenart Brahmstädt's erblicken. Er erreicht das archetypisch Märchenhafte des Vorganges ohne indes das Persönliche zu einer allgemein bedeutsamen neutralen Typisierung zu stilisieren. Wenn dies nun reine Freiplastik ist, also Freifiguren mit Seiten- und Rückansicht, so ist dennoch klare Frontalität gegeben. Die grüne Laubwand dahinter hat somit eine logisch kunstvoll einbezogene abschließende Funktion.*) Obschon es kaum



Abb. 5: W. Lehmbruck, „Junge Liebe“ 1905, Relief, Bronze

vordergründig erkennbar ist, weht auch um diese kindlichen Figuren etwas von der herben Formstrenge des George Minne; sie sind damit der noch „akademisch-klassizistischen Idealvorstellung“ (so August Hoff) Lehmbrucks direkt entgegengesetzt, d. h. soweit man überhaupt Relief und Freiplastik miteinander vergleichen kann. In vollends andere Bereiche führt schließlich das Maskaron im Sockel, aus dem im breiten Schwall das Wasser leise murmelnd ins Becken fließt, die Kinder wellig gebrochen spiegelnd. Dies ist reiner Jugendstil, der bruchlos zu den Architekturen der Olbrich, Behrens, van de Velde und Hofmann passen würde! Der Brunnen in der Parkanlage der Hohenzollernstraße stellt einen Höhepunkt im Leben und Werk Brahmstädt's dar. Er ist mit dem Zeitempfinden völlig in Einklang. Anschließend an die große Französische Kunstausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld 1907 — das schöne

Plakat von Theophile Alexandre Steinlen wird auch die jungen Düsseldorfer Akademiker nach hier gelockt haben — findet Brahmstädt's erste (und letzte?) Kollektivausstellung statt. Hier stand als größte Plastik das stehende „Junge Mädchen“, ferner, alles in Gips, „Mann und Weib“, „Alter Mann“, „Alte Frau, Bindfaden einfädelnd“ und eine Bronze „Alter frierender Mann“. Natürlich sind auch die Ecksteinkinder in Variationen vertreten gewesen und führen, wie schon angedeutet, zu dem repräsentativen Auftrag zum Kinderbrunnen durch F. W. Deuss. Während Lehmbruck nach Paris entschwindet, entfaltet Brahmstädt in seiner Heimatstadt eine rege Tätigkeit. 1910 wird er von dem kunstfördernden denkwürdigen Oberbürgermeister Johansen als Nachfolger Thorn-Prikkers in Olbrichs Atelierhaus an der Rennbahn eingewiesen. Seine durch das Maskaron am Kinderbrunnen so evident ausgewiesene dekorative Begabung

*) Z. Zt. ist das Werk seit längerem arg demoliert, alle drei Füße und die Nasen der Kinder sind abgeschlagen, die Laubwand dahinter ist sinnentstellend um die Hälfte gekürzt. Es ist zu wünschen, daß die Plastik bis zum 100. Geburtstag des Künstlers wieder restauriert wird. Videant consules!

ließ ihn für das Kunstgewerbehaus seiner Schwester Franziska (im damaligen Stadttheater Rheinstraße 68) Jugendstilkleiderentwürfe verfertigen und ausführen, zugleich fand man dort Kleinplastik seiner Hand in Ton, Holz und Bronze. Und für das Beleuchtungshaus Sieben auf dem Ostwall schuf er eigenhändig gehämmerte, getriebene und gepunzte und mit farbigen Steinen durchsetzte Lampenschirme, gelegentlich auch in Zusammenarbeit mit seinem Bruder Karl, der als Graveur des Künstlers Intentionen auch auf Metall ziselirte. Um Kunden direkte Vorschläge aufzeichnen oder demonstrieren zu können hatte er – das Geschäft führte durch einen rückwärtigen Ausgang auf den Theaterhof hinaus – sich dort an der Rückwand im Hof einen Werkstisch unter einem Glasdach aufgestellt, wo ihn der Verfasser (als Kind im Hause) oft werkend vorfand und dem brandbärtigen Zauberer neugieriger Zuneigung entgegenbrachte.

Dazwischen wurde im Atelier wahrscheinlich viel Portraitarbeit – das tägliche Brot der Bildhauer – gemacht. Ausgewiesen ist davon noch das Doppelbildnis der Töchter des Kom.-Rat Mengelberg, zwei Schulterstücke auf einem Sockel in Bronze. Die Mengelbergkinder gelangten nach 1920 als Geschenk ins Kaiser-Wilhelm-Museum. Die Plastik ist heute verschollen. Ebenso verloren ist eine 1920 nach dem frühen Tode des Bildhauers durch das Museum von der Witwe Elfriede Joel-Brahmstädt erworbene Bronze „Alte Frau mit Kind“, 35 cm hoch. Doch beweisen diese Blitzlichter der Erinnerung, daß sich Brahmstädt offensichtlicher Wertschätzung der kunstverwöhnten Gesellschaftskreise Krefelds erfreuen durfte.

Aus dieser Einschätzung ist endlich das dritte und letzte erhaltene Werk Brahmstädt hervorgegangen, der „Trauernde Engel“ der Grabstätte des Rechtsanwaltes Matthias am Waldrand des neuen Friedhofes (Abb. 3). Nach dem Tode der Ehefrau 1911 wurde die Plastik in Auftrag gegeben, 1915 wurde sie aufgestellt. Heute ist der Marmor durch Luftverunreinigung steingrau verfärbt. Aus den seitlich im Sockel eingelassenen Reliefbildnissen der Eheleute Matthias geht hervor, daß Brahmstädt auch hier dem weiblichen Engel persönliche Züge verliehen hat. Es muß offen bleiben in wie weit dies dem Wunsch der Auftraggeber entsprochen haben mag. Die ungewöhnlich weiche Formgebung und der Wohklang der fließenden Bewegungslinie einer offenbar klassizistisch-akademischen Reminiszenz sind möglicherweise als dem Standort angemessen beabsichtigt gewesen. Als Trauermotiv windet der Engel einen Kranz

um eine Urne aus eben denselben Blüten, mit denen sich auch die Brunnenkinder bekränzt haben. Die in Kursiv signierte Komposition, von den Seiten nicht weniger interessant als von der Frontalansicht her, ist bei aller Ausgewogenheit von einer verhüllten strengen Geometrie, die dem Bildwerk die immanente Hoheit gibt, die ihm von der Bevölkerung seit je zugesprochen wird: die ganze Komposition ist in ein gleichschenkliges Dreieck einbezogen, dessen Bezugspunkte von der Scheitelhöhe zur Armbeuge, Knie und Fuß zur linken Sockelkante, andererseits vom Scheitel über die rechte Hand zur rechten Sockellecke führen; das Lot aber fällt vom Scheitel genau durch den hochgestellten Unterschenkel zur Sockelmitte, so daß von der Scheitelhöhe ein unbewußt empfundenen Strahlenbündel auf die Grabstätte herniedersinkt. Die angestrebte Wirkung solcher Symmetrien scheint ein Charakteristikum Brahmstädtischer Großplastik gewesen zu sein, ist doch auch die Kindergruppe des Brunnens in ein deutlich über die seitlichen Armlinien geführtes gleichschenkliges Dreieck komponiert, dessen Scheitelpunkt hoch über der Plastik liegt und die innige Zusammengehörigkeit dem Beschauer unbewußt verbürgt.

Der Bildhauer Brahmstädt scheint sich in diesem letzten Großauftrag völlig verausgabt zu haben, er litt der Fama nach an Tuberkulose. Ob er und Lehbruck noch je einander begegnet sind? Krefeld war unter Museumsdirektor Deneken ein höchst aktueller Platz. Mit Thorn-Prikker als bedeutendem Lehrer arbeiteten hier Helmut Macke und Campendonk, Nauen kam vom Orbroich herüber und malte

1909 im Schuppen an der Moerserstraße sein monumentales Erntebild und nimmt in Laethem/St. Martin Beziehungen zu George Minne auf. Brahmstädt dagegen war in dem ideell engen Kreis um den von den Krefeldern für heidnisch gehaltenen niederrheinisch bodenständigen Architekten Buschhüter engagiert. Quer Verbindung gab es über Nauen und Blebricher. Nichts aber ist darüber bekannt, ob es jemals eine Beziehung Brahmstädt (und Lehbrucks!) zu dieser zeitgeschichtlich doch bedeutsamen Künstlergruppe in derselben Stadt gegeben hat. Es ist doch kaum begreiflich, daß diese zeitgenössisch bedeutsamen Kräfte so beziehungslos nahe nebeneinander existiert haben sollen? Während Lehbruck wichtige Impulse in Paris empfängt – sein Freundeskreis umfaßt dort Maillol, Matisse, Brancusi, Modigliani, Archipenko! – bleiben Brahmstädt solch wesentliche Kontakte zeitlebens versagt! Das Mäzenatentum Krefelder Bürger gab ihm Atelier und ein sicherlich knappes Auskommen, sind doch Stein und Bronze kostspielige Arbeitsstoffe! Größere Begegnungen versagte ihm wohl auch seine körperlich schlechte Konstitution. Seiner Tuberkulose erlag er im Frühling 1919, sein Grab existiert nicht mehr.

Wilhelm Lehbruck starb von eigener Hand im März 1919.

So kann nun nicht mehr von dem so arg vergessenen Bildhauermeister Brahmstädt ausgesagt werden. Wir sahen aber wie er mit verhaltener Geduld der „Geographie des Körpers“ nachgegangen ist. „Es ist die Geduld, die das Wesen der Skulptur ausmacht.“ (Rodin)

Literatur:

Dr. Gerhard Händler, Brief 19. 07. '75 – Dr. Gerhard Händler, Wilhelm-Lehbruck-Museum Band III: Wilhelm Lehbrucks Frühwerk, Plastik Zeichnungen 1969
Dr. Gerhard Händler in: Lehbruck, Duisburger Forschungen Band XIII, 1969, Wilhelm Lehbruck in den Ausstellungen und der Kritik seiner Zeit. – Dr. Gerhard Händler, Wilhelm-Lehbruck-Museum der Stadt Duis-

burg 1965, Pariser Begegnungen 1904/1914 – August Hoff, Wilhelm Lehbruck, Leben und Werk 1961 – Wilhelm Hausenstein, Die bildende Kunst der Gegenwart, Malerei, Plastik, Zeichnungen 1914 – Hans Platze, Die Kunst des 20. Jahrhunderts, Plastik 1967 – Woermann, Geschichte der Kunst Band VI, Jünger, Neuzeit 1920 – Richard Hamann, Geschichte der Kunst 1933

Abiturienten-Abschiedsfeier 1965 am Arndt-Gymnasium

Ansprache von Otto Brües

Vorwort von Eva Brües

Am 18. April 1977 jährt sich der Todestag von Otto Brües zum zehnten Mal; am 1. Mai würde der 1897 Geborene achtzig Jahre alt geworden sein. Es ist in seinem Sinne, sich an das zweite Datum zu halten, hatte er doch ganz im Stillen – glaube ich – wohl damit gerechnet, so alt und vielleicht noch ein wenig älter zu werden. Ein derartiges Alter hat er sich aber weniger um seiner selbst willen gewünscht, als – wenn man Person und Werk in dieser Weise trennen darf – seines Werkes willen. Er war noch voller Pläne: ein großer Roman, eine neue Form des Familienromans, lag begonnen auf dem Schreibtisch; eine Romantrilogie, die mit dem „Mädchen von Utrecht“ beginnt, sollte zur Pentalogie werden (wie erst jüngst aus einem mir freundlicherweise zugesandten Brief privater Art hervorging), vom vierten Teil sind einige Kapitel fertig. Und ganz gewiß hoffte er auf die Herausgabe vieler unveröffentlichter Manuskripte, die die Schubladen seines Schreibtisches, besser den Kasten in seinem Stehpult, füllten und füllen.

Aus diesem Vorrat stammt auch die hier abgedruckte Rede. Sie wurde gehalten innerhalb der Jahre, in denen er an seinen Lebenserinnerungen „und immer sang die Lerche“ schrieb, die als Buch zum 1. Mai 1967 erschienen sind (Mercator Verlag G. Wohlfarth, Duisburg). Es waren Jahre, in denen er versuchte, die Summe seines Lebens zu ziehen, sich über Geleistetes und Versuchtetes klar zu

werden. – Eine Freude war ihm im letzten Lebensjahrzehnt die Dozententätigkeit an der Universität Köln. „Die jungen Leute kratzen einem den Rost aus den Scharnieren“, pflegte er zu sagen. Sein so ganz auf ein Miteinander eingestelltes Wesen suchte von den Studenten zu lernen, ihnen aber auch mitzugeben, so viel er aus der Erfahrung eines gelebten Lebens heraus vermochte. Damals entstand die „Fibel zur Theaterkritik“ (Lechte Verlag, Emsdetten, 1967), ebenfalls eine Summe, nämlich die der Übungen am theaterwissenschaftlichen Institut in Köln. Er hatte dieses Buch seinen Studenten versprochen.

In diesem Zusammenhang steht die Rede von 1965. Otto Brües möchte den jungen Menschen, die an dem selben Ort wie er ihre Schuljahre verbracht haben, etwas mitgeben auf den Weg. Er weiß, nur Wahrheit und Offenheit sind hier am Platze. Er legt das Versagen einer Generation und eigenes Versagen ebenso klar wie er sich nicht scheut, Ideale aufzubauen in einer Zeit, die sie überwunden zu haben glaubt. Otto Brües hatte noch eine ursprüngliche Bindung an die Klassik – er versucht, sie auf seine Zuhörer zu übertragen. Von Abiturienten des Jahres 1965 weiß ich, daß sie von dieser Rede tief beeindruckt waren.

Und mehr vermag ein Dichter nie, als Samen in den Wind zu streuen. Dann und wann geht ein Samenkorn auf.

Auf der Stirne des Menschen, der dem Geist verpflichtet ist, liegt als ein heiterer Glanz die Gabe zu danken. Alles, was wir sind, verdanken wir zunächst einmal andern, und nur dieser Dank erhält uns das Bürgerrecht im Lande des Geistes. Zur echten Dankbarkeit gehört es, keine geistige Mitgift unbesehen hinzunehmen, es ist das Siegel auf dem Dank. Alles, was in dieser Stunde gesprochen wird, soll das Siegel dieses Dankes tragen. Für die Abiturienten des Jahrgangs 1965 als einer des Jahres 1915 zu sprechen,

schien mir leicht – wem ergäbe sich da kein seniorales Grußwort! Aber an Ihres Direktors Stelle zu sprechen, diese Aufgabe ließ mich zaudern. Was hätt' ich an der Schwelle des Greisenalters jungen, ungeduldigen Menschen zu bieten? Einzig die Wahrheit meines gelebten Lebens, und die versprech' ich Ihnen.

Unsere Schule hieß damals einfach noch das Gymnasium. Das „humanistische“ verstand sich von selber, und noch trug das Haus nicht den Namen Arndts, jenes Ernst Moritz, der in bewußt lang hinge-

dehnter Jugend alle Länder Europas als Kosmopolit durchwanderte, bis ihn das Phänomen Napoleon zum leidenschaftlichen Patriotismus hinüberzwang. Einzig das und nicht das bis an den Ural reichende Europäertum an ihm sahen die, die dann die Schule nach ihm benannten. Und was den Humanismus angeht, erlauben Sie mir, ihn nicht in die Sphäre pädagogischen Tagesgezänks und seiner Haarspaltereien hinabzuziehen. Solch ein Parvenu, denk' ich, ist kein Lehrer neuer Sprachen, daß er nicht wüßte, diese Sprachen kommen auch von den alten her, und solch ein nabelbeschauernder Spezialist kein Vermittler der Revolution in der Physik, daß ihm fremd bliebe, der Ursprung aller methodischen Schau steckt in der Antike.

Unser Gymnasium im Schicksalsjahr 1914, in dem schon die Hälfte von uns in den Krieg aufbrach, glich den andern Gymnasien jener Zeit, es hatte teil an ihr wie das Gymnasium des Jahres 1965 an der seinen.

Einiges von dem, was es uns lehrte, hat sich als irrtümlich und nichtig erwiesen, anderes und mehr dagegen als dauerhaft und als unverworfene Wahrheit. So wird denn auch im Jahr 2015 einer von Ihnen, wenn er hier an meiner Stelle spricht, zwischen dem Verwehten und dem Gebliebenen des Jahres 1965 unterscheiden.

Um vom Politischen mit einem einzigen Satze thesenhaft zu beginnen, so war unser Gymnasium vor 50 Jahren dem Kern des römischen Altertums ein Stück näher als dem des griechischen. Unter unsern Lehrern, die das Niveau auch der Klassen bestimmten, in denen sie nicht unterrichteten, war ein Epigraphiker von europäischem Rang wie August Oxé, war ein Historiker von rheinisch-deutschem wie Gottfried Buschbell. Sie lehrten ein Griechenland von ferner olympischer Heiterkeit, ohne den Gorgonenblick des Archaischen, und sie sahen Rom weniger in seiner frühen „Verecundia“, seiner kostbaren „Pietas“, als vielmehr in seinen Kristallisationen des Staatsgedankens, und ihn vorwiegend wiederum in seiner Anwendbarkeit auf ihre damalige Gegenwart. Das hohe Fest des Schuljahres war der 27. Januar, und zwar nicht weil Mozart an ihm geboren ist (auf den Gedanken kam niemand), sondern als der Geburtstag Wilhelms von Hohenzollern. Rom war der Trumpf als Gleichnis des staatlichen Machtdenkens, und daß wir die Römeroden des Horaz, drittes Buch, I-VI, lieben lernten, dazu gehörte die hohe Gabe der Interpretation, wie sie Hermann Crämer, an Mommsen geschult, eigen

war. Genug, das Altertum war verengt auf das Staatliche – vertieft, hätten unsere Lehrer als Reserveoffiziere vielleicht gesagt. Die Monarchie hing sogar an einem Zipfel mit jener „pietas“ zusammen, dort, wo sich der letzte Kaiser als der summus episcopus der evangelischen Kirche fühlte: womit er, im ungeteilten Bismarck-Deutschland, der andern Hälfte des Volkes einen geringern Rang gab. Wie dem aber gewesen sei, vor allem wurden wir erzogen, für dieses Vaterland einzustehen, und wir taten es also.

Der Krieg glich damals einer Unbekannten, kaum errechenbar. Jubelnd brachen die jungen Menschen, geboren im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts, auf ins Unbekannte. Wie war aber die Wirklichkeit, als der Rausch verflieg? Den Studenten und Abiturienten begegnete, nur eine Handvoll von Monaten nach der Entlassung aus der Schule, im abstumpfend einfalllosen Krieg des Schützengrabens die kühle Abneigung der einfachen Menschen aus dem Volk, ja sogar ein sie kränkender Bildungshaß. Er ist dann in vielen Tausenden von Fällen überwunden worden, in vielen Tausenden von Fällen wurde die Gabe der Führerschaft, des Offiziums, des Offiziersdienstes anerkannt. Aber da galt nicht die Benotung des Zeugnisses für den einjährig-freiwilligen Dienst noch die des Reifezeugnisses, da galt eine ganz andere Probe; die aus dem Wissen erblühte Bildung war nur ein Teil davon, und gewiß, sie half und stärkte bei der neuen Aufgabe.

Viele Männer des Jahrganges, für den ich spreche, sind gleich mir Soldaten in zwei Weltkriegen gewesen, unsere Zahl ist allein dadurch mehr als gehälftelt, nicht allein durch die Verluste des Lebens ohnehin. Keiner von uns wird vergessen, wie das war, als neben ihm der erste Kamerad fiel. Da fand sich bald eine Korrektur des großen, unsterblichen Horaz: „Dulce et decorum est, pro patria mori.“ Nein, es war nicht süß, für das Vaterland zu sterben, es war hart und gallenbitter . . . freilich müssen wir dem Horaz erlauben zu singen, wie er sang, denn er war bei Philippi ex officio mit dabei. Wenn wir auch das „dulce“ streichen lernten, an dem „decorum est“ haben wir bis in die Zeit der Atombombe festgehalten. Ehrenhaft war es zu fallen, und es bleibt solange ehrenhaft, bis alle Menschen dem Friedenstifter und dem Frieden die höhere Ehre geben.

Just hier wird unsere Rückschau kritisch. Wir glaubten mit unsern Lehrern an den Fortschritt, aber der Gedanke des steten Fortschrittes bekam damals schon Sprün-

ge und Risse. Wir mußten ihn in der erlernten Form aufgeben, um der Wahrheit willen.

Wer das Glück hatte, gesund aus den Trommelfeuern des Ersten Weltkrieges heimzukehren, der fragte sich täglich und stündlich, inwiefern er, ausgerechnet er, gewürdigt war, nicht unter dem Kalk der Massengräber zu verwesen und im Lichte des Tages einherzugehen?

Mir jedenfalls auferlegte das Glück des Überlebens die Pflicht, für den einen oder andern der Gefallenen mitzuleisten, was ihnen zu leisten verwehrt war; als Totengedächtnis entstand die erste meiner Dichtungen, die ich, wär' ich ein Musiker, mein Opus 1 nennen darf. Eins schien unsereinem gewiß: einen zweiten Krieg konnt' es nicht geben und durft' es nicht. Damit, als dem Vermächtnis der Gefallenen hüben und drüben, war es uns ernst. Ein Rückblick des Heimgekehrten aufs Gymnasium ergab das enge Geflecht von Leben und Kampf. Das ältere homerische Gedicht vom Zorn des Achilleus war eines des Krieges gewesen, auch das jüngere, das Schiffermärchen um Odysseus, ein Nachkriegsepos und auch das aus beiden entwickelte Hauptwerk des Vergil, die Verlängerung der Geschichte Roms in die Vorzeit, von Waffenklang durchhallt. Alkaios war eine Kriegsnatur, Aischylos voller Stolz ein Mitkämpfer von Marathon und Salamis und Sophokles ein Strategos. Aber entwickelte nicht eben jener Vergil aus den Leiden des Bürgerkrieges heraus eine Vision des Friedens auf Erden? Und schließlich und endlich, dies alles wurde gelebt und gedichtet ante Christum natum. Ein wie keines bisher veredelndes Propfpreis legte der große Gärtner an den Stamm der Menschheit. Das Erbe der Antike war die Humanität, Humanität die Gipfelung des Klassischen und die Hinterlassenschaft an den neuen Alon: war nun, so werden Sie nach den Ereignissen nur ein Vierteljahrhundert nach 1914/15 mit mir fragen, das Ideal der Humanität, Erhaltung des Friedens nicht zu verwirklichen und am Ende, vielleicht schon am Anfang weltfremd? Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Wir haben die Humanität nicht ganz geliebt, nicht genug Opfer für sie gebracht, als es noch Zeit war; nicht entschieden genug das Unhumane verworfen. Trotz des Ersten Weltkrieges hatten wir die ungeheuren Möglichkeiten des Bösen verkannt. Nicht das Inbild des Humanistischen und Christlichen hat versagt, dafür stand es zu hoch, sondern eher haben wir – soweit es am Einzelnen liegt – versagt. Indem ich darzustellen suche, warum, bin ich am Kern dieser Rede von der Le-

benserfahrung eines Abiturienten aus dem Jahre 1915.

Es war hier nicht möglich, vom Politischen abzusehen, aber ich will, was folgt, aus dem Arbeitsbereich des Feuilletonisten einer großen Zeitung ableiten, als der ich durch Jahrzehnte mein Brot verdiente, nämlich aus einem ästhetisch betonten Reich. Von der Kritik an der uns überlieferten Vorstellung des Altertums nur soviel, wie sich aus den jedem klassischen Philologen geläufigen Werken Bachofens und Nietzsches ergibt: man begann endlich allgemein, das Ungeschlachte, das Wilde, das Primitive zu sehen, das die Griechen und die Römer hatten überwinden müssen. Ihre Leistung wurde nicht nur noch größer, der Weg zur Reife des Geistes war länger gewesen, als wir ahnten. Zeus hatte seinen Vater Kronos erschlagen. Wer stellte sich das in seiner ganzen Schrecklichkeit vor? Athene, der einst eine Schlangengöttin, zog dem Marsyas die Haut ab? Schinderhütten im Altertum? Auf Lemnos blühte der Sklavenhandel? „Der große Apollon“ (beschreibt es Erhart Kästner in seiner „Lerchenschule“) „hatte nichts dagegen; in seinem Namen geschah ja, was auf der Insel geschah.“ Hätten wir solche Sicht auf das Altertum gehabt, wir wären besser auf das vorbereitet gewesen, was hinter und – was vor uns lag. Solcherart Erfahrungen wollen gemacht sein; beneiden wir die Jugend unserer Lehrer jener Tage, sie war von solchen Erkenntnissen ungetrübt. Nun, die zu blasse Vorstellung von der Antike tönte sich von selber tiefer durch die Farben des Lebens, das wir bestehen mußten. Es kam aber nun eine Zeit, in der der Kanon des Klassischen selber, ob nun enger oder weiter gefaßt, seine Geltung zu verlieren schien – mit immer neuen, immer schnelleren Verkehrsmitteln schrumpfte die Welt zusammen, und zu der schrumpfenden Entfernung trat eine sich dehnende Zeitentiefe hinzu. Zwischen der ägyptischen Kunst der drei Reiche, zu der vorderasiatischen Kunst von Altsumerien bis Assyrien, Spätbabylon und Persien hatten sich noch Querverbindungen und Ableitungen zu den Werken der griechischen, römischen und italienischen Kunst mit ihren Renaissance-erben ergeben, Vetternschaften sozusagen. Gab es auch schon Brücken zur Altsteinzeit und jüngeren Steinzeit, als Ahnenschaft? Es gab sie, zumindest wurden sie von einfallreichen Forschern konstruiert. Noch als die Meister des französischen Impressionismus die asymmetrischen Malereien Ostasiens entdeckten, gab es Züge der Wahlverwandtschaft. Was aber, als nach der sogenannten

Kunst in den Höhlen der Eiszeit, die Maler des Expressionismus, der genialische Kirchner voran, sich an den Dämonenfratzen der Neger ergötzen? Und dann nahm die Reihe der Entdeckungen kein Ende mehr, die Kunst der Naturvölker wurde nun aufgespürt, beschrieben und gedeutet, bei den Buschmännern und Negriden, den Benin und Aschanti, den Stämmen von Kamerun und Westnigeria. Man fand in Ozeanien und Polynesien einen altaustralischen und Alt-Papua-Stil, den Stil von Sumatra, Borneo, Neuguinea und viel anderes noch dazu bis zu den geheimnisvollen Gestalten der Osterinsel. Und in Amerika vermischten sich Hochkulturen, wie die Kunst der Maya, der Inka, für uns immerhin Götzen, denen man Menschen opferte, mit denen der Naturvölker. Wer nun den rechten Snobismus hat, manche sprechen sogar von Fingerspitzengefühl, der labt sich an den Geistermasken der Tukuna, wie sie von Männern am oberen Amazonas in Nordwestbrasilien bei den Pubertätszeremonien für Mädchen getragen werden. Die Materie solcher Fratzen: bemalter Rindenbast und Harz; kein Holz, kein Marmor, nicht einmal Marmor in den grellen Farben ionischer Tempel! Man wird doch eine Schamanenfigur der Tlingit aus Alaska wohl noch kostbar finden dürfen oder eine Wolfsmaske der Nootka, wie man sie auf der Insel Vancouver sich überstülpte – wem das keine Kunst dünkt, der wird darüber aufgeklärt, es sei Kunst eben der Naturvölker. Denn Worte finden sich für alles und jedes – stimmt das, ist es stimmig, hat es Stimme, wo für alles und jedes das Wort sich findet?

Das alles kam über uns, Sie sehen, es ist nicht Ästhetik nur, und hat mit dem Klassischen nichts zu tun, ob man das Klassische nun als etwas deutet, was unmittelbar aus dem Raum des Mittelmeeres herauf- und nachwuchs, oder ob man etwas Verwandtes oder in sich Vollendetes damit meint, etwa Chartres, Naumburg oder die Malerei der Holländer. Aber wie, hätten wir diese doch in aller Welt und in allen Zeiten entstandenen Dinge vernennen dürfen? André Gide, wie immer man über ihn denke, war ein großer Humanist. Er schrieb in seiner Apologie des Einflusses:

„Diejenigen, die Einflüsse fürchten, um sich ihnen zu entziehen, bezeugen damit, ohne es zu sagen, die Armut ihrer Seele. In ihnen ist nicht viel Neues zu entdecken, denn sie haben sich keiner der Mächte anvertrauen wollen, die sie zu jenen Entdeckungen führen könnten. Und wenn sie sich so wenig daraus machen, Verwandte zu finden, so kommt das wohl daher, daß



Otto Brües

sie fürchten, recht kümmerliche Verwandte zu haben.“

Auch dieser Gide ist in den Kongo und zum Tschadsee gereist, nicht aus Liebe zu den Nagelfetischen und Tiermasken, sondern um die Fehler der europäischen Kolonialverwaltung zu geißeln – von Einflüssen liebt er die Wahlverwandten, und ein Puschkin, ein Dostojewskij stehen bereits an der Grenze dessen, worin er sich, als Franzose Meister der psychologischen Deutung, einfühlen kann. Und um nun von der Lage Gides auf die Gegenwart zu kommen: nach dem Lob der wahlverwandten Einflüsse wird man doch wohl von der Gefahr der wahllosen sprechen müssen; das ist die Lage jetzt, und warum?

Weil es ein Irrtum ist, der Irrtum der Selbsttäuschung und des intellektuellen Hochmutes, als könnten wir das alles in seinem Wesen verstehen, die Fischmasken der Mabuag, Schildpatt mit Kasuarfedern, oder die Affenmaske von Bacham im Kameruner Grasland oder die Zeichen irgendeines Vorzeit-Miro von Fuencaliente, Sierra Morena. Man kann das alles beschreiben und registrieren, ohne Zweifel, und muß es vielleicht, man kann auch diese Formen früher religiöser Stufen, mit denen uns nichts wirklich verbindet, mit höchstem Raffinement anwenden, was allerorten geschieht, aber das ist nichts als abgewerkter Historismus, ein Zitieren aus dem Zitatelexikon, statt aus den Originalen. Wir können weder als Priester noch als Medizinmänner auf die Stufe des Animismus zurück, eines frühen haltlosen

Geisterglaubens, und was wir etwa jenen frühen Formen abgewinnen, ist Maskerade, reizvoll, Kultur-Karneval, und im Grund unfruchtbar. Der Apologie der Einflüsse, wie sie Gide noch gelehrt hat, ist angesichts solchen Allesverstehens heute . . . nein, nicht deren Verfluchung wär ihr entgegenzustimmen, aber etwas ganz und gar Bejahenswertes entgegenzustimmen – und Sie, die jetzt jung sind, haben das neidenswerte Glück der freien Wahl der verwandten Einflüsse.

Gegenüber der sich immer noch dehnenen Variationsbreite von Reizen, die für Europäer nur äußerlich sein können, hilft nur eines: dieses Unmaß von Einflüssen in freiwilliger Askese zu begrenzen. Es bleibt aus Antikem griechisch-römischer und mosaisch-christlicher Herkunft zusammen mit dem, was unmittelbar vorausgegangen und gefolgt ist, immer noch mehr als genug, um ein fleißiges und begabtes Leben damit auszufüllen. Zu dieser Wahl haben Sie, die Abiturienten, mit ihrer Kenntnis alter und neuer Sprachen das Scheidemittel erworben, das Ihnen sagt, was Gold ist und was nicht.

Der wahre Nutzen solcher Kenntnis besteht nicht in der unmittelbaren Anwendbarkeit; sie wäre ja nur für die neueren Sprachen gegeben, indem Sie französische und englische Bücher lesen und sich an der Rhone oder am Firth of Forth mit den Leuten verständigen können. Der tiefere Sinn liegt in der Gabe, zu trennen und zu unterscheiden, zu vergleichen und zu verknüpfen, wie sie nicht zuletzt aus der grammatischen Übung unversehens erwächst. Wie haben wir vom ersten Sekundaner- bis zum letzten Primanerjahr unserm geliebten Ordinarius gezürnt, daß er uns eine Hausarbeit im Lateinischen oder Griechischen, deren Zensuren fürs Zeugnis zählten, zu jedem Montag auftrug und uns an jedem Montag je zwei Stunden Grammatik im Griechischen und Lateinischen gab, vier Stunden insgesamt – aber das war die Voraussetzung dazu, daß er mit uns außer den Pflichtstücken aus bekannten Autoren lauter wenig bekannte las, die sonst nur den Philologen vom Fach in die Hände kommen. Grammatik als Basis der Unterscheidung, des Denkens – man muß alt werden, um das zu begreifen; damals erbosten wir uns. Aber hier ist der Kairos für Sie, die Gunst der Stunde, nämlich das Verhängnis abzuwenden, umzukehren, metanoein, und sich statt zu den Allerweltsreizen zu der Wahl des heute Notwendigen durchzurufen.

Ich habe Sie, meine Herren, auf den groben Bazar der Moden von heute geführt, zum Selbstverrat und Ausverkauf Euro-

pas – denn was anderes ist diese Hingabe an die totemistischen Gehirnblähungen und animistischen Angstträume von rohen und „sanften“ Wilden; es ist Verrat, oder doch Ratlosigkeit, wenn enttäuschte Köpfe selbst das irgendwie noch bedeutende Leibergewirr indischer Tempelplastik dem Parthenonfries vorziehen und ist Ausverkauf, wenn uns ein Schriftsteller das Höhlenwerk von Altamira die „Sistina der Vorzeit“ nennt. Mit Voraussicht auf diese Wendung in dem Bekenntnis eines Alten zur Jugend war die Rede davon, daß wir den Fortschrittsglauben in der erlernten Form haben aufgeben müssen; wir dürfen ihn aber in einer anderen Form behaupten. Die Rückschläge sind zwar schlimmer, als wir ahnten, und es wird sie vielleicht auch noch geben. Aber Fortschritt läßt sich aufrechterhalten als das Bekenntnis zu einer steten Folge, der Kontinuität. Klassisch ist alles, was von jenem einmaligen Ereignis der griechischen Selbstläuterung an sich in überschaubarer Weise weitergeben ließ und läßt, und, gemehrt um das andere Ereignis, das Christentum, unser Europa geformt hat.

Das Klassische ließe sich nun anpeilen von vielen Richtungen her, vom Historischen, etwa der Thermopylenschlacht oder Marathon, von Actium oder Cannä; vom Literarischen her, den Oden der Sappho oder von den Eklogen des Vergil oder den Tristien des Ovid, mit deren einer Goethe den Abschied von Rom in der „Italienischen Reise“ feiert und beschließt; oder dem Turm der Winde oder den Grabstelen auf dem Kerameikos in Athen oder dem Denkmal des Marc Aurel auf dem Capitol zu Rom. Besser noch wär' es, den Spuren des großen Wanderers Arndt zu folgen – warum er genannt wurde, das wissen Sie – denn obwohl er die Werke der Kunst und die Literaturdenkmäler kannte, ging es ihm jeweils um Land und Leute seiner Gegenwart. Das müssen auch wir tun, sofern Reisen mehr ist als eine neue Industrie. Ich selbst war dem Antiken und Klassischen nie so nahe wie an meinem 45. Geburtstag, als ich von Saloniki, damals in Uniform, über die Buchten der Ägäis flog und den Fischern zusah, wie sie unbekümmert um Krieg auf den Fang gingen, und nie so nahe wie in Rom, als wir nahe der Piazza Navona beim Umberto uns die Pizza schmecken ließen, oder in Florenz beim Natalino, wo die Arbeiter und kleinen Angestellten, von ererbter hoher EBkultur, den Kellner mit den Nudeln zurückschicken, wenn sie nicht die genaue Mitte zwischen dem Harten und dem Weichen halten. Ich will es nun viel einfacher als bisher zu sagen

versuchen, was das Klassische ist – eine Ehe. Dazu gehören zwei Partner nicht wahr? Ich muß es erläutern.

In einer echten Ehe kommt es an auf das Gleichgewicht, möglichst ein stabiles, das labile, man erinnert sich aus den Anfangsgründen des Physikunterrichtes, ist zu schnell zerstört. Ehe, das mag mit dem Wohlgefallen der Partner aneinander beginnen, aber es entscheidet nicht auf die Dauer und über die Dauer. Ehe ist Sakrament, und selbst wer das begreift, dem ist sie noch Wagnis. Bei Tag und bei Nacht und immer wieder will sie die Menschen, die doch Individuen sind, in dieser Individualität erhalten und sie dennoch auslöschen oder auf höherer Einheit zusammenführen. Jeder Partner ist gleich wichtig, keiner hat ein Vorrecht vor dem andern, – es bedarf dazu der Paragraphen des Gesetzbuches gar nicht. Jeder Partner will dem andern dienen, keine Liebe ohne Dienst, und jeder empfindet es als ein Glück und Vorrecht, es so zu halten. Wo ein Teil schuldig wird, leidet der andere, leidet nicht nur um seiner selbst, sondern auch um des andern willen. Ehe, das ist stete Bereitschaft und stete Versöhnung. Kurzum, ein Gleichgewicht, das sich immer wieder von selber herstellt.

Das, was wir von der Antike her klassisch nennen, gleichviel auf welchem Gebiet des Lebens, ist die Ehe zwischen der Wahrheit und der Schönheit. Daß es ein Wagnis ist, sie zusammenzubringen, wer wüßte das nicht? Es gibt nach den Ereignissen des letzten halben Jahrhunderts Menschen genug, die der Schönheit spotten, auf der alleinigen Wahrheit bestehen und mit allerlei Gründen, auch guten, meinen, etwas was schön sei, sei schon darum unwahr, etwas was wahr sei, könne nicht schön sein. Wahrheit gleicht einem Individuum, Schönheit auch, und wenn sie einander umarmen, will Schönheit in Wahrheit und Wahrheit in Schönheit aufgehen. Jeder Partner ist gleich wichtig, keiner hat ein Vorrecht vor dem andern. Wo Schönheit und Wahrheit einander nicht ausschließen, sondern einschließen, dort ist Klassik – was Wunder, daß wir sie so selten in unsern Tagen finden! Aber die Wahrheit hat ihr volles Gewicht nur, wenn ihr Schönheit beigemischt ist, und Schönheit nur, wenn sie der Wahrheit nahesteht.

Das haben die Griechen und ihre römischen Erben in die Welt gebracht, es begann bei Homer und Hesiod und endete noch nicht beim Boëtius – und von Platon haben wir es aufgeschrieben und begründet.

Der Direktor dieser Schule hat mich aufgefordert, als ein aus ihr hervorgegangener Schriftsteller zu berichten, was mir Altertum und Klassik bedeutet haben. Das heißt mithin, daß ich es an meinen Büchern erläutern dürfte. Davon will ich absehen, bis auf einen einzigen Satz und auf eine Folge daraus. Es gibt keine Dichtung unter vielen, die ich habe schreiben dürfen, ohne den leidenschaftlichen Versuch, jene Ehe zwischen Schönheit und Wahrheit aufzurichten. Und die Folge des gelebten Lebens: daß ich Ihnen, meine jungen Herren, in diesem Augenblick nicht schmeichle mit dem Erreichten etwa, dem Abitur, sondern daß ich meine, Sie zu etwas auffordern zu sollen, etwas von Ihnen zu fordern. Unterscheiden Sie, wenn Sie dessen, eines nahen oder ferneren Tages, fähig sind, in Dankbarkeit zwischen dem Flüchtigen und Nichtigen und dem Wichtigen und Dauernden, was Sie an unserer Schule gelernt haben, und lieben Sie das Dauernde von Herzen.

Ihre Gymnasialzeit – das waren kritische Jahre für den Weltgeist. Das Wissen hat sich, beginnend mit der erwähnten Revolution in der Physik, fast unvorstellbar erweitert. Ihre Lehrer dürften gegenüber dieser steten Erweiterung des Wissens-Alles ebenso ratlos gewesen sein wie zuweilen Sie. Wie schwer war es Ihren Erziehern, die Wahl des Wesentlichen zu treffen, wie schwer wird es Ihnen selber sein, wenn Sie bald auf eigenen Füßen stehen. Aber es stimmt ja nicht, das non scholae sed vitae discimus, das Leben ist nicht von der Schule getrennt, das Leben hat für Sie längst begonnen, schon in der Schule, mit allen seinen Umwegen und Tücken und Schönheiten begonnen, und Sie brauchen sich nicht vor dem sogenannten Leben zu fürchten, Sie stehen, anders als wir vor 1915, schon lange mitten darin.

Wenn ein junger Mann etwas fordert, kann das gut, aber auch einmal überheblich sein. Wenn ein alter Mann etwas fordert, hat er vielleicht das Beste getan, was ein Mann kann. Kinder gezeugt, ihnen ein Vaterhaus gebaut, und im Krieg einen Trupp Soldaten geführt, und jedenfalls hat er den kleinen Ehrgeiz hinter sich. Von Ihnen, meine jungen Herren, wird gefordert, nun man sie aus dem Schulhaus entläßt, als Europäer deutscher Nation das heilige Erbe der Schönheit und Wahrheit, Kalokagathia, streng und treu zu bewahren und weiterzureichen, in der Kette der Geschlechter. Denn Sie schulden Ihrem Schicksal Dank, es bevorzugt Sie, diese Ehe vom Wahren und Schönen zu begreifen.

In heimatlichem Gewande, auf historischem Boden-

Einkaufszentrum „Schwanenmarkt“

von Theo Mülders

Zwischen den beiden, das Stadtbild Krefelds bestimmenden Kirchen „St. Dionysius“ und der „Alten Kirche“, unmittelbar am ältesten Marktplatz von Krefeld, dem „Schwanenmarkt“ gelegen, der seit der Erteilung der Marktrechte (1362) als Umschlagsplatz für Erzeugnisse der Landwirtschaft und häuslichen Bedarfs in Erscheinung trat, später im Volksmund als „Bottermarkt“ bekannt, und auf dem historischen Boden des ehemaligen Klosters Johann Baptist, dem nachfolgenden Altersheim der Franziskanerinnen an der Poststraße, öffnete am 1. Oktober 1976 das Einkaufs- und Erlebniszentrum „Schwanenmarkt“, in großzügiger Konzeption errichtet, seine Tore.

Es wurde damit ein Stück Sanierungsgeschichte innerhalb des Stadtkerns abgeschlossen und ein Musterbeispiel eines im Herzen der Stadt integrierten Geschäftszentrums geschaffen.

Bewußt verbanden Planer, Architekten und Ausgestalter hier die Erkenntnisse neuzeitlicher Baukunst und deren Innengestaltung mit einer Vielzahl von Begriffen der Heimat und der Bodenständigkeit, die sich optimal in der Bezeichnung eines Gefüges als „Markt“, in dem Namen „Schwanenmarkt“ niederschlug.

Als Daten und Fakten seien in Kürze folgende genannt: Juni 1974 Beginn der Schachtungen, September 1974 Bau des Fundamentes, Oktober 1975 ist der Rohbau beendet. Am 19. Juni 1976 erfolgte die „Taufe“ dieses Objekts in Anwesenheit von Oberbürgermeister Hauser und viel Prominenz, der am 1. Oktober 1976 die Freigabe für die Öffentlichkeit folgte. Am Vortage ging eine kleine, heimatlich gestaltete Feier diesem Ereignis voraus. Völlig neuen Denkanstößen folgend, entstand im Zuge einer dekorativen, überdachten und klimatisierten Ladenstraße





ein Domizil für 57 Fachgeschäfte, auf einer Gesamtfläche von rd. 8 700 qm.

Die gleichzeitige Erstellung von 220 Wohneinheiten im sozialen Wohnungsbau, vornehmlich für ältere Menschen, so-

wie eine Hoch- und Tiefgarage mit 750 Parkplätzen runden den Komplex ab. Was die Eigenart dieses Unterfangens darstellt, ist die vielfältige Anordnung von optisch interessanten Bauelementen, wozu die aquamobilen Wasserspiele, gesteu-



ert durch Holzzahnräder (Eingang Hochstraße), ein „Burgplatz“ mit Ruhezone und Wasserschleier, ein antiker Webstuhl, eine stilisierte Burg (mit Burgschänke), besonders aber der eindrucksvolle niederrheinische Marktplatz mit Glockenturm und Uhrwerk aus dem 16. Jahrhundert, Fachwerkfassaden und Ornament-Mosaikpflaster sowie viele baulich interessante Sonderheiten gehören.

Daß bei der Taufe sowohl als auch bei der Eröffnungsfeier die heimische Mundart zu ihrem Recht kam, unterstreicht die Verbindung zum Heimatbewußtsein.

Immer wieder wird der Besucher zwischen den Auslagen der qualifizierten Fachgeschäfte weitere Annehmlichkeiten entdecken, wie Schließfächer, Geldwechsler, Foto-Automaten, öffentliche Toiletten, und sogar an eine Baby-Wickelstube wurde gedacht.

Die Geschäfte selber stellen ein buntes Mosaik vielseitiger Einkaufsmöglichkeiten dar, die sich von Keramik und Glaswaren, über Parfümerie, Schmuckerzeugnisse, Schallplatten, Boutiquen, Volkskunst, Lebensmittel und Backwaren bis hin zu Blumen und Pflanzen, selbst Dienstleistungsbetrieben erstreckt.

Was den Einkauf zum Erlebnis macht, das ist das Vorhandensein von einem halben Dutzend Restaurants, Schänken, Cafés, Imbißstuben und einer Pizzeria, die zum Verweilen und zum genüßlichen Ruhen einladen.

Als am Vorabend der Eröffnung am 30. September 1976 die Fanfaren erklangen, eine Band moderne Rythmen intonierte, der Preis-Chor der Firma Becker und van Hüllen, buntgewandet, den in Krefeld heimischen Männergesang unter Beweis stellte, die Volkstanzgruppe der Oberschlesier in farbenfrohen Kostümen tänzerische Einlagen bot und eine Theatergruppe des Theaters „Der Keller“ aus Köln einen Schwank als Marktspiel von Hans Sachs darbot, war der Augenblick gekommen, da Oberbürgermeister Hansheinz Hauser das Zentrum eröffnete, dessen Entstehung ein Vertreter der Geschäftsleitung mit vielen Daten und Zahlen den Zuhörern darta.

Ohne Zweifel: — ein neues Kapitel Krefeld, gewachsen auf historischem Boden, ward hier aufgeschlagen. Ein weiter Weg von der ehemaligen Marktpumpe im Holzkasten auf dem alten „Schwanenmarkt“, der dem heutigen Unterfangen seinen Namen gab.

Alte Zeit und neue Zeit reichen sich hier die Hände. Möge der Mut der Planer seinen verdienten Niederschlag finden.

Ein halbes Hundert Krefelder Sammler

von Franz Heckmanns

Sammler dienen mit ihrer Liebhaberei der Allgemeinheit, indem sie viel Kulturgut hüten und pflegen und so der Nachwelt erhalten. Nachstehend gebe ich eine zwanglose Zusammenstellung ohne irgendwie Vollständigkeit zu beabsichtigen. Das gilt auch von den Daten, die ich beifüge, wie ich sie gerade notiert habe, also zufällig. Trotzdem glaube ich, daß das ABC manches festhält.

Robert Angerhausen

wurde in Krefeld am 12. 9. 1901 als Sohn von Robert Angerhausen und Luise Nolten geboren. Er studierte Jura und war zuletzt Notar in Rheinberg, wo er am 16. 8. 1966 starb. 1952 hatte er Elisabeth Hodey geheiratet. Sie ist heute die treue Hüterin der großen Bücherei niederrheinischer Heimatliteratur und der Sammlung niederrheinischer Stadtansichten, die in dieser Vollständigkeit einmalig ist. Außerdem war er ein Genealoge von wissenschaftlichem Format. Leider ist seine weitausgeforschte Ahnenliste, zeitbedingt, nicht im Druck erschienen.

Franz Adolph von Beckerath

war als Sohn von Gerhard von Beckerath und Susanne von Beckerath am 17. 8. 1834 auf Cracauen geboren. Am 28. 12. 1915 starb er ledig in Berlin. Majoliken des XV. Jahrhunderts und Quattrocentrogeschirr hatten es ihm angetan. Als seine Sammlung 1913 im Kunsthaus Rudolf Lepkes versteigert wurde, kamen auf Ver-

anlassung Denekens wertvolle Möbel der italienischen Renaissance ins Kaiser Wilhelm Museum. Otto Falke schrieb für den Auktionskatalog ein wertendes Geleitwort. (H 12/46)

Franz Bode

am Flohbusch wohnend, war einst in Krefeld ein für Kindergarderobe bekannter Kaufmann. In seinen Freistunden widmet er sich der Numismatik, wobei er sich auf römische und rheinische Münzen spezialisiert hat.

Dr. Walter Bremen

Er war in Krefeld als Sohn von Wilhelm Bremen und Johanna Lageleé am 27. 4. 1899 geboren. Nach dem juristischen Studium ließ er sich als Socius von Justizrat Peter Floeth nieder und wurde bald ein gewandter Strafverteidiger. Verheiratet war er seit dem 19. 11. 1942 mit Elz Enderle aus Ueberlingen. Allzufrüh starb er bereits am 20. 4. 1969. Mit viel Liebe und Sachverständnis hat er jahrzehntelang alte Möbel, Bilder und Geräte gesammelt. Seine Sammlung mittelalterlicher Gläser, darunter zahlreiche Sepulchralgläser, hat das Landesmuseum Bonn erworben und ihn mit der Herausgabe des umfangreichen Katalogs „Die Gläser der Sammlung Bremen“ beauftragt. Schon bald entstand eine zweite Sammlung, die gegenüber der ersten Sammlung eine Zahl wertvoller Neustücke enthält. Nicht vergessen sei in diesem Zusammenhang seine Sammlung von Bild und Wappenschreiben, deren wertvollstes Stück ins

Germanische Museum Nürnberg gelangt ist. (H 40/3)

Friedrich Camphausen

Dieser große Kunstsammler wurde als Sohn von Adam Camphausen und Anna Sibilla Meurer am 20. 7. 1850 geboren. Er starb am 15. 3. 1934. Dem Verein für Heimatkunde gehörte er seit der Gründung als Vorstandsmitglied an und ebenso dem Museumsverein. Das Haus des Seidenhändlers war „ein Heimatmuseum, das in seiner reichhaltigen und kostbaren Art in Krefeld nicht seines gleichen haben dürfte“ (H 9/143) Er beherrschte die Mundart und in der „Heimat“ finden sich zahlreiche sinnige Mundartgedichte. 1936 wurde die Sammlung Camphausen bei Lempertz in Köln versteigert. Der Katalog hatte 869 Nummern und gibt Zeugnis von der Reichhaltigkeit und der Qualität. (H 31/36)

Walter Camphausen

der Sohn, starb 82jährig am 2. 11. 1961. Im Sinne seines Vaters wirkte er sammelnd und hegend weiter. Dem „Text des obg. Katalogs wurden seine Urteile weitgehend zu Grunde gelegt.“

Viktor Causin

Der Direktor der Tivolibrauerei war in Düsseldorf/Oberkassel am 22. 10. 1896 geboren und starb in Krefeld am 18. 6. 1968. Auf seinen vielen Reisen sammelte er Speisekarten Deutschlands und Europas, die ein reizvolles Bild der Gastronomie und ihrer Preise vermitteln.

Dr. Max Creutz

In Stommeln 1878 geboren, starb er allzufrüh bereits am 13. 3. 1932. Seit 1922 war er Direktor des Kaiser Wilhelm Museums. Durch kluge Erwerbungen förderte der geistreiche Direktor das Krefelder Kunstleben nachhaltig. (H 12/51)

Dr. Dr. Ing. e. h. Friedrich Deneken

Er war der erste Direktor des Krefelder Museums für Kunst und Kunstgewerbe, das er von 1897 bis 1922 betreute. Geboren war er am 13. 5. 1857 zu Wandling im Kreis Haderlsleben. Der planvolle Ausbau der Abteilung niederrheinische Kunst, mit ihrer reichhaltigen Sammlung von Hausgerät und keramischen Erzeugnissen, brachte ihm den Vorwurf ein, er habe die hohe Kunst aus dem Auge verloren und sei mehr ein Förderer des Kunstgewerbes. Ganz im Gegenteil, neben der sogenannten angewandten Kunst standen Malerei und Bildhauerei bei ihm nicht im Hintergrund. A. Hoff sagt im „Führer des Vereins für Neue Kunst“ 1921: „Unter Deneken war Krefeld, wenn auch nicht die einzige, doch eine der wichtigsten Eingangspforten der geistigen Befruchtung. Dazu kam, daß das heimische Kunstleben in der vitalen Kraft Thorn Prickers ein Haupt bekam“. Bei seinem Scheiden ließ der Museumsverein durch Prof. Theodor Georgii eine Bildmedaille schaffen. (H 2/78)

Hans Dewatines

sammelt als Kunsthändler vor allem Stiche und Zeichnungen, die er in Verkaufsausstellungen immer wieder vorstellt.

Paula Dörner

wurde als Tochter von Hermann Oediger und Mathilde Hoogen auf Lueshof in Fischeln am 29. 6. 1891 geboren. Seit 14. 11. 1910 war sie mit dem Pharmazier Josef Dörner verheiratet. Ihr Heim war ein Treffpunkt Krefelder Künstler und mit viel Liebe sammelte sie Bilder des Expressionismus.

Maria Floh geb. v. Loevenich

Sie war am 26. 3. 1791 als Tochter von Peter v. Loevenich und Maria Susanne von der Leyen geboren und starb am 26. 12. 1866. Am 23. 5. 1812 hatte sie den Kommerzienrat Cornelius Floh geheiratet, der, am 16. 5. 1783 geboren, am 15. 11. 1846 starb. Prof. Rembert beschreibt in H 20/279 den Katalog der nachgelassenen Kunstsammlung der Frau Kommerzienrätin Maria Floh. „Versteigerung“ zu Krefeld am 6. und 7. Juli 1874. Die

Kataloge waren zum Kauf angeboten worden in New York, London, Paris, Brüssel, Antwerpen, Haag, Rotterdam, Utrecht, Wien, Berlin, Leipzig, Frankfurt, Köln, Düsseldorf und Krefeld. Im Vorwort wird betont: „Der Nachlaß ist ein wirklicher Gegenstand beigefügt worden ist; die schönen Stücke sind von einer unzweifelhaften Originalität und das Ganze ist seit Generationen in derselben Familie geblieben. Die 383 Nummern umfassen altes chinesisches und japanisches Porzellan (Tafelservice, Schüsseln, Teller, Tassen, Fruchtkörbe, Vasen) altes Porzellan aus Meißen, Frankenthal, Höchst etc. (Gruppen und Figuren) Fayencen von Wedgwood, Delft, Rouen, geschliffene Gläser, getriebene Silbergegenstände, Möbel im Stil Ludwigs XV und XVI und schließlich 81 Stiche, dazu vor allem Gemälde auf Holz und Leinwand meist holländischer Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts (darunter G. Flinck, der Evangelist Paulus, van Goyen, C. Honthorst, von Wieris, Weenix Pieter Wouverman u.a.

Peter Floh,

Sohn der vorigen, geb. 16. 4. 1819, gest. 14. 1. 1889, verheiratet seit dem 12. 5. 1855 mit Margarete Schüller, geb. 18. 6. 1835, gest. 23. 6. 1866, gibt den Versteigerungskatalog der Firma J. M. Heberle (H. Lempertz Söhne) Köln, 548 Nummern, der „Kunst- und Waffensammlung des verstorbenen Herrn Rentners Peter Floh“ heraus. Besonders hervorgehoben werden Fayencen, chinesische, japanische und europäische Porzellane, Arbeiten in Glas, Elfenbein, Gold (Taschenuhren), Silber, Bronze und Messing (u. a. drei Bronze-Aquamanile XII. und XIII. Jahrhundert), Alabaster, Marmor, Schildpatt, Geweihe, Waffen, Möbel und Gemälde (z. B. Pieter Bout, Govert Flinck, Ansichten der Burg Cracauen, Kupferstiche.) (H 20/279)

Georg Franz

sammelte venezianische Gefäße. Gelegentlich des Besuches Kaiser Wilhelms II, 1902, stellte er aus dieser Sammlung einen Prunkbecher für den Ehrentrunk zur Verfügung. (H 5/53)

Paul Grein

sammelt niederrheinische Münzen, also Kurköln, Moers, Geldern, Kleve und Jülich. In der „Heimat“ (17/175) hat er darüber einen reich bebilderten Aufsatz geschrieben.

Maria Hilbing,

die Tochter des Baumaterialienhändlers Wilhelm Hilbing, ist eine verständnisvolle Sammlerin von Plastiken.

Reinold Heynen (1884/1970)

sammelte römische Münzen. Seine Witwe Emmy, geb. Behrens, schenkte 1974 die mit ihrem Manne zusammengetragene außerordentliche Sammlung der Stadt Krefeld, die sie im Niederrheinischen Heimatmuseum Burg Linn aufstellte. Frau Dr. Ilse Paar hat in Verbindung mit Dr. Peter Robert Franke einen Katalog über die 2 500 antiken Münzen aufgestellt. Dieser ist im Rheinland Verlag 1976 erschienen: „Die antiken Münzen der Sammlung Heynen“. Der Katalog ist nicht nur ein reizvolles Bilderbuch mit 1 970 Abbildungen, sondern darüber hinaus vermittelt er nach dem Willen des Sammlers „eine lebendige Anschauung der römischen und griechischen Geschichte“, was durch die zahlreichen historischen Anmerkungen der Verfasser nachhaltig unterstützt wird.

Helmut Hentrich

wurde als Sohn des Hafengebäuers Oberbaurat Dr. Ing. h.c. Hubert Hentrich am 17. 6. 1905 geboren. 1960 ernannte die Landesregierung den in Düsseldorf schaffenden Regierungsbaumeister zum Professor. Seine Gläserammlung, eine der bedeutendsten des Jugendstils, schenkte er 1970 der Stadt Düsseldorf (Neues Rheinland März 1970). 1976 vermachte er der Stadt Krefeld seine Sammlung Kaiser Zinn, die mit 150 Stück wohl das umfangreichste Zeugnis dieser Stilepoche darstellt.

Friedrich Wilhelm Hoeninghaus

wurde zu Krefeld am 17. 8. 1771 als Sohn des Lehrers, Küsters und Organisten Heinrich Hoeninghaus geboren und starb hier am 13. 7. 1854 (H 4/311). 1799 hatte er Maria Hornemann geheiratet. Eckermann sagt in seinen „Gesprächen mit Goethe“ (II, 12): „Mittwoch den 1. Okt. 1828, Herr Hoeninghaus aus Crefeld, Chef eines großen Handelshauses, zugleich Liebhaber der Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie, ein durch Reisen und Studien vielseitig unterrichteter Mann, war heute bei Goethe zu Tisch.“ Schon der Vater besaß eine für damalige Zeit vielleicht nicht ganz unbedeutende Sammlung von Versteinerungen, Muscheln, Korallen, ausgebalgten Vögeln, Straußeneiern und was man sonst in solchen Sammlungen aufzubewahren pflegte. Diese Anregungen fielen bei dem Sohn auf fruchtbaren Boden. 1830 trat er seine paläontologische Sammlung, die als eine der größten Deutschlands galt, zur Förderung der Wissenschaft dem Naturwissenschaftlichen Museum der Universität Bonn ab. Sie macht einen wichtigen Teil ihrer Grundlage aus. Doch er

sammelte weiter Petrefakten, Conchilien. Leider ist diese zweite Sammlung während des zweiten Weltkrieges im Naturwissenschaftlichen Museum im Kaiser-Friedrich-Hain zerstört worden. Fast ein Dutzend von ihm entdeckte, sowie eine Anzahl ihm zu Ehren benannte Fossilien halten seinen Namen wach; um nur zu nennen: Goniatis Hoeninghaus, Terrebrataliter Hoeninghaus und Sphenopteris Hoeninghaus. Daneben baute er eine wissenschaftliche Bibliothek auf, die zum Teil in Burg Linn steht.

Hans Höppner

war ein bekannter Realschuloberlehrer. Geboren war er in Hagen/Stade am 8. 2. 1873 als Sohn des Johann Höppner und der Catharina Hönk. Vermählt war er mit Meta Hock. Am 24. 4. 1946 starb er, am Schreibtisch sitzend. Die Frucht seines Forscherlebens ist ein großes Herbarium, vor allem aber die „Flora des Niederrheins“, die durch ihre zahlreichen Standortbestimmungen heute nicht nur botanischen, sondern auch historischen Wert hat. Im übrigen liegt die „Flora“ in neuer Auflage vor.

Albert Italiander

war in Krefeld ein bekannter Antiquitätenhändler. Er war ein hervorragender Sachkenner und hat viel gute Dinge vor dem Untergang bewahrt. Ursprünglich war er Brillenhändler; als solcher kam er mit seinem Bauchladen weit über Land, was ihn mit „altem Kram“ zusammenbrachte, den er kenntnisreich sammelte.

Hugo Kaufmann

In Krefeld 1873 geboren, starb der Justizrat 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt. Er war ein begeisterter Sammler von Briefmarken und Münzen (Miniaturen).

Ernst Köppen

Der bekannte Journalist und langjähriger Leiter des Städtischen Presseamtes, der auch 1972/74 Schriftleiter der Heimat war, sammelt Bronze-Kleinplastiken.

J. Krauth

Der Mannheimer Bildhauer hatte eine Sammlung alter Gewebe, Stickereien und Gobelintelle 1879 vom Kunstmuseum Berlin erworben. Diese wurden der Grundstein der 1880 gegründeten „Königlichen Gewebesammlung, Krefeld“, die einen Bestand von 3 974 Nummern auswies. Heute hat die „Gewebesammlung an der Fachhochschule für Textilwesen“ 15 000 Stücke. (H 16/113; Stadtbürg. Brief 117)

Hermann Lange

Der Seidenfabrikant Dr. Ulrich Lange schenkte 1968 der Stadt sein von Mies van der Rohe erbautes Haus. Schon seit 1955 hatte die Stadt das „Haus Lange“ als Ausstellungshaus genutzt. Erbauer des Hauses war der Chef der Verseidag Hermann Lange. Dieser war ein bedeutender Sammler alter und neuer Kunst (H 40/23). 1956 war in Haus Lange seine Sammlung „Keramik aus Peru“ zu sehen. Gleichzeitig wurde die Sammlung des Sohnes Ulrich Lange „Mittelalterliche Plastik und moderne Malerei“ gezeigt. (H 40/32)

Richard Leendertz

Er wurde am 25. 2. 1881 als Sohn des Kommerzienrates Fritz Leendertz/Heilmann geboren und starb am 19. 12. 1950. Sein Leben – beruflich das eines Seidenhändlers und Landwirtes – war erfüllt von Kunst und Wissenschaft. Er sammelte Holzschnitte, Dürerstücke, Aldegrevor, Schabblätter und Zeichnungen.

August Linkenheil

ist der derzeitige Vorsitzende des „Vereins der Münzfreunde“. Er hütet das Erbe, das der Nestor der Krefelder Numismatiker, A. Noß, hinterlassen hat. Die Münzkataloge, die Noß veröffentlicht hat, gehören zu den Standardwerken über Kurkölnische, Jülicher, Klevische, Bergische und Moerser Prägungen und die Stadtmünzen von Köln, Neuss und Trier.

Max Lütten (1875/1965)

Der Kaufmann Max Lütten war mit der durch ihre stimmungsvollen Naturaufnahmen bekannten Gertrud Dahl (1888/1972) verheiratet. Die beiden sammelten moderne Kunst, Zeichnungen, Drucke und Stiche.

Bruno Meixner

sammelt Schmetterlinge und erfreut viele durch Vorträge über seine herrliche, farbenfrohe Tierwelt.

Paul Müller

Der Dechant von Uerdingen starb auf einer Studienreise am 9. 10. 1957 in Kairo, 60 Jahre alt. Über seine große Käfersammlung, die er der Stadt vermachte, berichtet der „Stadtbürgerliche Brief Nr. 169“. Siegfried Cymorek betreut diese in 170 Kästen versammelte Käferwelt. Der kleinste Käfer mißt 0,7 mm, also weniger als ein Stecknadelknopf, und der größte

ist 15 cm lang. Die vielen Exoten bieten ein buntes Farben- und Formenspiel.

Alex Oppenheimer

Der in Uedem geborene Kaufmann hatte eine wundervolle Sammlung vor allem japanischer Porzellane, die er Stück für Stück sorgfältig in Seide und Kästen verpackt hütete. In der Kristallnacht 10./11. 10. 1938 wurde sie weitgehend zerschlagen. Ein Vorübergehender sagte: „Das ist eine Affenschande“, worauf ihn ein SS-Mann anfauchte: „Sagst Du noch ein Wort, gehörst Du dazu!“ Billstein gibt in seinem Buch „Der eine fällt, die andern rücken nach“ S. 245 dazu eine Bescheinigung des damaligen Museumsdirektors Muthmann, daß die Sammlung Oppenheimer, bestehend aus japanischer Keramik, Farbholzschnitten und Plastik, Delfter Schüsseln, Kleinplastiken, verschiedenen beschädigten Gemälden und Graphiken und der Bücherei, sich im Kaiser Wilhelm Museum befinden, datiert am 2. 5. 1939. Ebendort ist ein Inventar vom 14. 11. 1938 abgedruckt und gibt das Beschlagnahmeschreiben wieder.

Albert Oetker

wurde am 13. 12. 1839 geboren und starb am 8. 8. 1908. Er war Vorsitzender des Museumsvereins 1902/08. Dem Kaiser Wilhelm Museum schenkte er als Morgengabe den größten Teil der von dem Konservator Kramer-Kempen geschaffenen Sammlung alter niederrheinischer Kunstwerke.

Anton Rein

wurde in Gera am 1. 5. 1804 geboren, war in Krefeld Rektor des Realgymnasiums und starb am 11. 6. 1877. Gleichzeitig mit Franz Stollwerck führte er in Gellep die ersten Grabungen durch und rettete zahlreiche Grabfunde vor dem Untergang.

Maximilian Graf Rigal (1748/1830)

Er war in Krefeld verheiratet seit dem 26. 1. 1779 mit Maria Heydtweiller, die am 29. 2. 1752 als Tochter von Franz Heinrich Heydtweiller und Sibilla von der Leyen geboren war. Sie starb am 8. 9. 1789. Am 18. 7. 1828 schreibt die Malerin Caroline Bardua über ihren Aufenthalt bei von der Leyen bzw. Rigal „Die Rigals sind die Herren von Crefeld. Sie und die von der Leyen beschäftigen die halbe Stadt. Es umgibt sie ein Reichthum, eine Pracht, wie ich sie noch kaum gesehen habe; aber der Luxus ist nicht aufdringlich, wie auch bei Rigals, sondern gediegen und vornehm.“ (H 8/295) Rigal

lebte meist in Paris. 1817 ließ er aus unbekanntem Gründen seine reichen Sammlungen versteigern. Aus dem „Catalogue raisonné des estampes du cabinet de M. Le Comte Rigal par F. L. Regnault-Delalande, peintre et graveur“ (Paris 1817) ersehen wir, daß Rigal bereits 1762 eifrigst Stiche und Radierungen der besten Meister gesammelt hat. Die Sammlung hatte mehr als 1000 Nummern und mehrere tausend Kunstblätter nach italienischen, deutschen, flandrischen, holländischen, englischen und französischen Meistern. Der umfangreiche Katalog aller Blätter mit ausführlichen, genauen Angaben über die Künstler stellt auf 564 Seiten eine kleine Kunstgeschichte dar. (H 20/279)

Ernst Schaefer

wurde in Krefeld am 2. 6. 1891 geboren. Er hat in Krefeld eine Reihe beachtlicher Bauten erstellt, mehrere zerstörte Kirchen wieder aufgebaut und daneben mit viel Einfühlung und Sachverständnis köstliches Kulturgut gesammelt. Darunter sind besonders Porzellane, Bilder und Leuchter. Außerdem hat er in vorzüglichen Fotos altes Volksgut wie Maueranker, Türschilder, Schlösser, Türen und Oberlichter festgehalten. Er gehörte zu den engsten Freunden Albert Steegers, dem er zu manchem guten Kauf verhalf.

Johann Heinrich Scheibler

geboren in Montjoie „Monschau“ am 11. 11. 1777, starb in Krefeld am 20. 11. 1837. Verheiratet war er mit Anna Maria Catharina Heydtweiller (1785/1846). Der Stadt diente der Samtfabrikant als Beigeordneter. In seiner Freizeit beschäftigte er sich mit Tonforschungen und seine Tonmessungen waren bahnbrechend, wenn sie auch heute auf anderer Grundlage beruhen. Sein Haus war mit köstlichem Kulturgut angefüllt.

Adam Scheuten

ist der Stifter des Realgymnasiums, heute Gymnasium am Moltkeplatz; sinnvoller wäre es: Adam Scheuten Gymnasium. Er war am 28. 2. 1753 geboren und starb am 16. 2. 1801. Nach Kreuels, „100 Jahre Realgymnasium“, war er ein eifriger Sammler von Bildern und Kupferstichen.

Walter van Scheven

und seine Frau waren kenntnisreiche Sammler von chinesischer Keramik der Sung Dynastie, deren Ausstellung 1956 im Haus Lange große Aufmerksamkeit erregte. (H 40/32)

Paul Schulze

war als Nachfolger von Professor Krauth der Konservator der Staatlichen Gewebesammlung, zu deren Ordnung und Mehrung er vier Jahrzehnte beigetragen hat. (H 3/62)

Dr. Albert Steeger

Er wurde in Lobberich am 1. 11. 1885 geboren und starb in Krefeld am 15. 3. 1958. Seine Sammeltätigkeit alten Volksgutes ist in Burg Linn greifbar. Wegen seiner Verdienste um Linn und Gelduba wurde er zum Dr. e. h. und Professor ernannt; ferner wurde ihm das Große Bundesverdienstkreuz verliehen. Als besondere Ehrung für ihn stiftete der Landschaftsverband den „Albert Steeger Preis“, der alljährlich auf Burg Linn an Nachwuchskräfte im Sinne Steegerscher Forschung verliehen wird. Der VLN ehrte sein Vorstandsmitglied durch Stiftung der „Albert Steeger Plakette“, die Karl Stichelbrocks 1959 entworfen hat.

Ferdinand Stockhausen

war in Krefeld am 20. 9. 1875 geboren und starb in Berlin. Mit Erfolg sammelte er niederrheinisches Volksgut. Freiherr v. Lepel, damaliger Direktor des Kaiser Wilhelm Museums, sagt in Heimat (16/314) „Er war ein hervorragender Kenner, dessen Name im Berliner Kunsthandel und bei den Museen einen guten Klang hatte.“ Mit einigen Delfter Fayencen fing es an, es folgte Meißener Porzellan; von der Keramik ging der Weg weiter zum sonstigen Kunstgewerbe, zum Gebrauchs- und Schmuckgerät. Dazu kamen Teppiche, Möbel, Gläser, Silber, mittelalterliche Plastiken und wahre Kostbarkeiten an Gemälden.

Franz Stollwerck

Der Uerdinger Privatlehrer wurde in Aachen am 19. 2. 1814 geboren und starb am 9. 3. 1884. Das Ergebnis seiner eifrigen Gellepforschungen legte er in dem Buch „Die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba“ 1877 nieder, dessen Untertitel lautet: „Die Ausgrabungen und Funde in Gellep-Gelduba bei Uerdingen in den Jahren 1850–1876 mit besonderer Beziehung auf die Topographie und Geschichte des alten Castells und die daselbst, sowie in der Umgegend aufgefundenen, epigraphischen Denkmale und Münzen.“ Leider ist sein wissenschaftlicher Nachlaß versteigert und verlorengegangen; dabei war auch wohl das Manuskript des Bandes II seiner Uerdinger Stadtgeschichten (Uerd. Festschrift 1955, 101)

Ernst Tapper

Die Bücherei des bekannten Krefelders gehört zweifelsohne zu den bestbestückten Sammlungen Niederrheinischer Ortsliteratur.

Hermann Tersluisen

ist ein sehr erfolgreicher Sammler alter Glasscheiben.

Richard Verhuven

In Tönisberg am 15. 3. 1887 geboren, starb er am 20. 1. 1956. Durch den Altmeister niederrheinischer Geschichte, den Pastor Henrichs, wurde er in die Heimatgeschichte eingeführt und entwickelte sich zum besonderen Kenner der niederrheinischen Adelsfamilien, um deren Archive er sich sammelnd und ordnend sehr verdient gemacht hat. Vieles hat er vor dem Untergang bewahrt. (H 27/17)

Walter Vielhaber

In Krefeld geboren am 19. 10. 1865, starb in Freiburg am 21. 12. 1940. In seinem langen Privatgelehrtenleben hat er neben Heimatliteratur vor allem Urkunden gesammelt. Unter dem Pseudonym A. Ber hat er in unserer Heimat manche davon ausgewertet. (H 19/120)

Dr. Moritz Wahn

Der Nervenarzt Dr. Wahn war ein großer Verehrer des Expressionismus und hat seine Werke darum mit feinem Verständnis gesammelt.

Dr. Paul Wember

Wenn er ab-lich den Schluß bildet, so ist seine Bedeutung dadurch besonders betont; denn in seiner Amtszeit als Direktor des Kaiser Wilhelm Museums (1947/1976) ist er der Mann der zeitgenössischen Kunst gewesen, wobei er viel Anerkennung gefunden hat, aber auch scharfe Ablehnung hat in Kauf nehmen müssen. Krefeld hat dadurch weite Resonanz als moderne Kunststadt gefunden. Die Ausstellung in Haus Lange gab im Sommer einen retrospektiven Überblick über die umfangreiche Pflege zeitgenössischer Kunst. (H 40/23) In drei großen Ausstellungen kamen die Krefelder Kunstsammler zu Wort. 1956 I: von Scheven, Hermann und Ulrich Lange; 1956 II: Vom Weltbild des Expressionismus bis zur Gegenwart. Als Pendant zu diesen beiden Ausstellungen folgte 1964 „Krefelder Privatsammlungen nach 1945“. Diese sollte einmal zeigen, was es in Krefeld an zeitgenössischer Kunst gibt, zum andern die Sammeltätigkeit der Privatsammler als öffentliche Verpflichtung anerkennen und weitere Kunstfreunde anregen, ebenfalls zu sammeln. (H 40/30)

Kathreiners Malzkaffeefabrik

von Ernst Doffiné

Hermann Aust

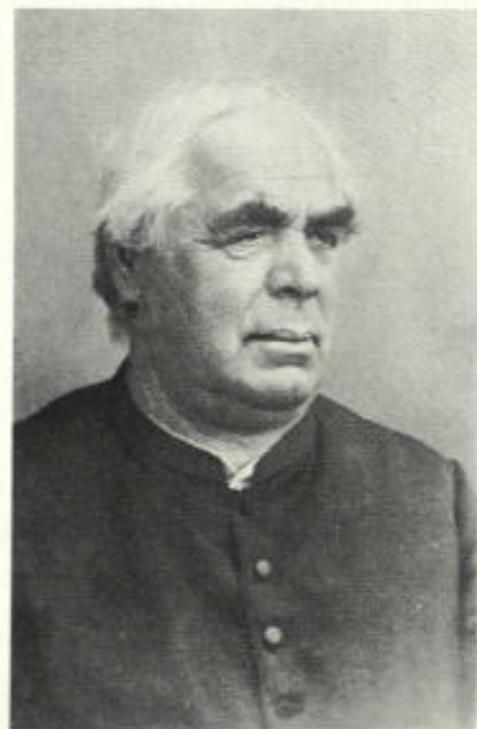


Dieser für das Wirtschaftsleben der Stadt bedeutende Betrieb schloß Ende September 1976 seine Tore. Das Gelände und die gesamten Gebäude gingen in Besitz der Bayer-Werke über. Nachstehend versuchen wir die Geschichte des Werkes in kurzen Zügen darzustellen.

Die notwendigen Rationalisierungsbestrebungen innerhalb der Deutschen Nestlé-Gruppe, zu der Unifranck seit Anfang der 70er Jahre gehört, mußten einer Entwicklung Rechnung tragen, die allgemein bekannt ist. Die Nachfrage nach Ersatzkaffee ist im Zuge des wirtschaftlichen Wohlstandes kleiner geworden. Der Verbrauch hat sich größtenteils auf die sofort-löschlichen Instantprodukte Caro und Kneipp verlagert, die in Ludwigsburg hergestellt werden, wo jetzt die gesamte Kaffeemittelproduktion zentralisiert wird. Für gewisse Stagnationserscheinungen im Kaffeemittelgeschäft hat Unifranck inzwischen im expansiven Feinkostmarkt mit der Marke THOMY einen guten Ausgleich gefunden.

Pfarrer Sebastian Kneipp (1821-1897) Wörrishofen, der durch seine Lehre vom na-

Sebastian Kneipp



türlichen Leben weithin bekannt wurde, hatte auch dem Kaffeegenuß, worin er den Grund der weit verbreiteten Nervosität erkannte, den Kampf angesagt. Die Inhaber der seit 1829 bestehenden Münchener Kolonial-Großhandlung und Kaffeerösterei Franz Kathreiners Nachfolger Adolf Brougier und Emil Wilhelm glaubten ins große Geschäft zu kommen, wenn sie anstelle des gerösteten Karamelmalzes ein mehr dem Kaffee sich näherndes, kaffeeartiges, röstbitter schmeckendes Warmgetränk auf den Markt bringen könnten. Um 1889 herum versuchte man es mit einer Mischung aus Karamelmalz und 1/2 Bohnenkaffee, die sich aber nicht durchsetzen konnte. Heinrich Trillich, Mitarbeiter von Prof. Max Pettenkofer (1818-1901), empfahl statt dessen, gemälzte und geröstete Gerste in ganzen Körnern zu verwenden. Damit wurde ein so großer Erfolg erzielt, daß sich die obige Firma mit ihren Inhabern Wilhelm und Brougier, denen sich der Hamburger Großkaufmann Hermann Aust (1853-1944) anschloß, bereit erklärte, am 1. April 1892 die Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabrik zu gründen. Vorher hatte H. Aust mit Pfarrer Kneipp das Abkommen getroffen, daß diese Firma allein das Recht haben sollte, sein Bild mit Namen und Unterschrift als Zeichen der Echtheit auf den Paketen zu verwenden. Am 12. Juli 1893 wurde die Gesellschaft in eine GmbH mit 1 Million Mark Kapital umgewandelt.

Der Absatz dieses neuen Produktes wuchs so rasch, daß man sich gezwungen sah, die Münchener Fabrikation wegen Raum Mangels zu verlagern. Man stieß bei der langen Suche nach einem geeigneten Platz auf das Gelände von 22 100 qm an der jetzigen Stelle des Werkes im Norden von Uerdingen an der Duisburger Straße, auf das Herr Trillich hingewiesen hatte. Da es auch Eisenbahnanschluß erhielt und die Lage in Rheinnähe ebenfalls günstig war, kam 1894 der Kaufvertrag zustande.

Die Bauarbeiten, die die Krefelder Firma Theodor von der Weien übernahm, kamen bald in Gang, und schon 1895 konnte man mit dem Betrieb beginnen. Kaufmännische Leiter waren Georg Buhl und Heinrich Trillich. Am 1. 4. 1895 verließ der erste Waggon Malzkaffee das Werk. Die Produktion konnte schnell gesteigert werden. Wenn diese auch nicht immer geradlinig wuchs, so war aber über Jahre hinweg doch eine wesentliche Zunahme zu verzeichnen. Zuweilen lagen die Preise für Kaffee sehr niedrig, und der sogenannte lose Malzkaffee machte dem Absatz zu schaffen. Man sah sich gezwungen, stärker zu werben und die

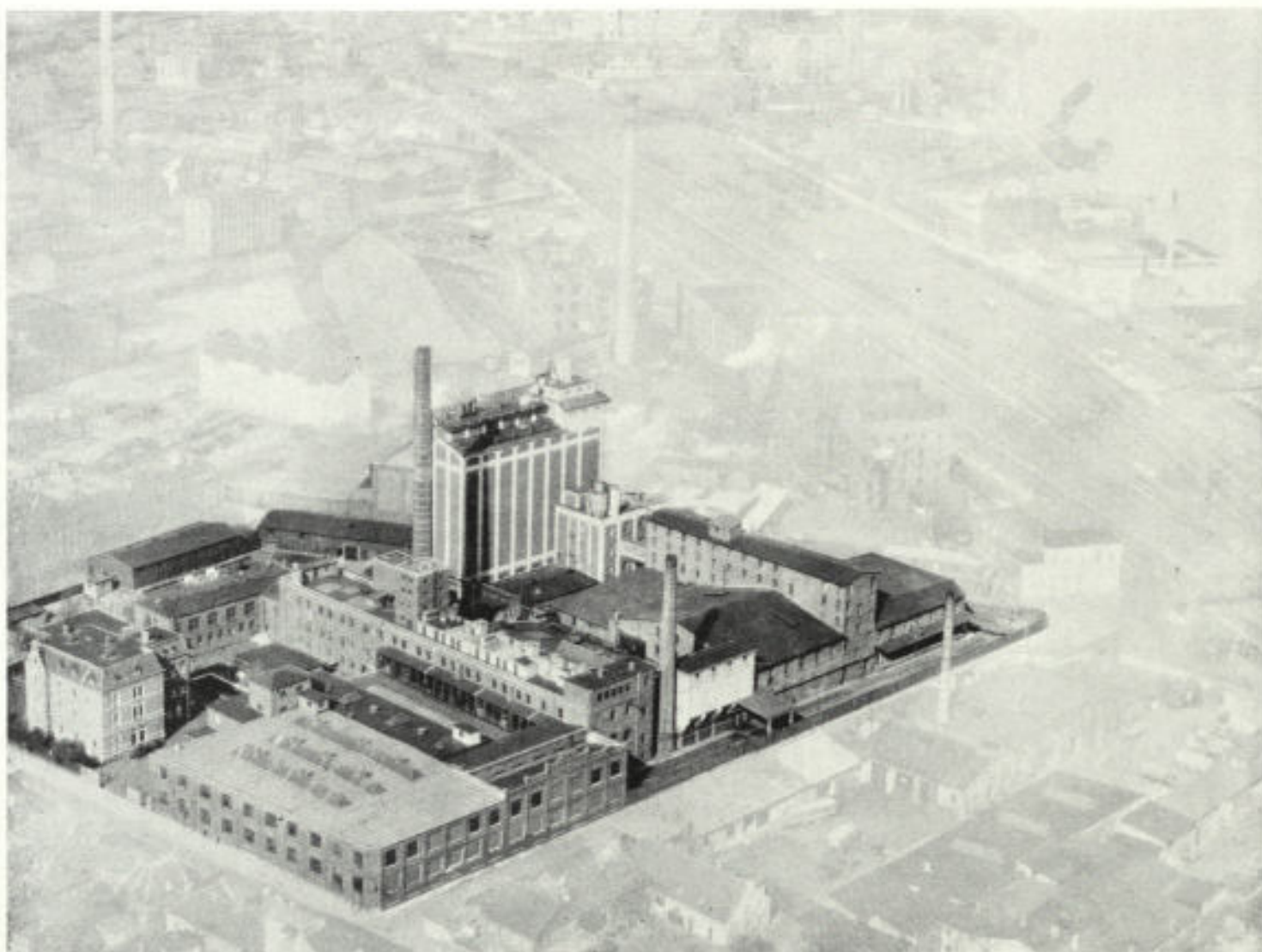
hygienischen Vorteile im Zeichen der damals einsetzenden Lebensreformbewegung besonders herauszustellen. Scharfe Auseinandersetzung mit den Bohnenkaffee-Vertriebsorganisationen waren die Folge. Dennoch setzte sich Kathreiners Malzkaffee durch. Wenn auch 1900-1904 fast immer gleiche Mengen geliefert wurden, so stieg die Produktion ab 1905-1910 gewaltig, es waren ca. 22 500 t jährlich. Natürlich war inzwischen der Maschinenpark sehr vergrößert worden, man zählte schon 72 Röstmaschinen. Auch an eine Vergrößerung der Gesamtanlage mußte gedacht werden. Inzwischen waren auch provisorische Fabrikationsstätten in Frankfurt a. O. und Karlsruhe entstanden. Insgesamt kamen nach und nach 125 Röstmaschinen bis 1910 in Betrieb, wodurch die eben genannte hohe Produktion sich erklärt. Die um diese Zeit eingetretene Erhöhung des Zolles auf Bohnenkaffee von 40 auf 60 Mark sorgte mit dafür, daß Kathreiners Malzkaffee, der in den bekannten Paketen mit dem Bild des Pfarrers Kneipp gehandelt wurde, sich großer Beliebtheit erfreute. Da die Angriffe der Bohnenkaffee-Gesellschaften aber trotz gelegentlicher Beruhigung nicht aufhörten, mußte die Werbung verstärkt in Aktion treten.

Das Aufblühen des Werkes hatte zur Folge, daß sich Konkurrenz-Unternehmen etablierten. So die Firmen Gebr. Linde in Dortmund, Marioth & Co. in Düsseldorf, Herzog & Fuchs in Andernach. Da diese neben Malzkaffee auch Kaffee-Essenz herstellten und dadurch ebenfalls den Absatz erschwerten, entschloß man sich, diese Firmen zu erwerben. Die eigene Essenzfabrikation begann am 3. Oktober 1900. Die Fabrikationsmenge war erheblich und machte etwa 150 000 kg jährlich aus. Ab 1919 wurde keine Essenz mehr hergestellt. Nach 1928/29 lieferte den geringen Bedarf im Auftrage von Kathreiner die Firma Pfeiffer & Diller in Horchheim.

Der gesteigerte Bedarf an Gerste für die Fabrikation bedingte eine Festigung der Rohstoffsituation. Beauftragte des Betriebes bemühten sich persönlich nach Rumänien und Südrußland, um mit dortigen Erzeugern zu verhandeln. An diese Gerste mußten hohe Anforderungen gestellt werden, auf hohe Keimfähigkeit und Sauberkeit war zu achten. Die Spelzen mußten fein und der Wassergehalt möglichst klein sein. Die Gerstebesorgung war aber sehr oft mit großen Schwierigkeiten verbunden. Politische Ereignisse, wie z.B. der Russisch-Japanische Krieg 1904-1905, die Sperrung der Dardanellen-Durchfahrt 1912, sowie die häufigen deutschen Zolländerungen und verschärften Zollvor-

schriften führten dazu, oft schwerwiegende Maßnahmen durchzuführen. Eine andere Konkurrenz war zeitweise Seeligs kandierter Kornkaffee, der besonders in den Jahren 1909/10 im Siegerland und Sauerland eine Rolle spielte. Als Waffe gegen dieses Produkt wurde „Perika“-Kaffee eingeführt, der auch schnell Aufnahme fand. Er wurde von der Konzernfirma Müller in Altenburg vertrieben. Die Fabrikation ging aber 1913/14 zu Ende. Die Firma gehört seit den 40er Jahren zum Konzern.

Eine völlig neue Situation entstand 1914, bei Ausbruch des ersten Weltkrieges. Zwar konnte das Werk noch bis Juni 1915 gut mit deutscher und rumänischer Gerste versorgt werden, so daß in diesen Jahren noch 2489 Waggons zu 10 t verarbeitet werden konnten, jedoch machte sich der Personalmangel besonders an speziell für unsere Fabrikation geschulter Kräfte, sehr unangenehm bemerkbar. In den wenigsten Fällen konnte Ersatz durch Frauen gestellt werden, obwohl mit deren Hilfe sich mancher Engpaß überwinden ließ. So mußten viele Unbequemlichkeiten und äußerste Kraftanstrengung in Kauf genommen werden. Die Gerste wurde nur noch auf Berechtigungsscheinen in geringen Mengen geliefert. Der Betrieb mußte unter den schwierigsten Bedingungen weiterarbeiten. So war man froh, daß Ende 1918 nach Kriegsende die Wende kam. Um diese Zeit waren noch 211 Personen beschäftigt. Zu bemerken wäre noch, daß während des Krieges die Herstellung von Graupen aufgenommen wurde, die aber kurz nach 1918 zum Erliegen kam; nach 1945 nahm man sie wieder auf und zwar in erster Linie um die Belegschaft vorübergehend damit versorgen zu können. Mitten in der Kriegszeit beging die Firma am 1. April 1917 ihr 25jähriges Firmenjubiläum und die Feier des 25jährigen Arbeitsjubiläums des Direktors Kommerzienrat Aust. In Anbetracht des Ernstes der Zeit konnte die Feier nur in bescheidenem Rahmen veranstaltet werden. Es kam aber trotzdem eine Denkschrift heraus, die der stolzen Entwicklung des Unternehmens Rechnung trug. Der Belegschaft wurde eine Jubiläums-Treuezulage gewährt, wobei auch im Felde stehende Leute berücksichtigt wurden. Der Stadt Uerdingen wurde eine Spende von 50 000 Mark für hilfsbedürftige Kinder der im Kriege gefallenen Uerdinger überwiesen. Der Betrieb konnte aber trotz allem bis Kriegsende aufrechterhalten werden, die geringe Zuteilung an Gerste veranlaßte die Herstellung eines gemahlten Mischproduktes aus gebrannter Gerste (anfangs 50, später 30 %), gerösteten Rüben, Ei-



Franck und Kathreiner, Werk Uerdingen

cheln und Obstresten. Diesen Ersatzkaffee einigermaßen genießbar zu machen, bedurfte der Aufbietung aller fachmännischen Kräfte. Die Hoffnung auf eine baldige Besserung der Verhältnisse nach dem Kriege sollte sich nicht so schnell erfüllen. Ungewöhnlich harte Bedingungen der Besatzungsmächte erschwerten eine Normalisierung. Der jetzt einsetzende Währungsverfall verursachte dauernde Lohnkämpfe und Streiks, die im weiteren Verlauf fast unerträglich wurden. Die amtliche Bewirtschaftung brachte weitere Erschwernisse, so daß erst eine Wende zum Besseren kam, als durch die Währungsreform vom 15. 11. 1923 die Mark, deren Inflationswert ins Sagenhafte gestiegen war, durch die Rentenmark, später Reichsmark genannt, abgelöst wurde. Nun konnte mit einer Phase des deutschen Wirtschaftslebens neu begonnen werden, nachdem die von der Besatzungsbehörde verhängte Kriegsblockade

aufgehoben war. Verarbeitet wurden damals deutsche Winter- und Sommergerste, sowie argentinische La Plata-Gerste. 1926/27 konnten auf 1629 Waggons je 10 t Fertigprodukte versandt werden. Eine durchgreifende Modernisierung der Verpackungsabteilung und Druckerei erfolgte in den nächsten Jahren, sie war 1931 abgeschlossen. Neu war die Einführung eines Steinauslesers, der alle Steinchen, Glassplitter u. ä. aus der Gerste aussonderte, alles das also was von den Trieuren nicht erfaßt werden konnte. 1933 wurden auf diese Weise rund 50 Zentner Steinchen etc. aussortiert. Wichtig für den Betrieb wurde die Einführung des neuen Röstapparates System Baltes, der vom gleichnamigen Leiter des Breslauer Werkes, und später auch des Uerdingener Werkes, erfunden war und für den Betrieb sehr erfolgreich wurde. Im Transportwesen trat dadurch eine Verbilligung ein, daß auf Empfehlung der Reichsbahn

die Verteilung und Weiterspeditio n der Waggonladungen sowie Stückgutverladungen vom Werk selbst vorgenommen wurden.

Die um diese Zeit herrschende große Arbeitslosigkeit hatte eine Fabrikationsminderung zur Folge. 1932/33 waren es nur 1352 Waggons. Es waren die folgenden Jahre, die der deutschen Wirtschaft eine Scheinblüte brachten und mit einem neuen Krieg furchtbar endeten. Zwar war die Arbeitslosigkeit beseitigt und der Betrieb wieder flott in Gang gekommen. Die Rösterei konnte mit 14 Baltesröstern ausgerüstet werden. Hand in Hand damit gingen die umfangreichen baulichen Änderungen, die die Anlage einer neuen Hochleistungs-Gersten-Feinputzerei nebst Hafertrieuren und Entstaubungsanlagen, einer Cartex-Begasungsanlage gegen Kornkäfer, Fernthermometer zur Überwachung der Temperaturen in den riesigen Silos, Vergrößerung der Kondensatoren-

anlagen u. a. betrafen. So wäre alles in verhältnismäßig ruhiger Weise verlaufen und in ruhige Bahnen gekommen, wenn uns das dritte Reich nicht den unseligen zweiten Weltkrieg gebracht hätte, der am 1. 9. 1939 begann. Zwar konnten 1939/40 noch 1600 Waggons verladen werden, wobei 165 Arbeiter und 56 Arbeiterinnen beschäftigt wurden, doch zeigte sich bald, daß dieser Krieg für den Betrieb wiederum die größten Schwierigkeiten bringen sollte. Das lag besonders daran, daß behördlicherseits fast alles bewirtschaftet werden mußte, und damit ein gewaltiger Papierkrieg in Gang kam. Das Werk wurde dem Getreidewirtschaftsverband Nr. 12, Rhld. angeschlossen, Gerste war aber zunächst noch frei. Kommende Schwierigkeiten vorausahnend, wurde soviel Gerste wie möglich gelagert. Man nutzte außer den Lagermöglichkeiten im Werk bis zum letzten auch die Lager der Firma Müncker und sogar mehrere Lagerkähne aus. Die Sparmaßnahmen der Regierung trafen auch die Verpackungsabteilung schwer. Sie schlossen die Brettdicken der Kisten und die Holzart ein, es wurde für diesen Zweck sogar das sich schlecht eignende Kiefernholz vorgeschrieben. Ferner wurde die Zahl der Nägel u. a. festgelegt, wodurch sich große Schwierigkeiten ergaben. Konnte man noch bisher über die eigenen Lagerräume nach Wunsch verfügen, so wurden selbst diese zum großen Teil beschlagnahmt und selbstverständlich auch die bei den Transport- und Lagerfirmen. Da der Gasverbrauch auch problematisch wurde, entschloß sich der damalige Direktor Oesterlein, um kommenden Schwierigkeiten auszuweichen, mit der Ruhrgas AG 1939 einen Vertrag abzuschließen, so daß ab 5. 6. 1940 Ferngas bezogen werden konnte. Da sich die Rohmaterialienlage inzwischen immer mehr verschlechtert hatte, mußte man auch Roggen nehmen. Damit konnten aber nur Ersatzmischungen gefertigt werden. Der Versand an „Kathreiner“ ging 1939/40 auf 1570 Waggons zurück. 1941/42 waren es nur noch 830 Waggons. Ab 31. 3. 1942 durfte gar kein Kathreiner mehr hergestellt werden. Nach dem 24. 4. 1942 kam nur noch Lindes Kaffee-Ersatzmischung zum Versand. Sie bestand im Jahresdurchschnitt gerechnet zu

13,09 % aus Malzkaffee
 36,83 % aus Gerstenkaffee
 9,43 % aus Roggenkaffee
 34,5 % aus Zuckerrübenschnitzel
 4,2 % aus Zichorienbrocken
 1,15 % aus Traubenkernschrot
 0,9 % aus Essenz

100,00 %

Aber selbst die Qualität dieser Mischung konnte, der Not gehorchend, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Es mußte auch Haferkaffee hinzukommen. Dafür waren noch neue Maschinen zu beschaffen, u. a. sechs Walzenstühle, fünf Exzelsiormühlen, die Schlüter & Co. Magdeburg lieferten. Außerdem waren noch allerlei Hilfsmaschinen zu bestellen, was nur nach Überwindung sehr vieler Schwierigkeiten gelang. Die häufig eintretenden Stromausfälle konnten mit der rechtzeitig installierten Dieselnoststromanlage überbrückt werden. Da inzwischen auch der Bombenkrieg eingesetzt hatte und die USA in den Krieg eingetreten waren, ergab es sich, daß nur noch im Notbetrieb gearbeitet werden konnte. Glücklicherweise blieb das Werk aber von Großangriffen verschont. Bei dem Zerstörungsangriff auf Krefeld am 22. 6. 1943 konnte die Werksfeuerwehr, die schon 1897 bestand, auch Hilfe leisten. Kleinere Brände hat die eigene Feuerwehr stets selbst bekämpfen können.

Wie im ersten Weltkrieg das erste, fiel auch das zweite Werksjubiläum, diesmal das 50jährige, wiederum in einen Krieg. Es konnte am 1. 4. 1942 deshalb nur in schlichtester Form begangen werden. Die Gefolgschaft erhielt ein Geldgeschenk in Höhe eines Wochenlohnes; mehr zu geben war durch den Treuhänder der Arbeit verboten.

Ein wichtiger Tag in der Firmengeschichte war der 1. 7. 1943 als sich die Firma Kathreiner GmbH zur Franck und Kathreiner GmbH mit der Fa. Heinr. Franck Söhne GmbH Ludwigsburg zusammenschloß, wodurch das Werk auf eine weit größere Basis gestellt wurde. Anfang der 70er Jahre erwarb die Nestlé-Gruppe die Mehrheit an dem Gesamtunternehmen, das inzwischen auf seinen heutigen Namen Unifranck umfirmiert worden war. Seit der Zeit der Gründung hatten sich so wesentliche bauliche Veränderungen ergeben, daß diese auch erwähnt werden müssen. Sie wurden meist von Großbauunternehmen errichtet.

1912: Bau eines modernen Getreidesilos (Zellenspeicher) mit einem Fassungsvermögen für 8 000 t Getreide und den entsprechenden Förderanlagen. Es ist der Bau, der an Höhe alle anderen überragt und als Blickfang den Besucher anzieht.

1928: Es wurden die Erweiterungsbauten des Pack- und Versandgebäudes erstellt. 1935 wurde ein modernes Gefolgschaftsgebäude errichtet, das im Erdgeschoß Wasch- und Baderäume für Männer und Frauen, im Obergeschoß große Eß- und Versammlungsräume erhielt.

1935: Völliger Umbau der Rösterei und deren Modernisierung.

1935/38: Nochmalige Vergrößerung der Anlage für Verpackung und Versand.

Nach 1945: Beschaffung von Wohnraum für das Personal. (Verschiedene Wohngebäude waren vorher schon in der Schwengers- und der Kastanienstraße errichtet worden).

Der Luftangriff auf Uerdingen in der Nacht vom 21. zum 22. 5. 1944 war sehr schwer. Es fielen große Mengen Luftminen und Brandbomben, die aber dem Werk nur wenig Schaden zufügten. Von jetzt ab wurden die Schwierigkeiten, die Fabrikation aufrecht zu erhalten, größer und größer. Man sah sich daher zu Fabrikationsverlagerungen veranlaßt. So wurde die Paketieranlage nach Halle/Saale, Magdeburg und Ludwigsburg verlagert. Die Waggons mit den Maschinen etc. für die letztere Anlage haben ihr Ziel nicht erreicht. Im September 1945 kamen sie erstaunlicherweise nach Uerdingen zurück. Mit dem Einmarsch der Amerikaner am 4. 3. 1945 mußte das Werk geräumt werden, die Bevölkerung hatte Uerdingen zu verlassen, bereits am 23. 4. 1945 konnte man aber wieder ins Werk zurückkehren. Nun war wochenlang aufzuräumen, zu säubern und neu zu ordnen. Am 14. 5. lief die Rösterei wieder an, es waren zunächst drei Baltes-Maschinen tätig. Ab 23. 5. wurden die ersten Ersatzkaffeeepakete auf Bezugsscheinen wieder ausgegeben. Das Permis zur Wiederaufnahme des Betriebes datiert vom 30. 11. 45. Durch Betriebsratswahlen wurde Herr Skowronnek (Stellvertreter Meves) zum Werksleiter bestellt, später übernahm der schon erwähnte Herr Baltes dieses Amt. Im Auftrage der Industrie- und Handelskammer Krefeld befaßte sich Dr. Carl Schwengers mit der Verwaltung des Werkes.

Nachdem der Betrieb, allen Schwierigkeiten zum Trotz, verhältnismäßig schnell in Gang gekommen war, konnten noch weitere Fabrikationszweige wieder aufgenommen werden. Unter anderem seien erwähnt: Sel-Salz-Mischungen (teils Meeres-, teils Salinensalz), Röstzwiebeln nach dem System der Firma Thomy, deren Werke zu Uni-Franck gehören. Für Thomy wurden eine Reihe anderer Fabrikate gelagert und versandt. U.a. Thomy-Senf und Mayonnaise in Tuben, Tomaten-Ketchup, Portionsdöschen für Konfitüren der ebenfalls zur Gruppe gehörenden Marke „Helvetia“ zum Verbrauch für Hotels, darunter solche mit Erdbeer-, Honig-, Kirsch etc., wovon bis zu eine Million allmonatlich das Werk verließen.



Aus dem Sortiment der Firma Kathreiner

Für Brauereien wurde Ceres-Malz aus Gerste geliefert. Für die verschiedenen hinzugekommenen Fabrikationszweige waren Neubauten, u. a. zwei Darren für Braumalz und eine Weicherei für Gerste, erforderlich. Allgemein wäre noch zu bemerken, daß nach dem Kriege das Exportgeschäft gefördert wurde. Es konnte jetzt auch Frankreich, Belgien, Kanada und Südafrika beliefert werden. Im Jahre 1975 sind noch 1700 t Malzkaffee erzeugt worden.

Natürlich blieb Kathreiners Malzkaffee aus Gerste und Roggen, gemahlen und ungemahlen, der Hauptfabrikationszweig. Nicht unerwähnt dürfen Pillieranlagen zur Veredelung von Saatkörnern z. B. für Runkelrüben bleiben, die dadurch weit rationeller aufgezogen werden können. Aus den Abfällen der verschiedenen Fabrikationszweige, besonders der Gerste, wurde ein viel gefragtes Viehfutter bereitet. Allgemein darf bemerkt werden, daß das Werk für die Arbeiterwohlfahrt viel getan hat. So ist zu erwähnen daß schon ab 1. 6. 1897 eine Werkskrankenkasse unterhalten wurde. Anfänglich waren es 207 Mitglieder. Die Kasse hat alle ihre Verpflichtungen, trotz der manchmal schwierigen Verhältnisse erfüllt. Das Werk hatte auch einen eigenen Betriebsarzt, was für die Beschäftigten eine große Erleichterung bedeutete. Für diese wurden auch öf-

ters Betriebsausflüge veranstaltet. Weihnachtsgratifikationen waren üblich, außerdem Deputate. Rentner und deren Hinterbliebenen erhielten Zuweisungen. Dasselbe war auch bei Arbeiter-Jubiläen, Heiraten und Geburten, der Fall. Zuschüsse gab es gelegentlich zum Krankengeld, ferner für Feiertage, wie den 1. Mai, Erntedankfest, Kommunion und Konfirmation. Sodann dürfen die Zuschüsse für das Werksmittagsessen, den Werkchor, die Werkfrauengruppen, Fortbildung und Schulung, Werkbücherei etc. nicht übersehen werden.

Es ist klar, daß die Aufgabe des Betriebes und die damit verbundene Entlastung von vielen Werksangehörigen als bitter empfunden werden mußte. Jedoch kann man sagen, daß die Betriebsleitung ihr Möglichstes getan hat, Härten weitgehend zu vermeiden. Es stand ihr dafür ein großzügiger Sozialplan, der zwischen Direktion und Betriebsrat vereinbart wurde, zur Verfügung.

Damit wäre der Bericht über ein Unternehmen, das in unserem heimatlichen Raum 80 Jahre lang eine große wirtschaftliche Rolle spielte, abgeschlossen. Hoffen wir, daß durch die Übernahme der großen Fabrikräume durch die Bayerwerke der unvermeidliche Verlust an Arbeitsplätzen wenigstens zum Teil wieder ausgeglichen werden kann.

Der oekumenische Gedanke und seine praktische Verwirklichung in Krefeld 1945-1976

von Günter Janß

1. Ein gemeinsamer Bußgang

Es war in der Adventszeit 1946 an einem bitterkalten Nachmittag. Durch die von Bomben zerstörten Straßen der Innenstadt Krefelds bewegte sich ein langer Zug betender Menschen. Sie folgten einem von Jugendlichen vorweggetragenen schlichten, etwa zwei Meter großen Holzkreuz. Am Parkhofplatz, dem heutigen Theaterplatz, waren sie aufgebrochen, nachdem der Dechant des Dekanates Krefeld, Prälat Prof. Dr. Schwamborn mutig und ergreifend das ausgesprochen hatte, was die mehrtausendköpfige Menge der Christen aus den verschiedensten Gemeinden – Katholiken, Evangelische, Mennoniten, Ailtutheraner und Altkatholiken – zu diesem Bußgang zusammengeführt hatte. „Wir Deutschen wissen um die Schuld, die wir an dem soeben zu Ende gegangenen Kriege tragen und sind bereit, Lasten auf uns zu nehmen, um Wiedergutmachung zu leisten. Aber auch wir Deutschen“ – und damit wandte er sich gegen die Besatzungsmacht – „haben ein Recht auf Leben, ein Minimum an Nahrungsmitteln und Heizmaterial. Oder soll wiederum Haß wachsen, weil neues Unrecht geschieht?!“ – Die Anwesenden beteten tiefbewegt mit, als Pfarrer Neuhaus von der Evangelischen Gemeinde das Vater Unser sprach, besonders die Stelle „unser täglich Brot gib uns heute – auch, wenn es karg ist“ und der Pfarrer der Mennoniten, Dr. Cattepoel, den Segen formulierte.

Ein einmaliger Vorgang?!

Ganz sicher, wenn man den öffentlichen Charakter dieses Bußganges bedenkt.

Ganz sicher nicht, wenn man herausstellt, daß hier nur das sichtbar wurde, was in den Jahren der Auseinandersetzung mit dem totalitären Regime des Dritten Rei-

ches und dabei erfahrener geistig-geistlicher Verbundenheit unter den Christen – wie anderswo – so auch in Krefeld – gewachsen war.

Man möchte diese Verbundenheit daraus erklären, daß ein wahrhaft ‚oekumenischer‘ Geist die Menschen erfaßt hatte. Denn anders als in manchem Jahrzehnt zuvor, wo oftmals nur das Trennende zwischen den Konfessionen gesehen worden war, hatte die Erkenntnis, daß alle Christen zusammengehören, weil sie doch alle demselben Herrn Jesus Christus dienen, größte Bedeutung erlangt.

Dankbar darf man heute rückschauend feststellen, daß diese Entwicklung unendlich vielen Menschen das Leben gerettet hat. Dieser Satz gilt sowohl wörtlich, es sei an die Rettung von Juden auch in unserer Stadt gedacht oder auch an die Verteilung von Lebensmitteln aus Carepaketen zu jener Zeit, als viele am Existenzminimum dahinvegetierten. Wie wenig haben damals die Spender in Übersee oder in der Schweiz nach der Konfession der Empfänger gefragt!?

Dieser Satz, daß der neue Geist vielen Menschen das Leben gerettet hat, gilt aber noch in einem anderen, übertragenen Sinne; dieser neue Geist hat unendlich vielen Menschen den Glauben an die Existenz Gottes und die Wahrheit der Kirche wiedergeschenkt. Wieviele Menschen waren doch von der konfessionellen Spaltung bis in ihre Familien hinein betroffen und hatten auch persönlich unter der Zerrissenheit der einen Kirche Christi schwer zu leiden. Sie alle schöpften neue Hoffnung, und Hoffnung bedeutet Leben. Ist es verwunderlich, daß gerade aus den Reihen dieser Menschen die tatkräftigsten Mitarbeiter auf dem oekumenischen Felde kamen?!

Und gilt nicht auch dies? Wir Deutschen waren durch die Kriegereignisse und die Schuld, die man uns anlastete, in eine tödliche Isolierung unter den übrigen Völkern der Welt geraten. Oekumenisch gesinnte Christen aus den Staaten der Siegermächte und auch aus den Ländern, die Deutschland im Kriege besetzt gehalten und den Menschen dort großes Unrecht zugefügt hatte, nahmen zu den Krefelder Gemeinden Kontakt auf und arrangierten – nur zu oft unter größten persönlichen Opfern – einen Besuchsdienst hin und her. Das war praktische Vergeltung, Herauslösen unseres Volkes aus der Vereinsamung, Geschenk neuen Lebens und einer neuen Zukunft für uns, für die es auf Jahrzehnte keine Zukunft zu geben schien.

2. Theologische Gespräche in der Christlichen Arbeitsgemeinschaft

Das eben geschilderte Grunderlebnis tiefer Gemeinsamkeit drängte auf eine theologische Bewältigung. So verwundert es nicht, daß sich noch im Jahre 1945 ein Gesprächskreis bildete, in dem die Grundlagen der christlichen Tradition, wie sie in den einzelnen Kirchen und den persönlichen Glaubensüberzeugungen Gestalt angenommen hatten, diskutiert und auf die letzten Werte hinterfragt werden sollten. Es galt, sich kennenzulernen, Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, Vorurteile abzubauen und vor allem die konfessionellen Eigenarten der einzelnen Kirchen und Glaubensformen nach ihrer geschichtlichen Ausprägung und ihrem bleibenden Aussagewert scheiden zu lernen, auch wenn das Ungewohnte in kirchenrechtlichen Strukturen, mit dem es sich auseinanderzusetzen galt, oft genug

den Zugang zum verstehenden Gespräch erschwerte. Es handelte sich damals noch um Gespräche einzelner am oekumenischen Dialog Interessierter und Engagierter; die treibenden Kräfte dürften die Pfarrer Neuhaus, Dr. Cattepoel und Dr. Koepgen gewesen sein.

Etwa zehn Jahre lang traf sich diese Christliche Arbeitsgemeinschaft und mancher wertvolle Kontakt zwischen den Konfessionen ist damals durch die persönliche und ungezwungene Art der Zusammenkünfte geschaffen worden. Denn da die Kirchen und Gemeindesäle in der Stadt fast alle zerstört waren, hatte Frau Engländer, die heutige Ehrenbürgerin der Stadt Krefeld, den großen Kreis jahrelang in ihre Wohnung in der Wilhelmshof-Allee eingeladen, bis endlich in der Mitte der Fünfziger Jahre die Aula der Ricarda-Huch-Schule wieder hergerichtet worden war, und wegen des großen Interesses der Öffentlichkeit an dieser oekumenischen Begegnung eine Verlegung der Gesprächs- und Informationsabende dorthin nützlich und ratsam schien. Wichtig ist aber wohl auch hervorzuheben, daß die Themen der Gespräche, Vorträge und Diskussionen damals oft die Grenzen der oekumenischen Begegnung weit überschritten und bis zu den letzten Existenzfragen des Menschen vorstießen; dafür bürgen schon die Namen der Referenten, von denen hier nur einige genannt werden sollen: Ildefons Herwegen, Abt des Klosters Maria Laach; Prof. Beckmann, der spätere Präses der Ev. Kirche im Rheinland; Pasqual Jordan, Atomphysiker und andere.

Es wiederholte sich in Krefeld, was auch aus anderen Städten zu berichten wäre, von den katholischen und evangelischen Akademien, die damals entstanden, und z. B. auch von den großen Evangelischen Kirchentagen und den Katholikentagen. Die Menschen hungerten nach Gesprächen, nach Kontakten, sie hatten in den Fünfziger Jahren endlich Gelegenheit das nachzuholen, was ihnen unter dem Druck des Dritten Reiches und während der Notzeit in den ersten Nachkriegsjahren versagt geblieben war. Erstaunlich ist nur, woher die Männer, von denen eben einige als Referenten genannt wurden, aber natürlich auch viele Frauen der geistigen Elite Deutschlands, die Kraft nahmen, landauf, landab jederzeit zum Gespräch bereit zu stehen —, auch wenn die Gespräche oft genug bis weit in den Morgen hinein dauerten. Aber das ist sicher wahr, in jenen Jahren wurden die Weichen für die weitere Entwicklung der Oekumenischen Bewegung gestellt.

3. Die Fahrt nach Taizé im Jahre 1967

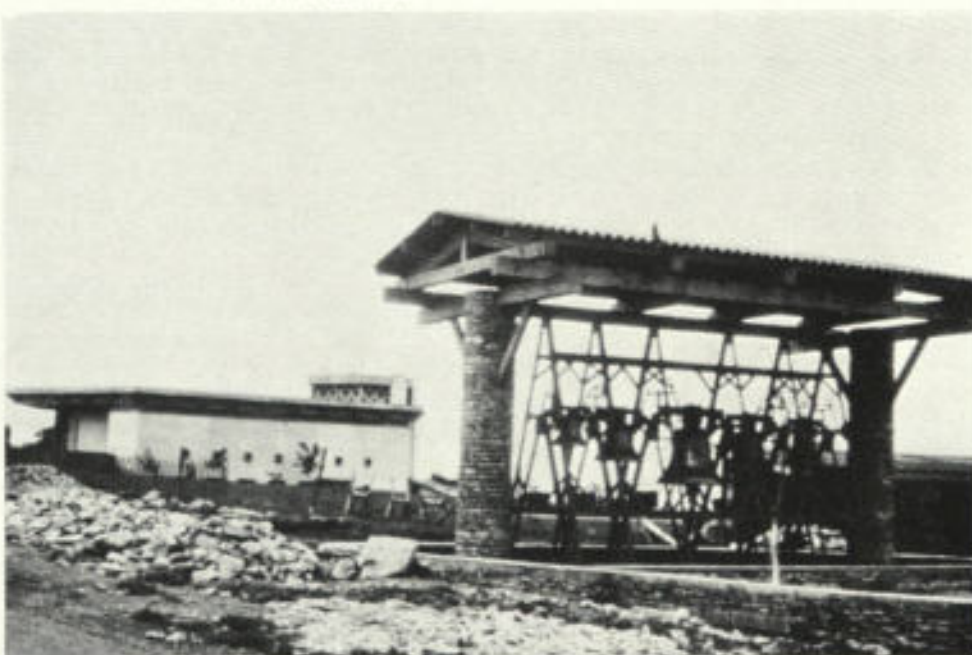
Seit der Mitte der Fünfziger Jahre nahm das Interesse an den öffentlichen Vorträgen und Diskussionen des Christlichen Arbeitskreises in der Aula der Ricarda-Huch-Schule ab. Für diese Entwicklung mag eine ganze Reihe von Faktoren aufgezählt werden können. Da es sich aber um ein Phänomen handelt, wie es auch in anderen Städten in Erscheinung trat, sollte man im letzten sich auch mit einer örtlichen Begründung nicht bescheiden. Die Erkenntnis ist sicher nicht falsch, daß sich in jener Zeit das Gefühl einer gewissen Ohnmacht ausbreitete, das Gefühl, an eine Grenze gekommen zu sein, das Empfinden, daß die Verhältnisse stärker waren, als man es ursprünglich gemeint hatte. Der gute Wille und das persönliche gegenseitige Verstehen halfen über die Gegebenheiten vieler kirchenrechtlicher Bestimmungen (z. B. die Bestimmungen hinsichtlich der konfessionell gemischten Ehen), die unterschiedlichen Aussagen darüber, was „Kirche“ ist, und die divergierenden Meinungen und Traditionen bezüglich der Sakramente u. a. nicht hinweg. Man sah ein, daß an diesen Punkten noch erhebliche theologische Arbeit zwischen den großen Kirchen geleistet werden müßte, bevor sich die Gemeinden am Ort wieder in das Gespräch einschalten könnten¹.

Außerdem zeigte es sich, daß eine Besinnung über die Position der eigenen Kirche im oekumenischen Dialog dringend notwendig war; die nur treue Wiederholung und Interpretation früherer, in ihrem

Ansatz oft noch aus der Reformations- und Gegenreformationszeit stammenden und darum apologetisch ausgeprägten Lehrformeln der Kirchen, die dazu dann noch eine mehr als 400jährige getrennte Entwicklung durchgemacht hatten, versagten ihren Dienst und mußten — sollte der oekumenische Dialog sinnvoll weitergeführt werden — erneut überdacht und in positive Formulierungen über den je eigenen Glauben umgeprägt werden. Vielleicht ist die Gründung des Evangelischen Vortragsdienstes und des Katholischen Bildungswerkes ab 1950 aus diesem Bedürfnis der Selbstbesinnung der Konfessionen zu sehen, auch wenn sie manches Mal als „Rekonfessionalisierung“ der öffentlichen Bildungsarbeit kritisiert wird. Nur einmal im Jahr (noch) — in der „Oekumenischen Gebetswoche“ — wird die alte, gemeinsame Vortrags- und Gesprächstradition wieder lebendig, wenn Katholisches Bildungswerk und Evangelischer Vortragsdienst zusammen zu einer größeren Veranstaltung einladen. Interessanterweise haben diese Veranstaltungen fast alle das gleiche Thema: „Die Einheit der Kirche“. Was in den Fünfziger Jahren innere Voraussetzung bei den Beteiligten für die viel weitergreifenderen Gespräche war, ist heute thematisiert, und das heißt doch wohl fragwürdig geworden, zum mindestens in der realen Verwirklichung. Es bleibt die Hoffnung, daß die Durststrecke einmal überwunden sein wird.

Der Logik der Situation entsprechend und mit einem tiefen Gespür für die oben aufgezeigten Grenzen oekumenischer Arbeit

Der Glockenstuhl der Kirche in Taizé



am Ort war darum auch schon länger in einer anderen Richtung die Lösung der Frage nach der Einheit in der Vielfalt der Kirchen gesucht worden. Gemeint ist nicht eine Einheit, die durch Diskussionen, theologische Reflexionen oder kirchenorganisatorische Maßnahmen zu erreichen ist, sondern eine solche, die im gemeinsamen Erleben und Feiern eines Gottesdienstes begründet ist. Immer wieder drängte es die oekumenisch Gesinnten zu einer *communicatio in sacris* wenigstens innerhalb des Spielraumes, der durch die Bestimmungen des CIC 1258 und der Instruktion des HI. Offiziums über die Oekumenische Bewegung „*Ecclesia catholica*“ von 1949 freigelassen war, zum gemeinsamen Gebetsgottesdienst. Gewiß war und ist es wichtig – auch nach den modifizierten Ordnungen des Dekretes „*De Oecumenismo*“ und den dazu ergangenen Ausführungsbestimmungen im „Oekumenischen Direktorium“, sowie den dazu wieder veröffentlichten Ausführungen der Deutschen Bischofskonferenz von 1968 – „um die Einheit zu beten“, wichtiger scheint dem Verfasser aber die Gemeinschaft aller Gläubigen über die Grenzen der Konfessionen hinweg darin, daß sie beten, im Beten selbst. Jesus sagt (Matth. 18,20): „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wenn Christus, wie es in vielen Dokumenten der Oekumene heißt, der Ursprung, das Ziel und der Garant der Einheit ist, dann ist in dieser Verheißung des Neuen Testaments ein Weg aufgezeigt, die Einheit nicht nur untereinander, sondern auch mit ihm, dem Herrn seiner Kirche, zu vertiefen, und aus dem Glauben an die Einheit mit ihm, die Einheit mit den Brüdern und Schwestern in den anderen Kirchen zu befestigen, solange – aus was für Gründen auch immer – eine weiterreichende gottesdienstliche Gemeinschaft nicht möglich ist.

Wie ein notwendiger Meilenstein auf dem oekumenischen Weg Krefelds nimmt sich darum eine gemeinsame Fahrt nach Taizé in Südfrankreich aus. Nach Beendigung des zweiten Weltkrieges gründete hier Père Roger Schutz, ein französischer protestantischer Pfarrer, ein Zentrum der Besinnung und des Gebetes; es entstand daraus inzwischen eine Mönchsgemeinschaft, von der soviel geistliche Kraft ausgeht, daß jährlich Zehntausende aus aller Welt – Menschen aller Altersstufen – nach Taizé strömen, um an diesem wahrhaft „pfingstlichen Geist“ teilzuhaben, dort etwas zu spüren von der Kraft, die vielleicht einmal die Urkirche beseelt hat, einer Kraft, die ihnen aber in der heuti-

gen Landschaft der Großkirchen und ihrem konfessionellen Gepräge unauffindbar geworden ist.

Auch die Krefelder Besuchsgruppe war von dem Geist Taizés tief beeindruckt, und diese Erfahrung gab den Teilnehmern an der Fahrt für lange Zeit die Kraft zur Weiterarbeit am oekumenischen Dialog, wie dieser Zeuge es bestätigte:

„Das Beglückendste für mich, nein, für uns alle, waren damals die Weite und die Offenheit des oekumenischen Geistes, dem wir in Taizé begegnet sind. Da war nichts Künstliches, nichts Gewolltes. Spontaneität und Spiritualität in Verbindung mit einer unwahrscheinlichen Bescheidenheit der Brüder um Prior R. Schutz wirkten so überzeugend auf uns, daß wir aus jenen Tagen der Begegnung immer wieder Mut, Glauben und Kraft für unsere eigene oekumenische Arbeit vor Ort in Krefeld – bis heute – gefunden haben.“

4. Die Bildung des Oekumenischen Arbeitskreises in Krefeld

– Die Auswirkungen der Entwicklungstendenzen im Weltprotestantismus (Weltkirchenkonferenzen?) und die Entscheidungen des II. Vatikanischen Konzils. –

Der Oekumenische Rat der Kirchen mit seinen Einrichtungen (der Vollversammlung der Mitgliedskirchen, dem Zentralausschuß mit seinem Präsidium, den Kommissionen und der Zentrale in Genf) ist die zur Zeit größte und umfangreichste organisatorische Verwirklichung des oekumenischen Gedankens und Glaubens an die Einheit der Kirche, die es auf protestantischer Seite gibt. 254 Kirchen aus 77 Ländern haben sich inzwischen dieser „Sammlungsbewegung“ angeschlossen, die 1961 in Neu Delhi ihre Einheit mit folgenden Worten beschrieben hat:

„Wir glauben, daß die Einheit, die zugleich Gottes Wille und seine Gabe an seine Kirche ist, sichtbar gemacht wird, indem alle an jedem Ort, die in Jesus Christus getauft sind und ihn als Herrn und Heiland bekennen, durch den Heiligen Geist in eine völlig verpflichtete Gemeinschaft geführt werden, die sich zu dem einen apostolischen Glauben bekennt, das eine Evangelium verkündigt, das eine Brot bricht, sich im gemeinsamen Gebet vereint und ein gemeinsames Leben führt, das sich in Zeugnis und Dienst an alle wendet. Sie sind zugleich vereint mit der gesamten Christenheit an allen Orten und zu allen Zeiten in der Weise, daß Amt und Glieder von allen anerkannt werden und daß alle gemeinsam so handeln und spre-

chen können, wie es die gegebene Lage im Hinblick auf die Aufgaben erfordert, zu denen Gott sein Volk ruft.

Wir glauben, daß wir für solche Einheit beten und arbeiten müssen.“³

Immerhin war es möglich, den Grundgedanken dieses Satzes aus dem Bericht der Sektion ‚Einheit‘ wie folgt in die Verfassung des Oekumenischen Rates der Kirchen zu übernehmen:

„Der Oekumenische Rat der Kirche ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“⁴

Vergleicht man diese Sätze mit entsprechenden Formulierungen des II. Vatikanischen Konzils (1961/65), so zeigt sich die erfreuliche Erkenntnis, daß die vielen und oft so mühsamen oekumenischen Gespräche in den Arbeitskreisen am Ort, in den Fachsitzungen der Theologen und in Führungsnahmen auf höchster Ebene nicht vergeblich waren.

Ausgehend von den von der Schrift für die Kirche gebrauchten Bildern (Bauwerk Gottes, Pflanzung Gottes, Braut Christi, Leib Christi u. a.) heißt es in der Konstitution über die Kirche zwar „Diese einzige Kirche Christi, die wir im Glaubensbekenntnis als die eine, heilige, katholische und apostolische bekennen . . . diese Kirche, die in dieser Welt als Gesellschaft verfaßt und geordnet ist, hat ihre konkrete Existenzform in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird“, aber der Text fährt fort: „Das schließt nicht aus, daß außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind“⁵ und „All dieses, das von Christus ausgeht und zu ihm hinführt, gehört rechtens zu der einzigen Kirche Christi“⁶. In der Folge dieses Ansatzes wird dann⁷ für die Evangelischen auch das Wort „Kirche“ und „kirchliche Gemeinschaft“ gebraucht und von ihnen gesagt, daß „sie den Weg zum Eintritt in die *communio salutis* bereiten können“⁸. In großer Nähe zur Basisformel des Oekumenischen Rates der Kirchen sagt dann die Synode der Katholischen Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland: „Wo Kirchen und kirchliche Gemeinschaften gemäß der Schrift Jesus Christus, wahren Gott und wahren Menschen, als einzigen Mittler des Heils zur Ehre Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes bekennen, ist eine grundlegende Einheit im Glauben gegeben.“⁹

Oekumenische Arbeit und Bewegung durfte sich nach diesen Sätzen nicht mehr nur als Partnerschaft von Christen aus verschiedenen Kirchen oder Glaubensgemeinschaften verstehen, sondern war zu einer Partnerschaft von „Kirchen“ geworden, und da die „Wirklichkeit ‚Kirche‘ vor allem in der Ortsgemeinde“ erfahren wird¹⁰, bedeuteten die Entscheidungen des II. Vatikanischen Konzils Zusammenarbeit der katholischen Kirche mit den anderen am Ort lebenden Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften.

So wurde in Krefeld 1969 der „Oekumenische Arbeitskreis“ gegründet, in dem hinfort folgende Kirchen und Gemeinden aus Krefeld zusammenarbeiten wollten:

1. die Evangelischen Gemeinden, vertreten durch den Evangelischen Gemeindeverband Krefeld und die Ev. Kirchengemeinde Uerdingen (zus. 12 Vertreter)
2. Die Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde (Seidenstraße) (2 Vertreter)
3. Die Freie Evangelische Gemeinde (Oelschlägerstraße) (2 Vertreter)
4. Die Katholischen Gemeinden der Region Krefeld im Bistum Aachen (12 Vertreter)
5. Die Mennoniten-Gemeinde Krefeld (2 Vertreter)

Die folgenden Gemeinden sind weiterhin zur Teilnahme an der Arbeit eingeladen:

1. Die Alt-Katholische Gemeinde
 2. Die Anglikanische Kirche
 3. Die Heilsarmee
 4. Die Griechisch-Orthodoxe Gemeinde
- Entsprechend den eingangs geschilderten Entwicklungsstufen¹¹ der Oekumenischen Bewegung erscheinen in der vorläufigen Satzung des Oekumenischen Arbeitskreises als vordringliche Aufgabengebiete:

a) Theologische Arbeit

Die Kirchen am Ort sollen sich kennen und die Partnerkirchen in ihrer Position und Geschichte verstehen lernen. In den sechs Jahren der gemeinsamen Arbeit wurden Selbstdarstellungen der einzelnen Kirchen Krefelds durchgesprochen und miteinander an kontroversen Themen (gemischt-konfessionelle Ehe, kirchliches Amt, 1976/7 folgt Eucharistie/Abendmahl) gearbeitet. Zur Verbesserung des interkonfessionellen Klimas wurde eine Handreichung für die Krefelder Gemeinden herausgegeben, in der u. a. die Praxis bei den gemischt-konfessionellen Trauungen festgelegt ist.

b) Oekumenische Gottesdienste

Der Arbeitskreis selbst gestaltet einmal im Jahr einen Gebetsgottesdienst, und



Mitglieder der Taizé-Fahrt

steht den Gemeinden für die Gestaltung solcher Gottesdienste beratend zur Seite. Aus Anlaß der 600-Jahrfeier zeichnete der Arbeitskreis für den Eröffnungsgottesdienst mit Bischof Dr. Pohlschneider vom Bistum Aachen und Präses Immer von der Evangelischen Kirche im Rheinland verantwortlich. Das Thema dieses Gottesdienstes war „600 Jahre Heimat für viele, 600 Jahre Hoffnung für viele – 600 Jahre Enttäuschung, Not, Heimatlosigkeit für Tausende, die auch in unserer Stadt leben!“

Die Fülle der Aufgaben ist erdrückend. Je länger der Arbeitskreis tätig ist, desto mehr spüren alle Beteiligten, daß eigentlich alle Fragen gleichzeitig angepackt werden müßten; denn neue Einsichten bei der Diskussion über das „Kirchliche Amt und seine Vollmacht“ ziehen Entscheidungen bei der Zulassung – zum Beispiel des anderskonfessionellen Partners einer gemischt-konfessionellen Ehe – zur Eucharistie oder zum Abendmahl nach sich. Lösungen bei der Frage der Seelsorge an gemischt-konfessionellen Ehen fordern Kooperation bei oekumenischen Tagungen und der Ehevorbereitung.

Hatte der Oekumenische Rat der Kirchen einmal formuliert: „Alles, was man gemeinsam tun kann, das sollte man nicht getrennt tun!“, so hat sich inzwischen das Bewußtsein durchgesetzt: „Alles, was man nicht getrennt tun muß, das sollte gemeinsam getan werden!“ Immer brennender wird die Frage: „Was ist es denn,

was noch getrennt getan werden muß? – und Warum muß die Trennung sein?“

Wird aber immer mehr zusammen verantwortet und in die Tat umgesetzt, handelt es sich dann noch um kooperierende Kirchen, oder ist eine neue, eine Art „Superkirche“ entstanden, und ist diese „Superkirche“ wirklich ‚Kirche‘ oder nur eine ‚Superorganisation‘?

Daß die Mitglieder des Oekumenischen Arbeitskreises, die ja offizielle, von ihren Kirchen und Gemeinden entsandte Vertreter sind, manchmal ein wenig vor der Unmenge der ungelösten Fragen verzagen, kann ihnen nicht verdacht werden. Aber dem gegenüber besteht Grund zur Freude und Anlaß zur Hoffnung, daß der oekumenische Gedanke inzwischen nicht mehr nur die Angelegenheit von ein paar besonders Interessierten oder von den wenigen offiziellen Vertretern der Kirchen ist, sondern mit Überzeugung von fast allen Gemeinden in der Stadt Krefeld übernommen und ein lebendiges Stück des Gemeindealltages geworden ist. Die Vielzahl der oekumenischen Gottesdienste in den Gemeinden beweist diese Behauptung.

5. Die Aktion der Christen '73

Ein Element, welches die Oekumenische Bewegung sowohl im Bereich des Katholizismus als auch des Protestantismus vorwärtsgebracht hat, kann in dem caritativen Engagement der Kirchen im Kampf

gegen die Not in der Welt gesehen werden. Das Elend nach dem ersten Weltkrieg, der Hunger, die Inflation, die Arbeitslosigkeit, die Fragen der Heimkehrer aus langjähriger Gefangenschaft, der Staatenlosen u. v. a., dann auch die gewaltigen Aufgaben nach Beendigung des zweiten Weltkrieges — man braucht nur an die Millionen Flüchtlinge auf den Straßen Deutschlands zu denken — und jetzt erst recht, die unübersehbaren Probleme in der Dritten Welt forderten schon lange eine enge Zusammenarbeit der Kirchen, die sie bisher ihren Organisationen „Innere Mission, Diakonisches Werk, Caritas, Misereor, Brot für die Welt u. a.“ übertragen hatten.

Auch gab es immer schon eine Zusammenarbeit dieser Dienststellen am Ort, z. B. in Fragen der Familienfürsorge oder bei Begegnungen im Sozial-Ausschuß der Stadt Krefeld.

Durch die Entscheidungen des II. Vatikanischen Konzils¹² aber war der Weg für eine direkte Zusammenarbeit der Kirchen im sozialen Bereich freigegeben, denn „durch sie kommt die Verbundenheit, in der die Christen schon untereinander vereinigt sind, lebendig zum Ausdruck.“¹³ Hatte der Oekumenische Arbeitskreis schon einmal 1971/72 ein Projekt — die Telefonseelsorge Krefeld - Mönchengladbach - Rheydt - Viersen — in gemeinsamer Trägerschaft übernommen, stellte sich 1973 die Frage nach dem gemeinsamen Beitrag der Kirchen zur 600-Jahrfeier der Stadt, und man war sich schnell einig, daß dieser nicht nur in der Form eines festlichen Gottesdienstes angeboten werden durfte, sondern daß dieser Beitrag einen Bezug haben müßte zu dem eben genannten sozialen Auftrag der Kirchen. In der Zeit der Vorbereitung zur Jahrhundertfeier gab es in Krefeld vor allem zwei große Problemkreise:

1. Die Zahl der Menschen in den sogenannten „Obdachlosen-Unterkünften“ der Stadt war in nur wenigen Jahren unwahrscheinlich schnell angewachsen. Die Zusammenballung so vieler Problemfamilien machte eine Rückgliederung derselben in die übrige Stadtgesellschaft schier unmöglich.

2. Die Zahl der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien hatte den Höhepunkt — 9 % der Gesamtbevölkerung Krefelds — erreicht. Die ungelösten Wohnungsprobleme, die fehlenden Spielmöglichkeiten für die Kinder in der Innenstadt und die Schulnöte mit den schon etwas Herangewachsenen lagen und liegen den Verantwortlichen bis heute schwer auf. Der Oekumenische Arbeitskreis beschloß, daß der Beitrag der Kirchen zur 600-Jahr-

feier sich auf diese beiden Problemkreise schwerpunktmäßig beziehen müßte. In Zusammenarbeit mit einigen an den sozialen Brennpunkten arbeitenden Initiativgruppen, die eine solche Zusammenarbeit auch wünschten, wurde die „Aktion der Christen '73“ durchgeführt.

In drei Jahren brachten die Christen der Stadt, zusätzlich zu den sonst von ihnen erbetenen Hilfeleistungen, 125.378,86 DM auf, die von einem eigens von den Kirchen dazu ins Leben gerufenen Ausschuß wie folgt eingesetzt wurden:

1. Für Silentien-Arbeit mit griechischen, italienischen, spanischen und türkischen Kindern (Die Arbeit geschieht in der Josefsschule am Corneliusplatz, in Stahldorf, Fischeln und in der Freiligrathstraße ehrenamtlich an 2–3 Nachmittagen in der Woche durch etwa 70 Helfer. Die Kosten entstehen durch Unterrichtsmaterial, Fahrgehalte u. a.) Der Gesamtbetrag verteilt sich auf die Jahre 1973–1976:

DM 22.000,—

2. Für eine Spielstube in der Herbertzstraße mit dazugehöriger Elternarbeit, um die Isolation der dort lebenden Familien zu überwinden:

DM 22.000,—

3. Für die Anstellung eines Gemeinwesenarbeiters durch den „Verein gegen Obdachlosigkeit“:

DM 50.000,—

4. Für die sogenannte „Teestube“ in der Elisabethstraße, wo gefährdete Jugendliche zu jeder Zeit zum Gespräch bereite Menschen, Gemeinschaft und Halt und dadurch Schutz vor weiterem Absinken finden können: (1973 und 1976 zusammen:)

DM 7.000,—

5. Für die Bürgerinitiative „Rund um St. Josef“ mit ihrer Arbeit am Spielplatz Corneliusstraße:

DM 4.000,—

6. Für die Arbeit zweier Aktionsgruppen am Birkschendyk (Jugendarbeit) zusammen:

DM 6.000,—

7. Für die Schaffung eines Griechenzentrums:

DM 6.756,50

8. Für Spanier- und Portugiesenarbeit:

DM 6.756,50

9. Verschiedenes:

DM 865,86

Der Oekumenische Arbeitskreis ist sich bewußt, daß die „Aktion der Christen“ angesichts so vieler weiter bestehender Not nur Zeichencharakter haben konnte, er ist aber auch der Meinung, daß durch die Zusammenarbeit mit den Initiativgruppen etwas in Gang gesetzt wurde, was für Krefeld und die Menschen, die in dieser Stadt wohnen, hinsichtlich der Zukunft von wesentlicher Bedeutung sein kann: Solidarität.

Seit dem Herbst 1975 steht die Jugendarbeitslosigkeit im Blickpunkt des öffentlichen Interesses. Der Oekumenische Arbeitskreis stellte sich die Frage, was die Kirchen zur Behebung dieser großen Not leisten könnten. Zwei Antworten kristallisierten sich heraus:

1. Die Aufgaben der Kirchen liegen zunächst im Bereich der Verkündigung und Seelsorge. Die Geistlichen und die übrigen Mitarbeiter in den Gemeinden werden sich vornehmlich darum kümmern müssen, daß die durch die Arbeitslosigkeit ins soziale „out“ geratenen Bezugsgruppen in den Gemeinden finden und so seelisch gestützt werden. Weitere soziale und caritative Initiativen jeglicher Art sollten gefördert oder angeregt werden.

2. Sicher können die Kirchen die Arbeitslosigkeit selbst nicht beseitigen, aber der Oekumenische Arbeitskreis könnte die geeignete Gesprächsplattform für alle die Kräfte und Gruppen in der Gesellschaft bieten, die mit der Überwindung der Arbeitslosigkeit befaßt sind, und oftmals — so hat es den Anschein — ohne Kontakt miteinander dort arbeiten, wo nur ein gemeinsamer Einsatz Erfolg versprechen kann.

So lud der Oekumenische Arbeitskreis die Vertreter der in der Stadt bestehenden Parteien, des Jugendamtes der Stadt, der katholischen und evangelischen Jugendverbände, des Arbeitsamtes und der Industrie- und Handelskammer, der Unternehmerschaft Niederrhein und des Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Caritas und des Diakonischen Werkes zu einem Rundgespräch über die Arbeitslosigkeit, besonders die Jugendarbeitslosigkeit, ihre Ursachen und die Möglichkeit der Überwindung ein. Es war das erste Mal, daß all diese Institutionen an einem Tisch saßen, und alle waren sich darin einig, daß solcher Kontakt seit langem notwendig gewesen wäre.

Der Oekumenische Arbeitskreis ist froh und stolz, durch diese Zusammenkunft am 17. März den Anstoß zu einer Einrichtung gegeben zu haben, die inzwischen selbstverständlich geworden ist: den städtischen Ausschuß für Fragen der Jugendarbeitslosigkeit.

6. Die Aufgabenstellung in der Zukunft — Ausblick

Für den Oekumenischen Arbeitskreis Krefeld stellen sich nach der Meinung des Verfassers in der näheren Zukunft folgende Aufgaben:

1. Die Arbeit im Arbeitskreis muß für die an den Gesprächen beteiligten Kirchen verbindlicher werden.

Das bedeutet einmal, daß die Kirchen gewisse Rechte – verbunden mit entsprechenden wirtschaftlichen Möglichkeiten – aus ihrer eigenen Autonomie abgeben und dem Oekumenischen Arbeitskreis übertragen müßten. Wie dies geschehen kann, ohne daß die Selbständigkeit der einzelnen Kirchen angetastet und ihre geschichtlich gewachsenen und theologisch begründeten Besonderheiten bezüglich Verkündigung, Lehre und Organisation verändert werden, dürfte an die Substanz oekumenischer Solidarität rühren. Es bietet sich heute die Organisationsform eines sogenannten ‚Kirchenrates‘ an¹⁴.

Diese Entwicklung würde aber zum anderen bedeuten, daß die Christen in der Stadt Krefeld die Möglichkeit besäßen, mit nur einer Stimme, die aber dann der Zahl der Christen in der Stadt entsprechend in der Öffentlichkeit und im gesellschaftlichen Dialog entscheidendes Gewicht hätte, zu sprechen.

2. Die Zusammenarbeit auf sozial-diakonischen Gebiet muß von einer nur partnerschaftlich-toleranten zu einer konstruktiven, die Zukunft planenden, modellhaften Zusammenarbeit auf allen Gebieten entwickelt werden, denn die caritative Aufgabenstellung der Kirche ist in der modernen Großstadtsituation weder an konfessionelle Grenzen gebunden, noch kann sie von den Konfessionen mit Erfolg einzeln angegangen werden – man braucht nur an die Probleme der Obdachlosensiedlungen, der ausländischen Arbeitnehmer oder der Jugendarbeitslosigkeit – und wer weiß, was die Zukunft bringt – denken –, um diese Forderung nach einer Gesamtstrategie zu verstehen.

3. In der theologischen Arbeit sollten alle Kräfte eingesetzt werden, um die z. T. schon weit vorausgeeilten Hoffnungen vieler oekumenisch gesinnter Gemeindeglieder einzuholen. Es gilt aber auch, so manche fortschrittliche Position, wie sie inzwischen von den Weltorganisationen oder von einzelnen, mit oekumenischen Spezialaufträgen befaßten Kommissionen vertreten werden, auf ihre Verwendbarkeit für die Situation am Ort in Krefeld zu prüfen und evtl. fruchtbar zu machen¹⁵.

4. Um die Menschen, die in einer gemischt-konfessionellen Ehe leben, nicht länger in Unsicherheit und kirchlicher Heimatlosigkeit zu belassen und ihrer endgültigen Entfremdung von der Kirche nicht tatenlos zuzusehen, müßten über die bisherigen Ansätze einzelner Gemeinden hinaus von allen Gemeinden mutige Schritte in der Richtung auf eine *communicatio in sacris*¹⁶ gewagt werden.

Der Verfasser ist der Meinung, daß durch eine weite Auslegung der Bestimmungen, die in bestimmten Fällen eine Interkommunion zulassen, die nur tolerierte Ausnahmesituation beseitigt und der gemeinsame Zugang gemischt-konfessioneller Paare zum Sakrament allgemein legalisiert werden könnte. Ganz sicher müßte sich der Grundsatz des ‚par cum pari‘ für diese Regelung durchsetzen.¹⁷

Das Thema der ‚Oekumenischen Einheit‘ darf und wird in der Zukunft nicht mehr von der Tagesordnung christlicher und kirchlicher Diskussionen gestrichen werden können.

Nicht, als ob die Kirchen aus einem irgendwie gearteten Konkurrenzdenken der UNO gegenüber oder vielleicht auch aus Angst vor stärker werdenden, antichristlichen Kräften in dieser Welt glaubten, ihre Vereinigung betreiben zu müssen.

Es hat sich vielmehr allerorten die Erkenntnis durchgesetzt, daß dort, wo die Christen sich gemäß den Worten des Apostoliums zu einem Herrn bekennen, auch nur eine Kirche sein kann. Hat nicht auch Christus so im hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17,21) formuliert: „Ich bitte, daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir!“?

Und schließlich findet sich heute – im Gegensatz zu den früheren Jahrhunderten und noch den letzten Jahrzehnten – in den oekumenischen Dokumenten immer stärker der Hinweis auf den eschatologischen Aspekt der Kirche, das bedeutet die Einsicht, daß die Einheit der Kirche nicht ein von Menschen zu arrangierendes Werk, sondern eine vom erhöhten Christus zu gewährende und darum mit Zuversicht und Hoffnung zu erwartende Gabe an seine Kirche und Gemeinde ist, wie es zuletzt auf der Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen 1975 in Nairobi klar ausgesprochen wurde:

„Durch das Vorwärtsschreiten der oekumenischen Bewegung ist die Einheit (diese Gemeinschaft neu erfahren worden, was aber nicht heißt, daß sie neu geschaffen wurde. Da sie jenseits der menschlichen Macht und Initiative steht, geht sie allen ökumenischen Bemühungen zur Wiederherstellung der Einheit aller Christen voran. Die Gabe der Gemeinschaft, die Gott in Jesus Christus gegeben hat, bleibt eine Wirklichkeit selbst dort, wo Christen sie verdunkeln oder ihr durch ihren Mangel an Verständigung, ihren Ungehorsam oder ihre gegenseitige Entfremdung schaden. Die ökumenische Bewegung ist daher die gemeinsame Entdeckung jener bestehen-

den Wirklichkeit und gleichsam auch der gemeinsame Versuch, die Hindernisse zu überwinden, die der vollen ekklesialen Gemeinschaft noch im Wege stehen.“¹⁸

Anmerkungen:

- 1) Inzwischen rechtsgültig gewordene Dokumente der römisch-katholischen Kirche s. u. bei den Entscheidungen des II. Vatikanischen Konzils. Ferner wurden u. a. folgende Texte veröffentlicht a) „Das Gespräch zwischen römisch-katholischer Kirche und Lutherschem Weltbund (1967-1971) USA betr. den Kirchenbegriff, Amt und Eucharistie. b) Die „Leuenberger Konkordie“ – eine Vereinbarung der Reformierten und der Lutherischen Kirchen über die Abendmahlsgemeinschaft. 2) Erste Weltkirchenkonferenz 1948 in Amsterdam. Zweite 1964 in Evanston (USA), dann 1961 in Neu Delhi, 1968 in Uppsala, 1975 in Nairobi. 3) Aus dem Bericht der Sektion „Einheit“ der Weltkirchenkonferenz in Neu Delhi 1961. 4) Die Bedingungen der Mitgliedschaft im Weltrat der Kirchen: Alle diejenigen Kirchen können in den Oekumenischen Rat der Kirchen gewählt werden, die ihrer Zustimmung zu der Basis Ausdruck geben, auf welcher der Oekumenische Rat begründet ist, und die den Maßstäben entsprechen, die die Vollversammlung oder der Zentralschuß bestimmen. Die Wahl zum Mitglied muß mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der bei der Vollversammlung vertretenen Mitgliedkirchen erfolgen, wobei jede Kirche über eine Stimme verfügt. Zwischen den Tagungen der Vollversammlung eingehende Aufnahmeanträge können durch den Zentralschuß behandelt werden. Wenn ein solcher Antrag durch eine Zweidrittel-Mehrheit unterstützt wird, wird dieser Beschluß den Kirchen, die bereits Mitglieder des Oekumenischen Rates der Kirchen sind, mitgeteilt, und die Aufnahme gilt als vollzogen, wenn nicht innerhalb von sechs Monaten von mehr als einem Drittel der Mitgliedkirchen Einwände erhoben werden. 5) II. Vatikan. Konzils, Konstitution über die Kirche Nr. 8, Dekret über den Oekumenismus Nr. 3 und Folgedokumente. 6) Konstitution über die Kirche Nr. 8 und 15 und Dekret über den Oekumenismus Nr. 3. 7) Dekret über den Oekumenismus Nr. 3 u.a. 8) ebenda. 9) Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der BRD Nr. 6 „Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der Christlichen Einheit“ unter Nr. 3,21 10) ebenda unter Nr. 2,2. 11) siehe in diesem Aufsatz unter den Nr. 1–3, vgl. auch Dekret über den Oekumenismus Nm. 8–12. 12) vgl. Anm. 5–7. 13) Dekret über den Oekumenismus Nr. 12. 14) Vgl. „Die ökumenische Zusammenarbeit auf regionaler, nationaler und örtlicher Ebene“, hrsg. am 7. 7. 1975 vom Sekretariat für die Einheit der Christen, Rom. 15) Vgl. „Bericht der evangelisch-lutherischen/römisch-katholischen Studienkommission in den USA“ (Thema: Das Evangelium und kirchliches Amt), Verlag O. Lembeck, Ffm. 1973. „Oekumenischer Konsens über Eucharistie und Amt“ (Studiengruppe von Dombes“) in Herderkorrespondenz 1/1973. „Memorandum der Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Institute zur Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter“, Kaiser Verlag, München, 1973. „Zehn Sätze zur sichtbaren Einheit“ (Kommission für die Einheit der Kirchen in Großbritannien, hrsg. von der OC, Zusammenfassend berichtet der Materialdienst der OC 1/1972 über „Amt und Eucharistie“). Vgl. endlich „Leuenberger Konkordie“ (zur Überwindung der Spaltung der Reformationskirchen, Lutherische und Reformierte Kirchen – gegenseitige Anerkennung der Ordination und die Ermöglichung der Interzelebration, Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft.“ Sept. 1975. 16) Oek. Dekret Nr. 8 und Oek. Direktorium Nr. 38 u. 55 (14. 5. 67). 17) Oek. Direktorium Nr. 55 und Oek. Dekret Nr. 9. 18) Bericht der gemeinsamen Arbeitsgruppe zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem ORdK in Nairobi, (O. Lembeck Verlag, Dokumentationsband S. 274 ff.). Vgl. Konstitution über die Kirche Nr. 15 und 48, Dekret über den Oekumenismus Nr. 3, 4 und 24.



Alte Ansicht von Uerdingen, 1877; im Vordergrund: Farbwerk E. Ter Meer & Co.

Gelesen in Schiedsmannsbüchern

von Theo Schultes

Als bei der Schließung des Uerdinger Amtsgerichts das umfangreiche Archivmaterial aus den Kellergewölben des Herberzhauses am Markt geräumt wurde, fanden sich auch einige alte Schiedsmanns-Protokollbücher, die ein freundliches Schicksal von der bereits vor Jahrzehnten fällig gewordenen Vernichtung bewahrt hatte. Die Folianten weisen Protokolle der Schiedsmänner aus den Gemeinden Hohenbudberg, Lank und Osterath auf aus der Zeit von 1883 bis zum Beginn des ersten Weltkrieges.

Nun beinhalten die vor den Schiedsmann kommenden Streitigkeiten in der Regel, damals wie heute, keine schwerwiegen-

den Rechtsprobleme. Es sind vielmehr Streitigkeiten, die sich aus dem gemeindlichen Zusammenleben ergeben und dazu angetan sind, durch das salomonische Einwirken des Schiedsmanns geschlichtet zu werden. Daß diese Kunst von den Schiedsmännern, die oft Jahrzehnte hindurch ihr Ehrenamt versahen und den verschiedensten Berufen wie Landwirt, Handwerker, Lehrer, Gemeindebeamter angehörten, meisterlich beherrscht wurde, lassen die Protokolle erkennen. In den wenigsten Fällen schließen sie mit dem Vermerk, daß eine Einigung nicht zustande kam. Dann wurde von dem Schiedsmann eine Bescheinigung über den Süh-

neversuch erteilt, und die Streithähne konnten sich an das Amtsgericht wenden.

Einzelnen gesehen, mag der Inhalt manchen Protokolls zu einem Schmunzeln Anlaß geben. In seiner Gesamtheit bietet jedoch jedes Protokollbuch einen Einblick in das recht bescheidene und einfache Leben der damaligen dörflichen Bevölkerung und in die Veränderung der sozialen Struktur durch die beginnende Industrialisierung.

Ganz besonders in Hohenbudberg, dem heute „verschwundenen Dorf“, ist diese Entwicklung zu erkennen. Hatten die streitenden Parteien in den frühen 80er Jahren noch ausschließlich landwirtschaftliche Berufe, so nehmen zusehends bis 1914 die industriellen Tätigkeiten und die Beschäftigungen bei der Eisenbahn wie Weichensteller, Rangierer, Ladearbeiter zu. Hierdurch läßt sich unschwer das Wachsen der Anilinfarbenfabrik von ter Meer im Budberger Feld, der Aufbau der verkehrsgünstig zu Hohenbudberg gelegenen Schwerindustrie in Hochfeld und Duisburg und die Entstehung des großen Verschiebebahnhofes zwischen Hohenbudberg und Friemersheim erkennen.

Demgemäß waren auch die Straftaten. Es häufen sich Verleumdungen, die sich auf den Arbeitsplatz beziehen, wie „hat behauptet, ich hätte bei ter Meer Material gestohlen“ oder „hat bei Neppes gesagt, der Werkmeister habe mich auf dem Lagerboden schlafend vorgefunden“. Ein Fabrikarbeiter fühlte sich beleidigt, weil er als „Socialdemokrat“ betitelt worden war und ein Rangierer sah seinen guten Ruf im Dorf gefährdet, weil von ihm behauptet wurde, daß er in Ruhrort in einem Lokal gewesen sein sollte, in dem das Bier von Damen serviert wurde. Verschiedene Protokolle erinnern daran, daß einst in Hohenbudberg reger Fischfang betrieben wurde. Mehrfach deuten die Beschuldigungen an, daß von diebischen Nachbarn die Reusen oder Fischkörbe geleert wurden.

Das Protokollbuch des Lanker Schiedsmannes beweist den permanent ländlichen Charakter dieser Gemeinde. Ausschließlich Übeltaten aus dem bäuerlichen Bereich lassen sich finden. Als Berufe treten Ackerwirt, Schmied, Pferde knecht, Viehhüter, Melker, Tagelöhner und Stuhlflechter auf. Bei zahlreichen Tötlichkeiten fanden landwirtschaftliche Geräte Verwendung. Mit Pferdepeitsche, Sichel, Dreschflegel, Schuppe und Mistgabel rückte man dem Gegner zu Leibe. Ein Knecht, der seinem Widersacher einen Eimer Jauche über den Kopf geschüttet hatte, mußte sich verpflichten, diesem ei-

nen neuen Kittel aus Drillich zu stellen und für die (innerliche?) Desinfektion einen halben Liter Brantwein zu bezahlen. Aber auch sonst gaben die ländlichen Verhältnisse Ursache und Grund zu Differenzen. Ein Ackerer verbreitete über seinen Nachbarn das Gerücht, er habe gesehen, wie dieser Wasser in die zum Verkauf bestimmte Milch gegossen habe. Ein Viehhändler mußte sich verantworten, weil er über einen Landwirten das Gerücht verbreitet hatte, er habe drei Schweine geschlachtet und verwendet, die die Seuche gehabt hätten. Eine Bauersfrau fühlte sich beleidigt, weil ihre Nachbarin behauptet hatte, sie würde auf dem Markt zu Uerdingen gefälschte Butter verkaufen.

Die Frauen lagen sich im übrigen nicht viel weniger in den Haaren als die Männer. Drecksferkel, krummes Geschirr, fussiges Weib, plackiges Weib, Mistvieh und Hure waren gängige Schimpfworte. Auch die Kinder gaben häufig Anlaß zu Streitigkeiten. Öfters empfahl eine Nachbarin der anderen, sie solle ihre Kinder besser waschen, dann bekämen sie auch nicht die Krätze. Auch der Hinweis, über die Herkunft eines Kindes könne der Pastor genaue Auskunft geben, war ein Grund, sich an den Schiedsmann zu wenden.

Daß man in Liebesdingen auf dem Lande zu Großvaters Zeiten durchaus nicht so zurückhaltend war, wie man es im nachhinein annehmen möchte, beweist eine ausreichende Anzahl von Protokollen. Nicht wenige Landwirte mußten sich gegen die Nachrede wehren, mit einer Magd im Bett gelegen zu haben, und häufig mußte der Schiedsmann einen Sühneversuch protokollieren, weil sich jemand gegen das Gerücht zu wehren hatte, der Vater eines vorhandenen oder zu erwartenden unehelichen Kindes zu sein.

Die Hilfe des Schiedsmannes wurde auch manchmal in Anspruch genommen, wenn ein Verlobter sein Eheversprechen nicht gehalten hatte. Aber das war stets ein vergebliches Bemühen. Den verlassenen Bräuten konnte auch der Schiedsmann nicht helfen. Es fand sich kein Protokoll, in dem eine Einigung erzielt werden konnte. Vielmehr zog in der Regel der Bräutigam es vor, überhaupt nicht zum Termin zu erscheinen.

Bei der recht bescheidenen Lebensführung auf dem Lande wollte jedoch keiner als arm gelten. So fühlte sich jemand beleidigt durch den Ausdruck „armer Pongel“ und durch die Behauptung, er gebe seinen Kindern trockenes Brot zu essen. Selbst die Behauptung, daß jemand beim Kaufmann anschreiben lasse, wurde als

ehrenrührig empfunden. Eine stolze Mutter zog vor den Schiedsmann, weil eine Nachbarin das Gerücht verbreitet hatte, sie hätte das Kommunionkleid für ihre Tochter geliehen.

Beim Hausbau wurde noch weitgehend selbst Hand mit angelegt. Der Bürokratismus war noch nicht so weit gediehen, daß jedes Bauvorhaben bis ins letzte reglementiert wurde. So gab es dann zuweilen Differenzen, weil an die Wand des Nachbarn angebaut wurde oder weil die Grundstücksgrenze nicht genau beachtet wurde. Ein Bauherr hatte seinen Wasserabfluß so gelegt, daß sich die Abwässer in dem Obstbongert des Nachbarn sammelten. Ein anderer hatte seine Scheune ein Stück zu klein gebaut, so daß er genötigt war, seine Wagendeichsel durch die Scheunenwand auf das Nachbargrundstück zu stoßen. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn nicht durch das Loch die Hühner geklettert wären und in der fremden Scheune ihre Eier gelegt hätten.

Mancher, der baute, kam in den Verdacht, sich das Baumaterial irgendwo „beschafft“ zu haben. Ein Tagelöhner wandte sich gegen den Vorwurf, sein Vater habe seiner Zeit zum Hausbau Lehm von der Wiese eines Bauern entwendet. Ein Ziegelbrenner stritt heftig ab, ohne Wissen seines Brotherren gegen Speck und Eier Ziegelsteine abgegeben zu haben.

Die Bürgermeisterei Osterath nimmt im Gegensatz zu Hohenbudberg und Lank eine Mittelstellung ein. Verkehrsmäßig günstig an der Bahnlinie Köln – Kleve gelegen, gab es dort schon früh größere Handwerksbetriebe, ein eigenes Elektrizitätswerk und viele auswärts beschäftigte Einwohner. Auch der Bau der elektrischen Kleinbahn Düsseldorf – Krefeld im Jahre 1896 führte zu einer schnellen Entwicklung. Letztere Bahn ist im Protokollbuch durch die Beschuldigung eines Osterather Arbeiters, er habe der Rheinischen Bahngesellschaft Kupferdraht für den Leitungsbau gestohlen, verewigt. Wir lesen weiter von einem Schuster, der sein Geschäft durch das Gerücht gefährdet sah, in seiner Werkstatt die Kundinnen mit „dummem Gerede“ zu belästigen.

Ein anderer Bürger fühlte sich beleidigt, weil böse Zungen von ihm behaupteten, er sei mit einer Frauensperson in „unehrlicher Weise“ durch das Feld gegangen. Ein Lehrer mußte den Schiedsmann zu Hilfe nehmen, weil ein Vater die Behauptung aufgestellt hatte, sein Sohn sei in der Schule derart geschlagen worden, daß er vier Tage nicht richtig gehen könne. Der Lehrer gab zu, dem frechen Burschen, der wiederholt während des

Unterrichts unaufgefordert gesprochen habe, fünf bis sechs Stockschläge auf das Gesäß gegeben zu haben. Diese hätten jedoch keine nachteiligen Folgen gehabt, da er den Schüler noch am gleichen Nachmittag beim Ballspiel gesehen habe.

Einen Skandal besonderer Art wird es an jenem Sonntagmorgen in Osterath gegeben haben, als vor der Kirchentüre eine Ehefrau ihrer Nebenbuhlerin eine Ohrfeige versetzte. Die aggressive Ehefrau gab beim Schiedsmann an, ihre Gegnerin habe bei der letzten Kirmes ihrem Ehemann nachgestellt. Auch eine Feier zum „Kaisersgeburtstag“ hatte protokollierte Folgen. Ein Handwerker mußte sich verantworten, weil er in einer Wirtschaft den Hut eines anderen Gastes mit „Menschendreck“ verunreinigt hatte.

Die Nähe der leicht zu erreichenden vererblichen Stadt geht aus verschiedenen Protokollen hervor, in denen sich für ehrbar haltende Bürger gegen die Verleumdung wehren müssen, in Krefeld in berüchtigten Kneipen und auf der Wallstraße verkehrt zu haben. Ein Bahnbeamter, der einen „Spätheimkehrer“ aufforderte, auf dem Bahnsteig das Singen einzustellen, fühlte sich durch die Worte „Lausbub, halt's Maul“ in seiner Beamtenlehre getroffen. Beim Schiedsmann war er jedoch „unter Berücksichtigung des Bildungsgrades des Beklagten“ mit einer Einstellung einverstanden.

Wie es um die Ausbildung der Lehrlinge bestellt war, läßt sich aus einem Protokoll von 1895 ersehen. Ein Schneidermeister nahm einen Lehrlingen auf unter der Bedingung, daß dessen Vater ihm 30 Mark zu zahlen habe, falls die Lehre vorzeitig abgebrochen würde. Dieser Fall trat ein, da der Meister den „frechen und faulen Jungen“ nicht mehr halten wollte. Der Vater verweigerte jedoch die Zahlung der 30 Mark, da er seinen Sohn in die Schneiderlehre gegeben habe und nicht, damit er täglich auf dem Acker des Schneidermeisters arbeite.

Über die Arbeitszeit im Jahre 1899 gibt schließlich ein weiteres Protokoll Auskunft. Eine Mutter ließ eine Fabrikarbeiterin vor den Schiedsmann laden, weil diese an einem Samstagabend gegen halb neun auf dem Wege vom Arbeitsplatz ihre Tochter geschlagen hatte.

Wenn etwas bei dem Einblick in das nachbarliche Zusammenleben der Menschen in der wilhelminischen Zeit deutlich geworden ist, dann ist es die Erkenntnis, daß die Leute trotz der uns geruhsam erscheinenden Tage damals nicht friedfertiger waren als heute. Eine „bessere“ alte Zeit also?

Vom Niederrhein nach Bangla-Desh

„action medeor“, die größte Missionsapotheke Europas

von Theo Mülders

Irgendwo im fernen Bangla-desh, der ehemaligen indischen Provinz, tuckert durch das Küstengewässer der Motor eines kleinen Frachters und macht an dem Landesteg fest.

Ballen, Güter und Kisten werden entladen und auf den Begleitpapieren steht klein und bescheiden als Absendestation der Name „Tönisvorst“ verzeichnet. —

Im Busch des afrikanischen Urwalds schmücken sich die Häuptlinge des Kongos mit samtenen Umhängen, in denen die Insignien und Ornamente ihres Stammes eingewebt sind. Ihr Preis wird von der jeweiligen Währung der Kakaobohnen, notiert an der Bremer Börse, bestimmt. Die gewebten Stücke stammen von einer Weberei am Niederrhein.

Wiederum ein überseeischer Schauplatz: Kapstadt-Belville in Südafrika. Krawatten aus Krefeld sind es, die in einer Stückzahl, die in die Millionen geht, von dem Productions-Manager Horst Borgs aus Krefeld gehandelt werden. Niederrheinische Wertarbeit im schwarzen Erdteil. —

Eine Notiz die einige Monate zurückliegt: Das Experiment der Verschiebung der Rheinbrücke bei Düsseldorf um rd. 47 Meter, wurde in erster Linie möglich, durch eine Beschichtung der Gleitunterlage mit einem Spezialfabrikat einer Firma aus Willich. —

Vier Schauplätze, viermal erwähnt von der Tagespresse, fast nebenher, viermal der Name einer heimatischen Stadt oder Gemeinde: Tönisvorst, Nettetal, Krefeld, Willich, dennoch wert, einmal augenscheinlicher davon zu berichten.

Bleiben wir bei dem eingangs erwähnten Beispiel aus Bangla-desh. Die erwähnten Kisten enthalten Medikamente für eine dortige Missionsstation für Leprakranke, stammend aus der „größten Missionsapotheke Europas“ (Zeitschrift „konti-

nent“ v. 1. 2. 74), die im Ortsteil Vorst der Großgemeinde Tönisvorst beheimatet ist: „action medeor“.

In Kurzform ihre Geschichte: Der Brief einer Krankenschwester aus dem Krankenhaus Gevoleda auf Flores (Südsee) an den Bischof, löste diese Bereitschaft aus. Der Vorster Arzt Dr. Ernst Bökels, der hiervon Kenntnis bekam, erinnerte sich der vielen Ärztemuster, die täglich in seiner Praxis eingingen und sich dort stapelten.

Mit Freunden gründete er am 13. August 1964 die „action medeor“ als gemeinnütziges Werk.

Im alten Schulhaus von Vorst entstand diese private, deutsche Entwicklungshilfe-Organisation, die inzwischen weltweiten Ruf erlangt hat. Für Missionare, Ärzte, Krankenstationen auf dem gesamten Globus ist der Name „Tönisvorst“ zu einem festen Begriff geworden.

Die gesammelten „Ärztemuster“ wurden in Katastrophengebiete und zu Missionsstellen in Übersee versandt. Bald stellte man jedoch fest, daß ein großer Teil durch lange Lagerung etc. nicht mehr verwendbar war und viele Arzneimittelsorten durch aufwendige, zerbrechliche Verpackung hohe Versandkosten beanspruchten und wegen der deutschen Beschriftung nur bedingt angewandt werden konnten.

Eine Umstellung wurde erforderlich. Lang erprobte und sorgfältig ausgewählte Medikamente wurden auftragsweise in der pharmazeutischen Industrie hergestellt und in großen, wasserdichten, luftgeschützten Behältern mit mehrsprachiger Beschriftung verschickt. Die Versandkosten konnten z. B. für 40 000 Tabletten von DM 450,— auf DM 150,— gesenkt werden. Darüber hinaus konnte eine Senkung von 70 Millionen Apothekenwert auf rd. 2 Millionen für etwa 200 Tonnen Arz-

neimittel durch Wegfall der kostspieligen Einzelpackung erzielt werden.

Auf Abruf stehen, bis zur Decke gestapelt, 60 000 Kunststoffflaschen als standardisierte Behälter für Medikamente zum Versand in 82 Länder der Erde an 1850 Bedarfsstellen bereit, die aus einem Angebot von 95 Arzneimitteln wählen können. 200 000 Kilogramm Ampullen und Packungen werden z. T. jährlich aus dem kleinen Tönisvorst in die weite Welt versandt. Die Finanzierung des auf 5 Millionen angewachsenen Etats erfolgt mit 1 Million aus Spenden aus der Bundesrepublik und den Nachbarländern, während der Rest von Hilfswerken (Misereor und DAHW) sowie Missionsorden bereitgestellt wird, die von der „action medeor“ die Medikamente zum Selbstkostenpreis beziehen. Selbstverständlich ist auch bei fehlenden Mitteln eine Belieferung möglich, da das Spendenaufkommen solches zuläßt und zwar 30 % aller versandten Arzneien.

Die Bedeutung dieses einmaligen Unternehmens brachte es mit sich, daß das Auftragsvolumen sich allein gegenüber dem Vorjahr um 50 % vergrößert hatte.

Die bisherigen Räume in dem alten Schulgebäude reichten keineswegs für solche Größenordnung aus und im April 1976 konnte ein zweckmäßiger Neubau mit einer 900 qm großen Lagerhalle errichtet werden.

Ein direkter Anschluß an das Schienennetz der Krefelder Eisenbahn erleichtert zudem die Versandmöglichkeiten um ein Beträchtliches. Rund 18 Mitarbeiter (5 Angestellte, 5 Halbtagskräfte und 8 Stundehilfen) sind inzwischen bei dem Werk tätig, jedoch entfallen nur 6 Pfennig je D-Mark auf die Verwaltungskosten, die in keinem Verhältnis zu der ungeheuren Bedeutung dieses Unterfangens stehen.

Vornehmlich versorgt werden durch das Hilfswerk die „Aktion Misereor“, — das „Deutsche Aussätzigen Hilfswerk“, die „Christoffel-Blindenmission“ in Bensheim, die „Evangelische Missions-Apotheke“ in Tübingen, sowie Missionare, Schwestern und Entwicklungshelfer in allen Erdteilen. Medikamentenlieferungen bei Katastrophenfällen werden rein aus Spendenmitteln finanziert. Bei den Erdbeben in Guatemala konnte die „action medeor“ rasch und ausgiebig helfen.

So gelten der tuckernde Küstenfrachter von Bangla-desh, die Luftfracht „Via air mail“ nach Guatemala, die Schiffsendungen nach Afrika, Asien und Südamerika als Beispiel, wie aus einer Idee Großes erwächst, und daß bisher weltpolitisch bedeutungslose Namen niederrheinischer Gemeinden ein gerütteltes Maß von Helfen und Heilen bedeuten, wie in obigem Falle die „action medeor“, Tönisvorst.



Zu ihrem 7. Geburtstag bekam Anja ein Fahrrad. Jetzt machte sie mit der Mutter herrliche Ausflugsfahrten in die Umgebung. Bevorzugte Ziele waren der Krefelder Sprudel, das Bruch oder der Hülserberg mit der Eremiten-Quelle und dem Aussichtsturm. Ihre Verpflegung nahmen sie in Beuteln und Taschen auf dem Gepäckträger mit. Irgendwo im Wald machten sie Picknick. Anja gefiel dieses Leben. Auf den asphaltierten Straßen ließ es sich herrlich radfahren. Wenn hin und wieder ein Fahrzeug kam, rief die Mutter, die hinter Anja herfuhr: „Auto! Rechts ranfahren!“ Doch solch ein Zuruf war nur selten nötig, da es auf den Straßen nicht viel Verkehr gab.

„Wollen wir einmal zum Forstwald fahren und Waldbeeren suchen?“ fragte die Mutter eines Tages. Anja fand die Idee großartig. Los ging's über die Marktstraße und die anschließende Forstwaldstraße. Als sie die letzten Häuser der Lindental-siedlung hinter sich gelassen hatten, begegneten ihnen Frauen, die in jeder Hand einen großen weißen Emaille-Eimer schleppten. Der Schweiß lief ihnen über das Gesicht. Die Sonne brannte unbarmherzig, und kein Baum in den Feldern rechts und links der Straße bot Schatten. Anja wagte einen Blick in die Eimer. Sie waren bis oben mit dicken blauen Waldbeeren gefüllt, so daß Anja das Wasser im Mund zusammenließ. In der Ferne tauchte der ersehnte Wald auf. Anja trat eifrig die Pedale ihres kleinen Rades. Nach einigen Kilometern waren sie am Ziel.

Die Mutter fuhr mit Anja zu den drei Kaffeehäuschen, die nicht weit von der Eisenbahnstation Forsthaus entfernt dicht nebeneinander am Waldrand lagen. Hier herrschte reges Leben, denn hier konnten Familien selber ihren mitgebrachten Kaffee kochen. In den Kaffeehäuschen wurde heißes Wasser verkauft, 10 Pfennig für die Blechkanne, und für 1 Pfennig konnte man eine irdene Tasse leihen. Auch gab es einen Liegestuhlverleih für 20 Pfennig pro Tag. Anja folgte der Mutter vorbei an den vielen Menschen, die wie an einem Badestrand Decke an Decke gleich gegenüber den Kaffeehäuschen im Schatten der hochstämmigen Kiefern lagerten. Von Stamm zu Stamm waren Kordeln gespannt, auf denen ihre Kleider hingen. Lachend tollten die Kinder zwischen Badetüchern und Decken herum, während die Männer zusammensaßen und kartenspielten.

Die Räder mußten jetzt geführt werden. Immer weiter, immer tiefer ging die Mutter mit Anja in den Wald. Bald waren keine Menschen mehr zu sehen. An einer

Verirrt im Forstwald

Impressionen 1930

(Aus „Anja – Geschichten einer Kindheit“)

von Marianne Junghans

kleinen Lichtung, von dichtem Buschwerk umrahmt, machten sie halt. Die Mutter breitete eine Wolldecke über den weichen Moosboden. Anja durfte den Turnanzug anziehen und barfuß laufen, was ein beglückendes Gefühl von Losgelöstheit und Freiheit in ihr wachrief. Eifrig kramte sie nach dem Milchkrug für die Waldbeeren. „Anja“, sagte die Mutter, „bleib immer in Sichtweite von unserem Lager! Ich muß hierbleiben und auf die Räder achten. Und ruf ab und zu, damit ich weiß, wo du steckst!“

Anja atmete tief die würzige Luft des Kiefernwaldes ein, selbst der warme Nadelboden schien noch zu duften. Sie war hellauf begeistert von den Waldbeeren, pflückte und pflückte, wobei sich ihr Krug nur langsam füllte, weil sie die meisten sofort in den Mund steckte. „Mutter!“ rief sie von Zeit zu Zeit, und wenn sie dann „ja Anja“ hörte, ging sie unbesorgt weiter. Anja wurde von einer wahren Begierde nach den Waldbeeren erfaßt, und je weiter sie ging, desto dicker erschienen sie ihr. Auch waren die abseits stehenden Sträucher noch nicht so sehr geplündert, und dann kam eine Stelle, da wuchs solch eine Menge von diesen süßen blauen Beeren, daß Anja sie nur noch von den Sträuchern abzustreifen brauchte. Es war, als überfiele sie eine Sucht, immer noch mehr Beeren in ihren Krug zu füllen, als dürfe sie sich diese verschwenderisch angebotene Fülle nicht entgehen lassen. Sie hatte alles andere um sich herum vergessen. Doch dann fiel ihr nach einiger Zeit der verabredete Ruf ein. „Mutter!“ rief sie, doch da kam keine Antwort. „Mutter!“ schrie Anja, diesmal lauter und eindringlich, und dann immer wieder neu „Mutter! Mutter!“ Aber da war nur noch das Zwitschern der Vögel, das Summen der Insekten und das Knacken der Äste unter ihren Füßen, sonst kein Laut und

weit und breit kein Mensch. Jetzt erschien der Wald ihr unheimlich mit seinen hohen Bäumen und den immer dichter stehenden Sträuchern, durch die schräg und unwirklich das Sonnenlicht flimmerte. Lichtkringel tanzten über den Boden, zitterten im wildwuchernden Buschwerk, geisterten zwischen Ranken und Blättern, huschten lautlos durch grünes Dämmerlicht und braune Schatten. Anja fing an zu laufen, lief bedenkenlos in irgendeine Richtung mit dem Krug in der Hand. Plötzlich blieb sie stehen, starrte atemlos in das Dickicht. Der knorrige, graue Baumstumpf da vorne mit der tief eingekerbten Rinde, sah er nicht aus wie ein bärtiger Wurzelmann? Die unheimlichen Kindermärchen fielen ihr ein, die alle im Wald spielten, im tiefen, dunklen Wald. Sie war alt genug zu wissen, daß Märchen keine Wirklichkeit waren, und doch mußte sie sich überwinden, an dem geisterhaften Wurzelstock vorbeizugehen. Als ein Vogel mit heiserem Schrei vor ihr aufflog, zuckte sie zusammen vor Schrecken.

Endlich kam sie an einen breiten befestigten Weg, und da waren auch Leute.

„Warum weinst du denn, und was tust du so allein hier im Wald?“ fragte eine alte Dame. Anja erzählte, daß sie sich verlaufen hätte. „Dann überleg doch mal, wo du hergekommen bist, aus welcher Richtung, du mußt genau so wieder zurückgehen.“

„Ich weiß es nicht mehr“, stieß Anja zwischen Weinen hervor, „ich weiß die Richtung nicht mehr.“

„Hier kam doch soeben eine Musikkapelle mit einem Schützenzug vorbei, hast du die denn gesehen?“

Anja hatte weder Marschmusik gehört noch einen Schützenzug gesehen.

„Dann muß sie sich aber weit verlaufen haben“, sagte der Herr, der zu der Dame gehörte. „Weißt du was, wir bringen dich zu den Kaffeehäuschen, da wird deine Mutter schon hinkommen.“

„Ja, bei den Kaffeehäuschen sind wir vorbeigekommen mit unseren Rädern,“ wußte Anja zu berichten.

„Wir bringen dich mit dem Rad hin,“ sagte der Herr, „komm, setz dich auf meinen Gepäckträger!“

Der alte Herr erzählte den Wirten der Kaffeehäuschen und den Mädchen, die dort bedienten, von Anjas Mißgeschick. Dann spendete er Anja ein Eis und sagte, sie möge nur auf ihre Mutter warten, die sie bestimmt hier abholen würde.

Anja setzte sich auf eine der langen Holzbänke in der überdachten Veranda und leckte unter Tränen an ihrem Eis. Viele Leute kamen an ihr vorbei, und wenn sie Anja im Turnzeug und mit blaubeer- und

tränenverschmiertem Gesicht da sitzen sahen, fragten sie nach dem Grund ihres Kummers. Einige gingen weiter, nachdem Anja berichtet hatte, andere kauften ihr Eis und sagten: „Deine Mutter kommt schon wieder,“ aber niemand half ihr, niemand unternahm etwas, um die Mutter zu suchen. Die Mädchen liefen eilig zwischen den Tischen hin und her, um zu bedienen und zu kassieren.

Da kamen Leute, die Anja aus der Nachbarschaft in der Stadt kannte. Sie hatten auf der Hubertus-Straße einen kleinen Laden, wo Mutter Nähgarn und Stopfwohle kaufte.

„Willst du mit uns mit dem Zug nach Hause fahren?“ fragte Frau Foders.

„Nein,“ sagte Anja, „meine Mutter geht bestimmt von unserem Lagerplatz nicht

ge, wie sie zu ihrem Lager gekommen sind.“

So fuhr die Kellnerin mit Anja los. Streckenweise mußte sie das Rad führen, und Anja lief nebenher. Da erwachten tatsächlich in Anja Erinnerungen an den Weg, den sie gleich zu Anfang auf der Suche nach einem passenden Lagerplatz eingeschlagen hatten. Es gab eine bekannte Bank oder einen besonderen Baum, ja, hier über diese Lichtung waren sie gegangen. Das Mädchen folgte Anjas Wegweisungen, während beide ständig nach der Mutter riefen.

Es hatte schon zu dämmern begonnen, als sie die erste Antwort hörten. Endlich hatten sie die Mutter gefunden. Anja befürchtete, daß sie jetzt Schelte bekom-



Die drei Kaffeehäuschen im Forstwald

weg, sie wartet doch da auf mich, und sie hat ja auch zwei Räder, mit denen sie nicht alleine nach Hause fahren kann.“

„Das Kind hat recht,“ sagte Herr Foders und gab der Kellnerin ein Trinkgeld. „Hier“, sagte er zu ihr, „wenn es gegen Abend etwas ruhiger wird und Sie nicht mehr so viel Betrieb haben, dann gehen Sie doch bitte auf Suche nach dieser Frau Ritter!“

Am Abend fuhr die Kellnerin mit dem Rad in den Wald, aber sie kam unverrichteter Dinge wieder zurück. Die Sonne war schon untergegangen, und Anja weinte heftiger als zuvor. Dazu tat ihr der Magen weh von Blaubeeren und Eis.

„Fahr nochmal,“ sagte da die Wirtin, „und nimm die Kleine auf dem Gepäckträger mit. Vielleicht erinnert sie sich an die We-

men würde, aber die Mutter schloß sie in die Arme. „Kind, mein Gott, wie hab ich mich um dich gesorgt! Gut, daß du wieder da bist und dir nichts passiert ist!“ Dann wandte sie sich an die Kellnerin: „Ich mochte nicht hier weggehen, sie sollte mich doch hier antreffen, wenn sie den Weg zurück gefunden hätte.“

Als sie aus dem Wald traten, ragten in der Ferne schwarz die Kirchtürme von Krefeld in den östlichen Himmel. Von den Feldern drang das Zirpen der Grillen und der Geruch reifen Kornes herüber. Es war schon dunkel, als die Einsamkeit der endlos scheinenden Ebene sie aufnahm. Da war nurmehr das Summen ihrer Dynamos und der helle Lichtschein ihrer Fahrradlampen, der vor ihnen über die Landstraße lief.



Stoffmalerei

von Alice Lindel

Stoffmalerei wurde zur Zeit ganz groß geschrieben. Mit echter Handmalerei fing es an. Die Farben waren allerdings weniger echt. Chinesische Tusche ist zwar ein gutes Material, aber massiven Waschpulverangriffen war sie kaum gewachsen, und das Muster konnte nur noch der Kenner entdecken. Reklamationen waren dennoch ziemlich selten, da gute Kleider meist nur an Sonn- und Feiertagen getragen wurden. Verjährte Fehlleistungen fielen selbstverständlich unter den Tisch. Schade war es oft der schönen Muster wegen. Wir arbeiteten nach ausgesuchten Entwürfen – nur einige Meter pro Tag (Stundenlohn 80 Pf, später 1,- M).

Vor der schräg aufgespannten Meterware konnten wir gemütlich sitzen. Durch unsere Hände gingen vorwiegend leichte Seidenstoffe: Crêpe de Chine, Crêpe Georgette, Crêpe Satin, auch Rohseide, Voile Taft usw. – Besonders gut wirkten die Farben auf hellem Samt, geradezu königlich. Für dunklen Grund gab es noch keine günstigen Farben, deshalb wurden in den Stoff helle Motive geätzt, die man nachher ausmalte.

Leider war es mit der Gemütlichkeit bald vorbei. Zähne Stoffflurfarben verdrängten die flüssige Tusche. Bleischablonen und runde, harte Borstenpinsel traten in Aktion. Die Bleischablonen schmierten leicht, da schnitten wir sie lieber selbst aus Karton.

Die Ware lag jetzt auf langen Tischen, die wir malenderweise umkreisten. Das vorschablonierte Dessin wurde durch möglichst genial hingeworfene Tuschestriche malerisch aufbereitet.

Es ging zu wie am laufenden Band ...! Wenn ich meine sämtlichen Leistungen aneinander legen würde, könnte ich über Seidenbahnen zu Fuß nach Köln gehn.

Mit Kunst hatte das nicht mehr viel zu tun, und unsere ehemaligen Mitschüler von der Kunstgewerbeschule stellten fest: „Man sollte lieber hungern, als Kitsch fabrizieren.“ – Einige von ihnen wurden namhafte Künstler! –

Unsere Arbeit war saisonbedingt. Dann ging es hoch her. Dicke Rollen rollten ständig an, über unsere Tische ab und frisch bemalt wieder auf. Aber Eile mit Weile, sonst war die Farbe noch feucht, und es erschien ein uneingeplanter Effekt.

Für uns war Benzin eine Rettung, aber für abgelieferte Fertigware war die chemische Reinigung eine vernichtende Gefahr.

Inzwischen schossen die Ateliers wie Pilze aus dem sehr geeigneten Boden unserer Heimatstadt. Wir Seidenmalerinnen wurden ein begehrter Artikel. Viele Jahre lang hielt sich unser Beruf. (Auch der Stundenlohn.) Später haben wir auch Nylon- und Perlonstoffe bemalt, aber hier verloren die Muster etwas von ihrem Glanz, und die Blüten und Blätter wirkten genau so künstlich wie sie waren. Von den Anilinfarben, die wir nun verwenden mußten, bekam man Kopfschmerzen.

Ganz so groß wurde bald die Stoffmalerei nicht mehr geschrieben. Durch allerlei Techniken versuchte man die Sache neu anzukurbeln. Batik – Spritzverfahren – usw.

Von der ausschließlichen Handmalerei war wenig übriggeblieben. Immerhin wurden auf einer Ausstellung unsere „Krefelder Seidenstoffe, garantiert handgemalt“, sehr bewundert, sogar von garantiert prominenten Persönlichkeiten. (Aussage einer zuverlässigen Augen- und Ohrenzeugin.)

Aber unaufhaltsam siegte der Druck. Er war farb-, licht- und waschecht. – Keine Handmalerei, aber großartige Entwürfe –! Die Stoffmalerinnen wurden allmählich vom Winde der Technik verweht. Immer mehr ließen die Aufträge nach. – Hin und wieder noch Schals – Krawatten – Ziertüchlein – Bänder und Bändchen – aus! Doch sollte in unserer weltweit berühmten Seidenstadt mein erlernter Beruf wieder aufleben, werde ich begeistert mitmachen. Außerdem werde ich mich dann umgehend bei Robert Lembke melden: „Was bin ich?“

In memoriam Joachim Rochow

von Annemarie in der Au

Zum zehnten Mal jährte sich im Mai 1976 der Todestag des jungen und so vielversprechenden Krefelder Dichters Joachim Rochow, dessen Gestaltungskraft über Krefelds Grenzen hinaus unvergessen geblieben ist.

Als in den letzten Maitagen 1966 die Nachricht des so plötzlichen Todes von Joachim Rochow seine Freunde und Kollegen erreichte, galt die tiefe Erschütterung nicht nur dem tragischen Geschehen des Verkehrsunfalles, galt die Unfaßbarkeit, die Unausdenkbarkeit nicht nur der Tatsache, daß hier dem Leben eines jungen, hoffnungserfüllten Menschen ein unerwartetes Ende gesetzt worden war. Erschütterung und Unfaßbarkeit galten der Gewißheit, daß eine selbstkritische, im Leben so genügsame wie in der Forderung an sich selbst maßlose, dichterische Persönlichkeit unwiederbringlich zerstört war.

Nachdem im November 1960 der gerade zweiundzwanzigjährige Joachim Rochow zum ersten Mal vor dem Forum des Krefelder Bildungswerkes mit seinen Gedichten zu hören war, schrieb der Kritiker Hugo Rütters, der selber eine sehr geschliffene Feder zu führen verstand, trotz persönlicher Vorbehalte und gewisser Mißverständnisse: „Ecce Poeta!“ Auszeichnung und Auftrag für den jungen Dichter, und zugleich vom Kritiker her Wissen um die Erfüllbarkeit. Was war es nun, was Freunde und Kritiker bewogen hatte, diesem aufstrebenden Gestirn Joachim Rochow soviel Vertrauen, bedingungslose Hoffnung und auch strenge Kritik, mit deren Anwendung sonst nur

Arrivierte gewürdigt werden, auf den Weg zu geben? Galt es einem jugendlich-wissenden Versuch? Galt es einer bildstarken Novität? Galt es der beispielhaften Ernsthaftigkeit zu einer Zeit, da – wie Joachim Rochow es damals bekannte – die moderne Lyrik durch einige unsinnige Experimente kompromittiert wurde? Schon bei dieser ersten Dichterlesung fiel neben der starken Intensität und Ausdrucksfähigkeit der Sprache, neben der Modernität im besten Sinne des Wortes, nämlich der Aktualität und Aktivität, neben der tief empfundenen Problematik des Seins und der wagemutigen Wahl der Bildelemente vor allen Dingen die Kompromißlosigkeit gegenüber aller gewalttätigen Mache und Manieriertheit auf.

Joachim Rochow gehörte weder zu den sogenannten zornigen jungen Männern noch gar zu den Sentimentalen. „Immerhin“ – so sagt er in seinem Essay „Zwischen Traum und Trauma“ – „schätze ich die Brutalen (in der Poesie) mehr als ihre Antipoden, die Sentimentalen. Affekt sei ihnen zugestanden, nicht Affektiertheit, nicht nonkonformistisches Getue...“ In dem frühen Bewußtsein, daß die Sprache ein vollkommenes Ausdrucksmittel ist, war er von Anbeginn in eiserner Selbstzucht darum bemüht, sie zu formen, zu komprimieren, sie in bestmöglicher Konstellation zu einer Einheit zusammenschweißen. Dieses Wissen gab schon seinen ersten Versuchen ganz eigenständige Substanz, wenn er sich auch zu den Vorbildern Rimbaud, Baudelaire, Rilke, Trakl und Benn bekannte.

Fern von Pubertäterscheinungen, die leicht erste Versuche kennzeichnen, fern von Effekthascherei oder Klischeevorstellungen in Erscheinungswelt und Aussage, war er ganz zentralisierte Potenz. Die Forderungen, die er der modernen Lyrik stellte – und er setzte sich, wie kaum ein anderer Lyriker, mit den Arbeiten seiner Kollegen auseinander – basierten auf dem unaufhörlichen Durchleben und Durchschmerzen der Gedanken, solange, bis die Endgültigkeit der Alltäglichkeit aus Raum und Zeit abgerungen worden war. Joachim Rochow stürzte sich täglich neu in das Schlachtfeld der Gegensätze und Widersprüche, sie auszuhalten; er ertrug neben dem Geschehen (Erleben) persönliche Sensibilität und Phantasie, die er für die Schaffung eines Gedichtes unerläßlich fand und bewußt dem Intellekt und der Konstruktion entgegenstellte. Das Auffinden von Metaphern war bei ihm nicht mit Denkakrobatik verbunden. Er empfand sie als Geschenke, die er sammelte, um sie im gegebenen Falle zu sichten, zu ordnen und zum neuen Leben zu erwecken.

Seine Bilder sind fernab aller Exaltation oder Tradition, fern aller Ismen und Zirkuskünste. Sie sind klar, ebenso sichtig wie nachempfindbar. Allerdings: wer sich mit seinem Werk befaßt, muß nicht nur das geschriebene Wort in sich aufblühen lassen, er muß gleicherweise auch verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen.

Seine Lyrik lebt nicht allein durch das festgehaltene Wort, sie lebt auch durch die Aussparungen. Reduktion auf das Wesentliche, Komprimierung des Vorhandenen, Sublimierung des Möglichen. Das zeichnet das Werk aus. Joachim Rochow unterwarf es immer wieder einer überaus kritischen, strengen Askese. Und es geschah nicht selten, daß seine Freunde die Arbeiten vor seiner Eigenkritik in Schutz nehmen mußten.

Man darf mit Gewißheit sagen, daß die Lyrik von Joachim Rochow sich aus der Umklammerung von Erlebnis und Stimmung freimachte, zu einer Vollblut-Blüte wuchs, in der Läuterung den essentiellen Duft der Priorität, der Gegenwärtigkeit und des subjektiven Engagements nicht verlor.

Eins seiner Gedichte ist wie ein Wegweiser:

Mittsommers
beginnt mein flimmernder Satz.
Wenn er überhängt,
schwer von den süßen Vokalen der Sonne,
dann schneid ihn entzwei
bei dem Sinn der Nacht:
ich will nicht, daß er schwarz endet
und ohne Mond

Vogelzug im Rheinland und daraus erwachsene Gefahren für den Flugbetrieb

von Jochen Hild

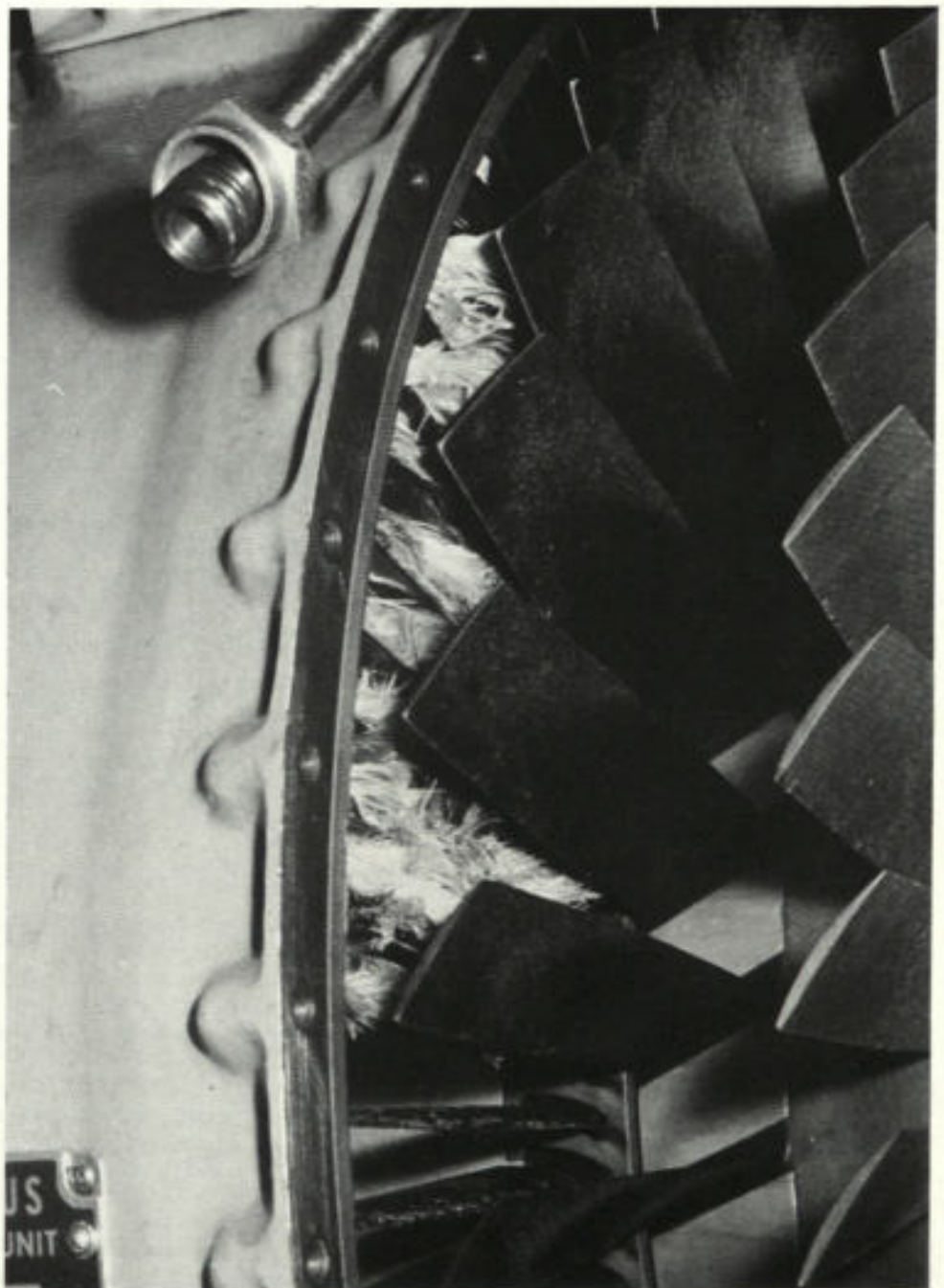
1. Einleitung

„We the birds are flying since millions of years, we don't change procedures“ (= Wir Vögel fliegen seit Jahrtausenden und ändern nicht unsere Flugverfahren), so unterhält man sich in Vogelkreisen, und damit ist bereits die Problematik des hier zu behandelnden Themas umrissen.

Der Vogelzug ist ein äußerst komplexes Geschehen, das nicht nur durch endogene Vorgänge im Körper des Vogels gesteuert wird, sondern auch sehr wesentlich von den exogenen Faktoren, d. h. von den Umweltbedingungen (Nahrungsangebot und Wetter) abhängig ist. Der Flugbetrieb ist in unserer heutigen Zeit nicht mehr wegzudenken, wir müßten denn auf einen Großteil unseres so lieb gewordenen Wohlstandes verzichten; notwendig ist gleichfalls der militärische Flugbetrieb, der sich im Bereich der niederrheinischen Bucht im Tiefflug besonders intensiv abwickelt, sehr zum Leidwesen der Bevölkerung, aber auch zum Ärgernis unserer gefiederten Freunde, die oftmals nicht in der Lage sind, einem schnellen Jet auszuweichen. Gerade dadurch aber ergeben sich unübersehbare Gefahren für die Sicherheit nicht nur des Vogels, sondern auch des Piloten und der Bevölkerung in diesem Raum.

Wie man auf internationaler Ebene aber auch im Rheinland versucht, Flugbetrieb und Vogelzug „unter einen Hut“ zu bekommen und somit Gefahren für die Sicherheit von Mensch, Tier und Material zu verhindern, darüber soll in diesem Beitrag berichtet werden.

Eintrittsleitkranz eines Jet-Triebwerkes, durch angesaugte Möwe funktionsuntüchtig



2. Der Vogelzug im rheinischen Raum und seine Abhängigkeit von den Jahreszeiten

Der rheinische Raum ist ein ökologisch außerordentlich wechselvolles Gebiet; Wälder wechseln mit weiten, z. T. feuchten Weiden-/Wiesenflächen, Sümpfe mit Mooren, kleine Gehölzpflanzungen mit Heideflächen, Seen mit Bächen, Flüsse und Altwasser mit Kiesbaggerlöchern. Sie alle stellen nicht nur für die Sommervogelwelt ideale Nist- und Futterplätze dar, sondern dienen auch sehr vielen Durchzüglern im Frühjahr und Herbst als Rastplatz. So können sich gerade auf den Gewässern des unteren Niederrheingebietes in diesen Jahreszeiten, vor allem aber im Winter, hunderte und tausende von Vögeln, einfinden, eine Augenweide für jeden Ornithologen, aber auch für viele Laien, die sich an diesen gefiederten Gästen, die z. T. aus dem hohen Norden kommen, erfreuen.

Mit Hilfe einiger visueller Beobachter, vornehmlich aber mit Hilfe eines im Raum Udem stationierten Radargerätes wurden seit nunmehr nahezu 10 Jahren Vogelzugdauerbeobachtungen durchgeführt, deren Ergebnisse einen zumindest groben Eindruck des Zugverlaufes in den einzelnen Monaten vermitteln. Dabei war es in den meisten Fällen nicht möglich, die Vogelarten zu bestimmen, weil bei einer Radarvogelbeobachtung eine sehr komplizierte und kostenaufwendige Technik erforderlich wäre, eine Gattungs- oder Artbestimmung vorzunehmen. Es soll aber in folgendem versucht werden, vor allem Beziehungsketten zwischen Vogelzug und Wetterlage herzustellen, denn gerade diese könnten auch für den Feldornithologen außerordentlich hilfreich sein. Im Januar wickelte sich während der letzten 10 Jahre meist schon ein beachtlich starkes Zuggeschehen ab, das sich in Höhen bis zu 800 m der visuellen Beobachtungsmöglichkeit entzog, mittels Radar jedoch verfolgt werden konnte. So weiß man, daß das Zuggeschehen sich in diesem Monat zwischen 06.00 und 17.00 Uhr (MEZ) deutlich massiert, und daß als Ausnahmeerscheinung auch ein ausgesprochener Nachtzug auftritt. Die Zughöhen und Zugrichtungen sind in dieser Jahreszeit weitgehend vom Wetter abhängig, d. h., daß bei Hochdrucklagen über Nord- und Westeuropa, die Kaltluft mit sich bringen, eine Art Winterflucht in südliche Richtungen dominiert; die niederrheinischen Gewässer, sofern noch nicht zugefroren, füllen sich dann gewöhnlich kurzzeitig mit Wasservögeln auf. Demgegenüber bringt eine milde Winterwitterung

bereits sog. Vorfrühjahrszüge in nördliche Richtungen in Gang.

Im Februar zeigte sich das Zuggeschehen besonders eindrucksvoll, wobei gleichfalls die Zeiten zwischen 06.00 und 17 Uhr (MEZ) bevorzugt wurden, ein ausgesprochener Nachtzug jedoch zu fehlen schien. Zughöhen von 300 m und darüber bei Zuggeschwindigkeiten bis zu 80 km/h, rückenwindbedingt, waren in dieser Jahreszeit keine Seltenheit. Auch in diesem Monat finden wir wiederum eine deutliche Richtungsbindung an Wetterlagen mit entsprechenden Strömungsverhältnissen, d. h., daß bei Hochdrucklagen über Ost-, West- und Mitteleuropa infolge Kaltluftzufuhr südliche Richtungen im Rahmen der Winterflucht dominierten, während mildes Hochdruckwetter, bedingt durch ein Hoch über Südeuropa, den Vorfrühjahrszug in Gang brachte. Bemerkenswert war in diesem Monat das auffällige sowohl in NW- als auch in SW-Richtung verlaufende Zuggeschehen auf Trogvorderseiten, wobei die Tiere wohl versuchten, der Schauer-tätigkeit auszuweichen und in geschützte Gebiete zu entkommen.

Der März ist der eigentliche Zugmonat, in dem die Dichte des Zuges während des ganzen Tages nahezu gleich ist, Nachtzüge allerdings seltener beobachtet wurden. Eindeutig bevorzugt werden in diesem Monat die nördlichen Zugrichtungen, SE- und SW-Richtungen sind wohl nur als kurzzeitige, wetterbedingte Rückzüge zu deuten, wie sie allenthalben insbesondere im Nordseeküstenraum auftreten. Die insgesamt zunehmende Erwärmung dürfte auch dazu geführt haben, daß Flughöhen bis zu 2000 m erreicht wurden, die Masse des Zuges jedoch verlief in Höhen um 500 m. Wetterlagen mit südlichen Winden, Tauwetter und insgesamt milde Witterung förderten das Zuggeschehen in auffälliger Weise, während anhaltende Hochdruckwetterlagen über Mitteleuropa zu einem deutlichen Zugstau führten. Es ist die Wettersituation, bei der sich auf den niederrheinischen Gewässern tausende von Zugvögeln über Tage und Wochen hinweg niederlassen.

Während der Aprilmonate konnte seit 1966 kaum Vogelzug beobachtet werden. Das darf allerdings nicht zu dem Schluß führen, daß in diesem Monat kein Zug erfolgt, sondern wird vermutlich damit zusammenhängen, daß der Zug in so niedrigen Höhen erfolgte, daß er vom Radarstrahl nicht erfaßt werden konnte. Die wenigen vorliegenden visuellen Beobachtungsdaten lassen jedoch eine eindeutige Aussage über den Zugverlauf in diesem Monat nicht zu.

Demgegenüber war der Mai während der letzten Jahre ein ausgesprochen ein-

druckvoller Zugmonat; allerdings dürfte es sich dabei nur zu einem kleinen Teil um einen echten Heimzug oder Frühjahrszug gehandelt haben, denn die höchsten Zugdichten lagen am frühen Morgen und am späten Nachmittag, was wohl auf Schlaf-, Futter-, Brutplatzbewegungen hindeutet, während die beobachteten Nachtzüge möglicherweise auf Zwischenzüge hinweisen, die immer dann nach Aufkommen der ersten Brut in Erscheinung treten, wenn die Populationsdichten zu groß werden und die Tiere zwingen, in andere Gegenden abzuwandern. Auf diese vorgenannten Zugtypen deutet auch die Tatsache hin, daß alle diese Züge vergleichsweise ungerichtet verliefen und maximale Zughöhen von 300 m erreicht wurden. Zudem zeigte sich in diesem Monat keine so starke Bindung des Zuges an bestimmte Wetterlagen, lediglich bei sonnigem Hochdruckwetter schien sich die Zugbereitschaft zu beleben.

Der Juni, für viele Vogelarten die Zeit der zweiten Brut und Jungenaufzucht, zeigte lediglich am frühen Morgen ein begrenztes, kleinräumiges Zuggeschehen in alle Richtungen und in Höhen bis maximal 200 m. Die Tatsache, daß diese Züge nahezu ausschließlich bei Tiefdrucklagen über Nord- bzw. Westeuropa besonders auffallend in Erscheinung traten, deutet darauf hin, daß die mit solchen Lagen verbundenen kühlen, regnerischen und wechselhaften oder schwül-warm gewitterigen Perioden eine stimulierende Wirkung auf das kleinräumige Zuggeschehen ausübten.

Im Juli zeigte sich in allen Jahren eine deutliche Belebung des Zuges, wobei es sich zweifellos bereits teilweise um einen echten Wegzug handelte, denn die Zugrichtung lag fast ausschließlich bei S bis SW. Allerdings wurden diese Züge nur in den frühen Morgenstunden beobachtet, erreichten dann aber bei Zuggeschwindigkeiten von 100 km/h z. T. Höhen bis zu 1000 m. Ihre Dichte war zudem so hoch, daß an einigen Tagen mit Individuenzahlen von mehreren hunderttausend Vögeln gerechnet werden mußte. In diesem Monat zeigte sich auch wieder eine deutliche Bindung des Zuggeschehens an die Wetterlage, d. h. sonnige Hochdrucklagen über Osteuropa, deren schwache Gegenwinde sich keineswegs zughemmend auswirkten; Tiefdrucklagen über Nordeuropa sowie gewitterige Vorderseiten von Troglagen dürften in diesem Monat zusätzlich stimulierend gewirkt haben.

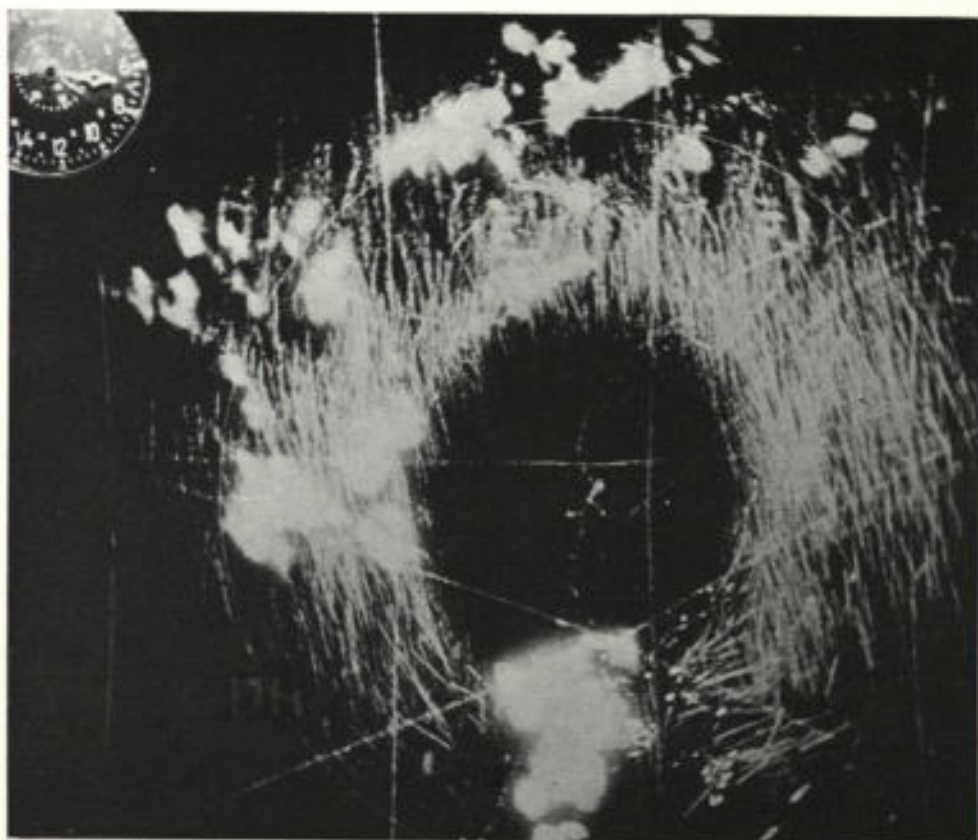
Ganz im Gegensatz zum Juli, und das ist eine Beobachtung, die seit vielen Jahren gemacht wird, erwies sich der August als Monat mit relativer Zugruhe; viele kleine Singvögel haben bereits ihren Zug abge-

schlossen und die noch verbliebenen Arten haben wohl infolge der meist noch erntebedingten, günstigen Nahrungsbedingungen Zeit, sich auf die weite Reise zu machen. Die wenigen vorliegenden Meldungen lassen jedenfalls keine eindeutigen Aussagen über das Zuggeschehen in diesem Monat zu.

Auch im September scheint der große Zugschub noch nicht einzusetzen, eine Tendenz, wie sie sich seit etwa 5 Jahren beobachten läßt; eine Erklärung dafür zu finden, dürfte allerdings äußerst schwierig sein, sie mag allenfalls in den ernährungsbiologischen Bedingungen liegen. Auffallend jedoch, und das deutet auf einen echten, wenn auch weniger dichten Wegzug hin, war die gleichmäßige Verteilung über alle Tages- und Nachtzeiten, wobei zwischen Sonnenauf- und -untergang gewisse Schwerpunkte zu erkennen waren. Auch die deutliche Richtungsbindung SW oder SE weist auf einen echten Wegzug hin, der zudem bei NW- und Westwind-Wetterlagen besonders verstärkt auftrat.

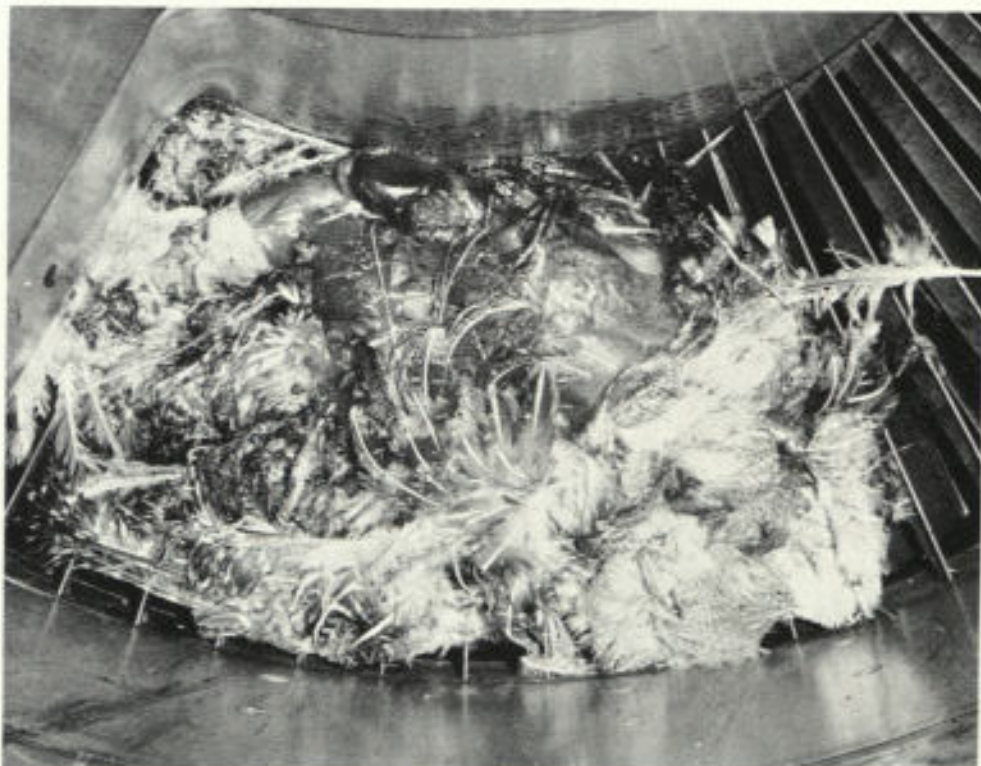
Der eigentliche Hauptwegzugmonat jedoch ist seit Jahren der Oktober; hier ergab sich während des gesamten Beobachtungszeitraumes eine hohe Massierung Tag und Nacht, wenn auch gewisse Dichteschwerpunkte zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang feststellbar waren. Auch die außergewöhnlich hohen Flughöhen bis zu 2500 m sowie die erhebliche Richtungskonstanz deuteten auf diesen Zugtyp hin. Fast 90 %, das sind insgesamt nahezu 2000 Einzelbeobachtungen, des Zuges erfolgten bei ganz speziellen Wetterlagen. So erwiesen sich Trog-Rückseiten mit kühler NW-Strömung und zunehmender Schauerstätigkeit, Tiefdruckgebiete über Nordeuropa mit westlichen Strömungen und wechselhafter, kühler Witterung aber auch Tiefdruckgebiete über Westeuropa trotz SW-Luftströmungen als ausgesprochen zugförderlich; das gleiche galt auch für Hochdrucklagen über Ost- bzw. Südeuropa, die trotz z. T. ungünstiger Windverhältnisse das Zuggeschehen stimulierten.

Im November setzte sich während aller Beobachtungsjahre das Zuggeschehen, wenn auch mit geringerer Intensität fort, wobei gleichfalls SW- und SE-Richtungen bevorzugt wurden und der Zug tags und nachts erfolgte. Maximale Zughöhen, und das ist für diese Jahreszeit bereits bemerkenswert, von 1500 m waren keine Seltenheit. Das bedeutet, daß den Tieren die in diesen Höhen vorherrschenden Minustemperaturen nichts auszumachen scheinen. Die große Richtungskonstanz des Zuges in diesem Monat war auch wiederum wetterlagenbedingt, d. h. geför-



Vogelzug hoher Dichte über der Nordsee. Die Striche stellen Vogelschwärme, die weißen Flächen Wolken dar.

Rebhühner im Triebwerk einer G 91



dert durch westliche Winde, gebunden an Tiefdrucktätigkeit über Nordeuropa, oder durch kalte, trockene, nebelreiche Witterung, gebunden an Hochdrucklagen über Mitteleuropa, wobei der Zug z. T. über der Nebeldecke, also ohne Bodensicht erfolgt sein muß, oder an eine lebhaft mit Schauern verbundene NW-Strömung. Der Dezember schließlich zeigte kein wesentliches Zuggeschehen, mit Ausnahme der frühen Morgenstunden, in denen sich eine gewisse Massierung ergab. Neben echten, in SW-Richtung erfolgenden Wegzugerscheinungen zeigten sich in niedrigen Höhen auch ausgesprochen ungerichtete und sog. Pendelbewegungen, möglicherweise von einem Futterplatz zum anderen; diese Bewegungen beiden Typs ließen sich jedoch ausschließlich bei Tiefdrucklagen über Nordeuropa beobachten, die zwar eine milde Witterung mit sich brachten, jedoch mit ihren westlichen Winden in einem gewissen Umfang stimulierend wirkten.

3. Flugbetrieb und Vögel

Die in vorstehendem Abschnitt gemachten Ausführungen lassen bereits erkennen, daß das Zuggeschehen eine äußerst schwer zu beurteilende Angelegenheit ist, zumal viele Vogelarten sich durch das Wetter nur zum Zugbeginn stimulieren lassen, sich aber während des Zuges scheinbar gar nicht mehr auf die Witterung einstellen. Andere Arten dagegen werden durch endogene Vorgänge zum Zuge ermuntert, ihr Zugverlauf jedoch ist weitgehend wettergebunden und dann recht gut vorhersagbar. Das bedeutet, daß eine Warnung des Flugbetriebs vor massierten Zugvogelbewegungen zwar möglich ist, eine Vorhersage aber immer, auch bei Einführung komplizierter mathematischer Berechnungsverfahren mit Hilfe eines Computers, ein äußerst schwieriges Unterfangen sein wird.

Auf welche Weise aber können z. B. so große und schwergewichtige Flugzeuge wie ein Jumbo oder auch schnelle kleine Militärmaschinen durch Vögel gefährdet werden. Nun, die Antwort ist einfach! Die Düsenaggregate aller heute geflogenen Luftfahrzeuge sind technisch so hoch entwickelt und nicht zuletzt deshalb so empfindlich, daß bereits ein Vogel von der Größe einer Krähe oder eines Kleibitz ein solches Triebwerk zum Ausfall kommen lassen kann. Bei einem Jumbo wird sich ein solcher Zwischenfall kaum verheerend auswirken, da er über 3 weitere Triebwerke verfügt, bei einer einstrahligen Militärmaschine jedoch muß ein solcher Zwischenfall zwangsläufig zu einem To-

talverlust durch Absturz führen. Ein frontal auf eine Cockpitscheibe eines mit 800 km/h fliegenden Flugzeuges aufprallender Vogel mit einem Gewicht von 1 kg entwickelt eine Aufprallenergie von 32 000 kp(kg) und durchschlägt dabei diese Scheibe ohne Schwierigkeit. Die Folge: Druckabfall in der Kabine, Verletzung des Piloten, Erklärung des Luftnotstandes und im Extrem Unfall.

Einige Zahlen mögen das noch verdeutlichen! Nach neuesten Schätzungen, die auf sehr unvollständigen Angaben beruhen, hat die Zivile Luftfahrt in Europa heute bereits jährlich vogelschlagbedingte Schäden von 3 bis 4 Mio US Dollar zu verzeichnen. Im letzten Jahr stürzte eine DC 10 nach dem Start vom Kennedy-Airport in New York, bedingt durch einen Möwenschwarm, ab; die Deutsche Luftwaffe verlor während der letzten 10 Jahre 12 Einsatzmuster durch Zusammenstöße mit Vögeln und hatte während des gleichen Zeitraumes über 2000 solcher Zwischenfälle mit einem Gesamtschaden von über 200 Mio DM zu verzeichnen. Die zivile Fluggesellschaft Aeroflot der UdSSR registriert im Jahr nahezu 1500 solcher Zwischenfälle, und die BOAC, heute mit der britischen BEA zu BA vereinigt, rechnete jährlich mit ca. 4 Mio DM Schäden durch Zusammenstöße mit Vögeln.

Beziehen wir diese Gefährdung einmal auf die über den Vogelzug im Rheinland gemachten Aussagen, so müssen wir feststellen, daß hier die Gefahr gemessen an anderen Gebieten der BRD besonders hoch ist. Einmal haben wir jene abwechslungsreichen Biotope, die einer artenreichen Vogelwelt beste Nist- und Aufenthaltsmöglichkeiten bieten, andererseits verlaufen über den rheinischen Raum jene Tiefflugstrecken, die für die militärische Luftfahrt unverzichtbar sind und schließlich liegen in diesem Raum neben den beiden internationalen Flughäfen Köln-Bonn und Düsseldorf, viele sog. Landeplätze für Sportmaschinen sowie über 5 Militärflugplätze, alle mit einem sehr hohen Flugaufkommen. Daß in diesem relativ kleinen Raum die Zahl der Fast-Zusammenstöße nicht rapide ansteigt und bisher noch keine schwerwiegenden Unfälle erfolgt sind, muß eigentlich erstaunen, findet aber möglicherweise seine Erklärung darin, daß sich die Luftverkehrsgesellschaften aber auch die Militärfliegerei der Gefahr bewußt sind.

4. Vogelschlagverhütung

Seit den ersten vogelschlagbedingten Zwischenfällen im Jahre 1962 hat man in der Luftfahrt aller Länder aufgehört und sich

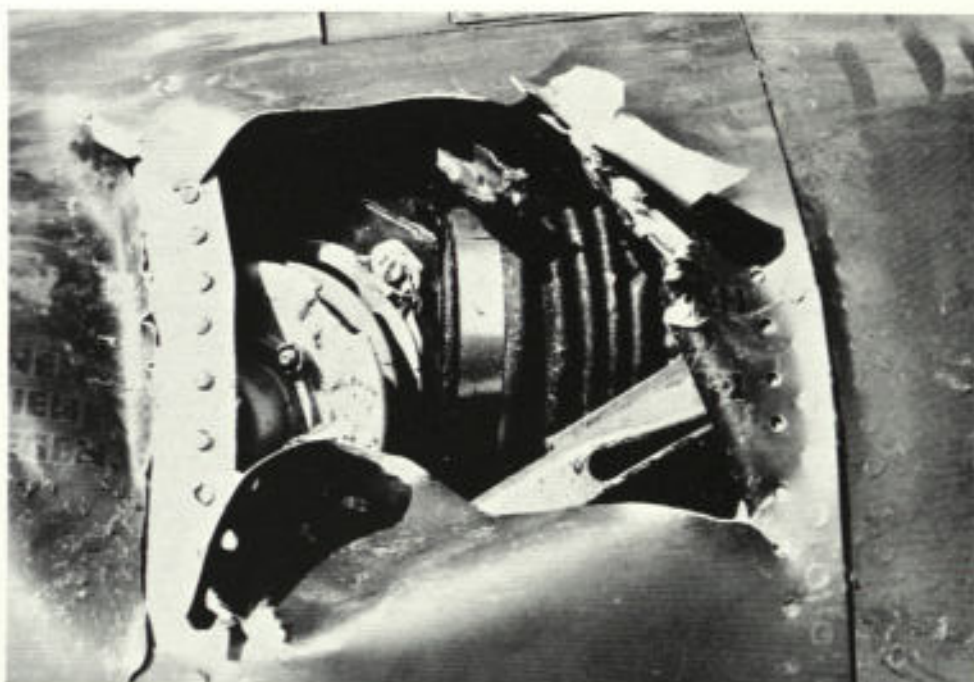
bereits damals zusammengesetzt, um nach Möglichkeiten zur Vogelschlagverhütung zu suchen. Beachtliche Fortschritte wurden auf diesem Sektor während des letzten Jahrzehntes gemacht, Fortschritte, die auch der akademischen Ornithologie zugutekamen.

Heute überspannt eine Radarkette den gesamten Kontinent; bei ihrer Konstruktion und Planung dachte freilich noch niemand daran, daß sie einmal Grundlage auch für eine Radarzugvogelbeobachtung sein würde. Technische Schwierigkeiten waren zu überwinden, d. h. es mußten spezielle, gerätebezogene Methoden zur Vogelbeobachtung entwickelt werden, ein Unterfangen, dessen Schwierigkeitsgrad von vielen Ornithologen oft unterschätzt wird. Ein Vogel ist nun einmal ein Kleinobjekt und mit einem leicht zu identifizierenden Flugzeug nicht vergleichbar. Um ihn auf dem Radarschirm sichtbar machen zu können, müssen bestimmte Vorbedingungen hinsichtlich Spitzenleistung, Impulsfolge, Impulsfrequenz, Impulslänge, Vogelschwarmdichte, Flugeschwindigkeit und Zughöhe erfüllt sein. Außerdem erwies es sich in vielen Fällen als äußerst schwierig, von Vögeln her stammende Echos von Wetter- und Insektenechos zu unterscheiden. Heute bedient man sich, nach Überwindung eines Großteils der erwähnten Schwierigkeiten, der sog. Polaroidfotomethode, um Vogelschwärme auf dem Radarschirm sichtbar zu machen. Dabei wird der Bildschirm mit einer Belichtungszeit von 12 Minuten fotografiert, anschließend wird die Blende für 2–3 Minuten geschlossen und dann dasselbe Bild nochmals für 2–3 Minuten belichtet. Aus dem Punktecho der Augenblicksbeobachtung ergibt sich dann, falls es sich um einen Vogelzug handelt, ein ausgezogener langer Strich, eine Unterbrechung und ein kleiner Strich, also eine Art Ausrufezeichen. Dabei ergibt die Unterbrechung die Richtung des Zuges und die Länge des Ausrufezeichens, bezogen auf den Bildschirmmaßstab unter Berücksichtigung der Gesamtbelichtungsdauer, die Zuggeschwindigkeit. Um die Zughöhe anzumessen, bedarf es einer speziellen Einrichtung, und gerade hier liegen z. Z. die entscheidenden Schwierigkeiten. Eine neuere Methode bedient sich der sog. elektronischen Auszählung von Radarechos in bestimmten Sektoren; die Zählergebnisse werden dann automatisch durch einen Rechner sichtbar gemacht, und die Anzahl der gezählten Echos kann dann Auskunft über die geschätzte Zahl der Vögel geben. Diese Methode hat allerdings z. Z. noch den Nachteil, daß sie alle nicht von Flugzeugen stammende Echos registriert und somit keinen ak-

tuellen Eindruck vom wirklichen Zugesehen vermittelt. Hier bleibt deshalb noch einiges an Forschertätigkeit zu tun. Wie aber nun macht man alle die erhaltenen Informationen über den Vogelzug dem Flugbetrieb zugänglich, und welche Gefährdungsabstufungen und Konsequenzen werden für den Luftverkehr daraus gezogen?

Seitdem das Radar- und visuelle Beobachtungsnetz besteht, laufen stündlich, sowohl über alle Wetter- als auch über alle Flugsicherungsfernsehnetze, Vogelbeobachtungsmeldungen in einer ganz bestimmten Form in ein spezielles, bei Köln gelegenes Auswertezentrum. Bis zu 200 Meldungen solcher Art können hier täglich im Extremfall aus allen Gebieten der BRD und den Nachbarstaaten auflaufen, werden hier gefiltert, d. h. auf Richtigkeit geprüft, in Arbeitskarten übertragen, mit der Wetterlage korreliert, und, falls bestimmte Kriterien erfüllt sind, als sog. Vogelschlagwarnungen auf dem gleichen Fernschreibweg wieder herausgegeben. Auf diese Weise kann sich jeder Pilot auf jedem deutschen und ausländischen Flugplatz bei der Flugabfertigung über die Vogelzugsituation informieren und für seinen Flug die entsprechenden Schlüsse ziehen. Dabei ist es verständlich, daß der Lufthansa-Pilot in der Regel nur an solchen Informationen interessiert ist, welche die An- und Abflugsektoren in Flughafennähe betreffen, der Militärpilot jedoch durch Befehl gezwungen ist, seinen Tiefflug abzubrechen oder gar nicht erst anzutreten, wenn eine bestimmte Vogelzugdichte gemeldet ist; der Sportflugzeugpilot belächelt in vielen Fällen diese Informationsmöglichkeit, weil er glaubt, ein Vogel könne seinem Flugzeug bei der geringen Fluggeschwindigkeit und der Möglichkeit eines rechtzeitigen Erkennens und Ausweichens nichts ausmachen, aber weit gefehlt; die Zahl solcher Zwischenfälle gehen zwischenzeitlich in die Hunderte, nur scheut man sich nach einem solchen Zwischenfall, der bei ein wenig Vernunft hätte verhindert werden können, seine eigene Unzulänglichkeit zugeben. Hier fehlt eine verbindliche Regelung seitens des Gesetzgebers!

Neben dieser Möglichkeit der Information über die aktuelle Vogelzuglage, kann sich jeder Pilot auf jedem Flugplatz anhand von Kartenunterlagen über die saison- oder monatsgebundenen Zugsituationen und die Vogelmassierungsgebiete Europas informieren und seine Flugwegplanung entsprechend ausrichten; es stehen ihm außerdem langfristige Vorhersagen über die je nach Wetterlage zu erwartenden Vogelzüge und deren Tendenzen



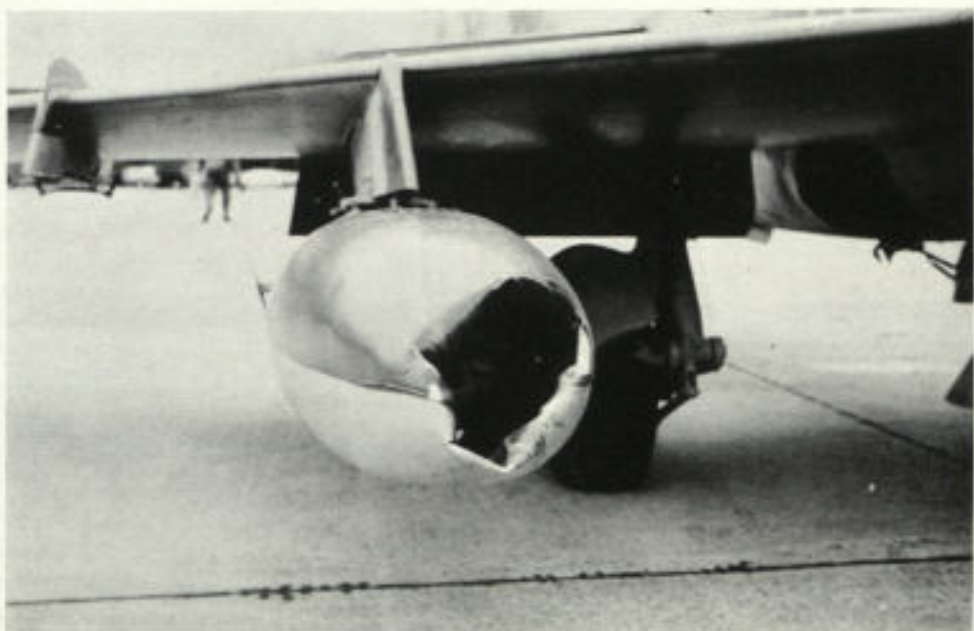
Rumpf eines Starfighters, der in 300 m Höhe von einem Kiebitz durchschlagen wurde

zur Verfügung, und auf allen Militärflugplätzen liegen am Spätnachmittag bereits Kurzanalysen darüber vor, was sich auf Grund der erwarteten Wetterlage in den nächsten 24 Stunden hinsichtlich Vogelzug in den einzelnen Teilräumen der BRD tun könnte.

Alles dient der Sicherheit; der Sicherheit nicht nur von Fluggerät und Mensch, sondern auch der Sicherheit des Vogelzuges;

ein echtes Thema für den Umweltschutz. Angewandte Biologie? Ohne Zweifel! Aber mit der Einschränkung, daß auf allen Seiten Konzessionen gemacht werden müssen und vor allem, daß auf allen Ebenen eine Kooperation praktiziert werden muß, Kooperation deswegen, um allen Interessenschwerpunkten gerecht zu werden, dem Vogelzug in unserem Raum, wie der Flugsicherheit im Rheinland.

Zusatztank einer Fiat G 91, nach einem Zusammenstoß mit einer Krähe beim Start



Der Kampf für und wider das Kuhtor in Kempen

Von Jakob Hermes

Zu den schönsten Stadttoren am Niederrhein zählt neben dem Steintor in Goch, dem Obertor in Neuß und dem Klever Tor in Xanten das Kuhtor in Kempen. Hoch reckt sich der massive und doch so schlank wirkende Torturm über die Dächer der alten Stadt und kündet heute noch in ungebrochener Festigkeit vom früheren Glanz mittelalterlicher Stadtherrlichkeit. Der Besucher ist immer wieder gefesselt von der architektonischen Schönheit und Ausdruckskraft dieses gewaltigen Baudenkmals, das als Festungsturm im Bering eines sieben Meter hohen und zweitausend Meter langen Mauergürtels rund um die historische Stadt Jahrhunderte lang seine Aufgabe als Beschützer der Bürgerschaft erfüllt hat.

Die Kempener wissen um den Wert des historischen Wehrturms und sind stolz auf seinen Besitz. Ohne Murren nehmen sie die nur 2,80 Meter breite und 2,70 Meter hohe Tordurchfahrt, im Autozeitalter ohne Zweifel ein großes Verkehrshindernis, in Kauf und würden bestimmt auf die Barrikaden gehen, sollte einer zur Niederlegung des alten Stadttores Spitzhacke oder Räumler ansetzen wollen.

Dieses erfreuliche Geschichtsbewußtsein der Kempener Bürgerschaft ist jedoch nicht zu allen Zeiten so lebendig gewesen wie heute. O nein! Wir brauchen nur bis ins vergangene Jahrhundert zurückzugehen, um die gegenteilige Einstellung im bedrohlichen Maße kennenzulernen. Da war vom Bürgermeister bis zum geringsten Bürger nicht ein einziger in der Thomasstadt zu finden, der nicht für die Beseitigung des lästigen und unmodernen Verkehrshindernisses seine Stimme



Kuhtor vor der Restaurierung 1895 (Südseite)

Kuhtor nach der Restaurierung 1903 (Südseite)



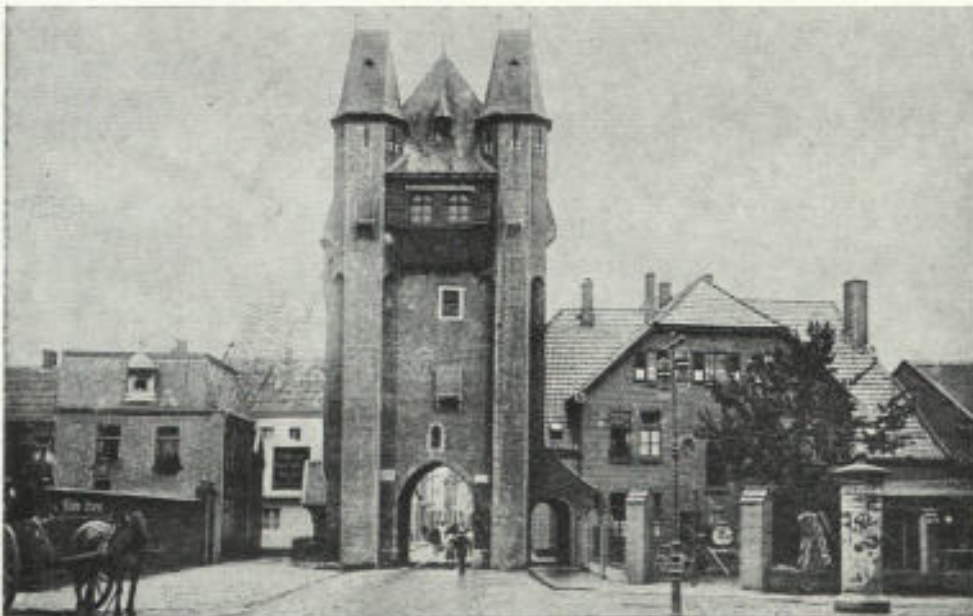
Kuhtor nach der Restaurierung
1910 (Südseite)



erhoben und wiederholt in leidenschaftlichen Appellen den Rat der Stadt mit Anträgen auf Niederlegung bestürmt hätte. Hatten bis Mitte des letzten Saeculums die hohen Kosten den Turm vor dem Ab-

bruch gerettet, so schützte in den achtziger Jahren eine Regierungsverfügung das Bollwerk vor seinem Schicksal, wonach die städtische Obrigkeit bei der vorgeetzten Behörde eine Genehmigung ein-

Kuhtor nach der Restaurierung 1910 (Nordseite)



holen mußte, wollte sie ein historisches Baudenkmal dem Erdboden gleichmachen. Und das war die Rettung des alten Stadttors, daß die höheren Regierungsstellen über Wert und Unwert eines geschichtlichen Bauwerks mittlerweile anders dachten als die „modern“ denkenden Kempener und in weiser Voraussicht dem Vorhaben kurzsichtiger Einreißpolitiker ein striktes Nein entgegengesetzten. So unbegreiflich uns heute die Einstellung unserer Vorfahren erscheint, versuchen wir, sie zu verstehen unter dem Aspekt der Nachteile, die ihnen die Festungswerke zeit lebens verursacht hatten. Dann werden wir ihre Aversion begreifen und mit verstehendem Augenzwinkern ihnen ihre böse Absicht verzeihen.

Im Kempener Stadtarchiv wird unter der Nummer 617 der städtischen Verwaltungsakten von 1815 bis 1945 ein Aktenstück über die „Verhandlungen zwecks Restauration des Kuhtores“ aufbewahrt, das uns einen trefflichen Einblick in die wechselvolle Geschichte des steinernen Paladins mittelalterlicher Wehrhaftigkeit gestattet.

Das Kuhtor, erstmalig in der Urkunde vom 2. 5. 1357 erwähnt, wurde um 1370 fertiggestellt. Wir sehen uns zu dieser ziemlich genauen Fixierung des Entstehungsdatums berechtigt beim Vergleich wesentlicher Baumerkmale mit der ehemaligen kurkölnischen Burg, die von 1396 bis 1400 von Baumeister Johann Hundt errichtet wurde. Die Form der Eckpfeiler an der Nordseite des Kuhtores, deren rechteckiger Grundriß durch Pendentifs in das Achteck der Ecktürmchen übergeführt wird, finden wir auch auf der Mitte des Ostflügels der Burg, ein Motiv, das auf ein und denselben Baumeister hinweist.

Nachdem um 1290 die Stadtbefestigung mit doppeltem Wall und Graben ihren Anfang genommen hatte, wurde im folgenden Jahrhundert das Befestigungswerk mit dem Bau der Stadtmauer in mehreren Bauabschnitten fortgesetzt. Diese Arbeiten erreichten in den sechziger Jahren dank der regen Bautätigkeit des erzbischöflichen Koadjutors Kuno von Falkenstein einen ersten Höhepunkt, der den Mauerbau sichtlich vorantrieb. Die Mauer legte sich wie ein fester Ring um die Stadt. Sie war sieben Meter hoch und rund zweitausend Meter lang. In fünf Meter Höhe hatte sie einen einfachen, nicht überdachten Wehgang, der zur Feindseite hin Schießscharten in gleichmäßigen Abständen aufwies, während an der Stadtseite ein niedriges Mauerchen den Schützen vor einem Absturz bewahrte. Nur an den vier in Himmelsrichtung angelegten Hauptstraßen konnte die Stadt verlassen

oder betreten werden. Diese Nahtstellen wurden durch Doppeltore abgesichert. An der Stadtseite stand das Haupttor, ein massiver mehrgeschossiger Steinkoloß mit einer engen und niedrigen Tordurchfahrt, während in Höhe des äußeren Grabens ein von zwei Türmen flankiertes Vortor den freien Zugang versperrte. Über dem inneren Graben konnte im Augenblick höchster Gefahr eine Zugbrücke hochgezogen werden. Die Vorrichtung ist heute noch an der Nordseite des Kuhtores zu beobachten. Von Tor zu Tor waren jeweils vier Türme halbmondartig in die Mauer eingebaut, durch welche die Mauer mittels eingelassener Stufen oder Leitern zu besteigen war. Sie reichten mit Ausnahme von vier hohen Mauertürmen mit ihrem Zinnenkranz nur wenig über den Scheitel der Mauer. Die Mauer grenzte fest an die Stadttore an, was die Sicherheit an diesen neuralgischen Punkten wesentlich erhöhte.

Nach diesem erklärenden Überblick über die Stadtbefestigung im allgemeinen zurück zum Kuhtor im besonderen.

Den Zugang in die Torstube des ersten Geschosses ermöglichte ein sechsstufiger Aufgang, der von dem Wehrgang in eine seitwärts angebrachte Tür führte. Ob zur kurkölnischen Zeit schon das erste vom zweiten Geschoß durch eine Zwischendecke getrennt war, ist nicht klar zu entscheiden. Vermutlich ist eine Decke erst bei der Einrichtung des Cantonalgefängnisses eingezogen worden. Licht fiel nur durch zwei an der Stadtseite gelegene Luken, welche durch Blenden zu verschließen waren.

Solange der Torturm bis zum Ende der kurkölnischen Herrschaft reinen Verteidigungszwecken diente, ist anzunehmen, daß er unbewohnt gewesen ist, wenn es sich die Wachmannschaften in der Torstube auch hin und wieder bequem gemacht haben mögen. In dieser Vermutung sehen wir uns bestärkt durch die vorhin erwähnte spärliche Belichtung. Nach der Darstellung des alten Kuhtores vor 1895 schloß knapp über den Pendentifs der Eckpfeiler ein einfaches Zeltdach den Turm nach oben ab. Ob ursprünglich ein viertes Geschoß vorhanden gewesen ist, wie Landeskonservator Dr. Paul Clemen vermutet und Baumeister Heinrich Wiet-hase in seinem Rekonstruktionsentwurf veranschaulicht, ist zu bezweifeln. Denn gewaltsame Einwirkungen durch Beschuß, wie wir sie vom Mühlenturm aus der Zeit der hessischen Belagerung im Jahre 1642 kennen, sind vom Kuhtor nicht zu berichten. Auch kann der Zahn der Zeit das meterdicke Mauerwerk kaum so baulos gemacht haben, daß das Abtragen eines

vierten Geschosses notwendig geworden wäre. Schließlich ist nicht einzusehen, warum das Kuhtor im Vergleich zu den übrigen drei Stadttoren eine so ins Auge fallende Höhe gehabt haben sollte.

Rechts und links des Torbogens sind an der Stadtseite zwei Nischen in das Mauerwerk eingelassen. Die an der Ostseite dargestellte Kreuzigungsgruppe in barocker Umrahmung stammt aus dem Jahre 1712, während die hinter einem Spätrenaissance-rahmen aufgestellte Pieta aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts im Jahre 1697 hier ihren Platz fand. Der hohe Kunstwert dieser Plastik veranlaßte die Stadt vor einigen Jahren, sie aus Sicherheitsgründen im Kramer-Museum aufzustellen und die Mauernische mit einer täuschend ähnlichen Kopie auszustatten. Der rechteckige Turm war vor der Restaurierung 1895 bis zum Dachfirst 13 Meter hoch. Nach Aufsetzen des vierten Stockwerks wuchs er bis zum First auf 20 Meter. Die Innenräume messen von Nord nach Süd 8,20 Meter und von Ost nach West 5 Meter, bilden also eine Fläche von 41 qm.

Im Laufe der Jahrhunderte war das Kuhtor derart in Unstand geraten, daß Bürgermeister Lambertz 1817 den Gemeinderat vor die Wahl stellte, das Kuhtor von Grund auf zu restaurieren oder abzubauen. Zunächst faßte der Rat den Beschluß, das Tor durch den Maurermeister Baptist Rabong aus Krefeld instandsetzen zu lassen, änderte aber wenig später seine Meinung und bestand auf vollständigem Abbruch. An seine Stelle sollte ein einfaches Tor mit Wachstube treten.

Doch der erste Angriff auf den Turm verpuffte. Eine im Jahre 1821 vorgenommene Kostenprüfung für Ausbesserungsarbeiten an den vier Stadttoren ergab für das Kuhtor den höchsten Betrag von 112 Rtl. 15 Sg. 8 Pf. Der Bau-Conducteur Scholl aus Krefeld machte in seinem Kostenanschlag über 110 Rtl. den Vorschlag, das baulose Vortor mit Torwärterwohnung niederzulegen und das Haupttor auszubessern, eine neue Torwärterwohnung an den Turm anzubauen unter Mitbenutzung des Wohnraumes im Torturm. Dieser Vorschlag wurde am 29. 7. 1822 von Landrat Peter von Monschaw genehmigt und Scholl der Auftrag erteilt.

Um für den Torturm eine nützliche Verwendung zu finden, wurde am 15. 2. 1828 ein Bauplan zur Einrichtung eines Cantonalgefängnisses mit Gefangenenwärterwohnung ausgearbeitet. Die Kosten an Material und Arbeitslohn beliefen sich nach einem Prüfungsbericht des Kreisbaumeisters Stephan Hermkes auf 676 Rtl. 29 Sg. 1 Pf. Sie wurden auf die Cantonal-

gemeinden Kempen mit Schmalbroich, St. Hubert, Hüls, Tönisberg, St. Tönis, Vorst und Oedt entsprechend ihrer Einwohnerzahl verteilt. Das Gefängnis wurde im dritten Geschoß untergebracht und der Raum in drei Zellen zu knapp 14 qm unterteilt. Die Wärterwohnung befand sich darunter im zweiten Stock und wies ebenfalls die Unterteilung in drei kleine Räume auf.

Auf Anweisung der königlichen Regierung in Düsseldorf mußte der Gefangenenwärter diese Räume 1880 zugunsten einer Gefängnisvergrößerung quittieren und mit dem Obergeschoß des fest an der Ostseite angebauten Pförtnerhauses vorlieb nehmen. Die ehemalige Wärterwohnung wurde durch Vergitterung des Fensters gegen einen Ausbruch gesichert. Der östliche Anbau, ursprünglich als Pförtnerwohnung gedacht, diente bis 1866 als Mietwohnung, um anschließend im Erdgeschoß als Polizeigefängnis der Stadt Kempen Verwendung zu finden, während das Obergeschoß, wie vorhin gesagt, dem Gefangenenaufseher zur Verfügung stand. Der Turm war mit dem Anbau durch eine Treppe im Hause verbunden.

Mit der Verwendung als Gefängnis schien die Zukunft des Kuhtores gesichert. Da richtete die Nachbarschaft der Kuhstraße am 1. 6. 1854 eine Petition an die königliche Regierung, die Stadtverwaltung zu veranlassen, den Abbruch des Kuhtores vorzunehmen. Das Bollwerk sei nicht mehr zeitgemäß und verkehrshinderlich wegen der schmalen und niedrigen Tordurchfahrt. Diese Beobachtung sei in erhöhtem Maße durch die Verkehrsbelebung nach Fertigstellung der Bezirksstraße Viersen-Aldekerk zu machen. Auch gehöre ein Gefangenenlokal nicht an den Stadtrand, sondern in Stadtmitte.

Die von Bürgermeister Franz Theodor Foerster angeforderte Stellungnahme verneinte ein Bedürfnis auf Abbruch. Die Antragsteller seien nicht bei der Wahrheit geblieben, überdies hätten sie stark übertrieben. Sicherlich würde nach Beseitigung des Tores die Straße breiter, aber die Tordurchfahrt sei auch wieder nicht so hinderlich, um die Abbruchkosten und die Verlegung des Gefängnisses zu rechtfertigen. Landrat Max Anton Foerster unterstützte seinen Bruder mit dem Zusatz, daß für den Abbruch ein öffentliches Interesse nicht vorläge und die übereilte Entfernung der drei übrigen Tore mehr aus Zweckmäßigkeitsgründen erfolgt sei. Eine vom Stadtrat gewählte dreiköpfige Kommission kam bei einer Ortsbesichtigung am 9. 8. 1854 zu dem Ergebnis, daß das Kuhtor zwar dringend reparaturbedürftig sei, aber ein Abbruch wegen der

zu hohen Kosten nicht verantwortet werden könne, wenn an sich auch die Beseitigung des Stadttores und die Verlegung des Gefängnisses schon wünschenswert wären.

Dunkle Wolken einer Unheil verkündenden Zukunft zogen sich über der alten Kuhpforte zusammen, als 1883 bekannt wurde, daß der Bau eines Amtsgerichtsgefängnisses in Kempen vorgesehen sei. Der Stadtrat beschloß deshalb in seiner Sitzung vom 19. 4. 1883, die Genehmigung zum Abbruch bei der vorgesetzten Behörde einzuholen, sobald das neue Gefängnis fertiggestellt sei. Gleichzeitig wurde der Landrat von Bönninghausen gebeten, die Regierungsräte Lieber und Streiberg gelegentlich ihres Besuches in Kempen zu einer Besichtigung des Kuchtors zwecks Prüfung auf seinen kunsthistorischen Wert zu bewegen.

Der Antrag der Stadt lief über die zuständigen Behörden bis nach Berlin, wo er vom Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten abgelehnt wurde. In seiner Begründung vom 27. 7. 1883 führte der Minister aus, daß das Tor „ein historisch, malerisch und in architektonischer Hinsicht bedeutender und interessanter Turm sei, der, wenn von dem Gefängnisturm vor seinem Fenster befreit, der Stadt unstreitig zur bedeutungsvollen Zierde gereichen würde.“ Die Erhaltung sei geradezu verpflichtend im Hinblick auf die vielen anderen historischen Baudenkmäler der Stadt. Sollte die enge Tordurchfahrt künftig ein Verkehrshindernis werden, so sei zu erwägen, an der Westseite einen Fahrweg mit Bürgersteig anzulegen. Hierüber wünschte das Ministerium Bericht unter Vorlage eines Situationsplanes.

Die Entscheidung der höchsten Instanz traf die Kempener wie ein Schock, und sie brauchten zwei Monate, sich von diesem Dämpfer zu erholen. Dann gingen sie aber mit frischem Mut zu einem neuen Angriff über und erlaubten sich über den vorgeschriebenen Instanzenweg, dem Herrn Minister mit Schreiben vom 20. 9. 1883 folgende Stellungnahme zu unterbreiten:

„Es erregt allgemein Verwunderung in Kempen, daß gerade das unbedeutendste Stadttor erhalten bleiben soll, wo die drei übrigen, weitaus schöneren Tore längst abgebrochen worden sind, um dem wachsenden Verkehr gerecht zu werden. Den Anwohnern der Kuhstraße muß doch die gleiche Berücksichtigung widerfahren wie den anderen Straßen. Die Verkehrsbehinderung wird zeitweise noch erhöht durch die Leichenzüge, die den Weg aus der Innenstadt zu den beiden Friedhöfen an



Kuchtur nach der Restaurierung 1925 (Nordseite)

der Aldekerker Straße nur durch das Kuchtur nehmen können. Wo die Regelung der neuen Verkehrssituation allgemein durch den Bau von Straßen und Eisenbahnen größte Aufmerksamkeit widmet, wird in Kempen nicht begriffen, warum das Kuchtur stehen bleiben soll. Ein Kunst- oder Altertumswert ist von hiesigen Fachleuten nie festgestellt worden. Auch bildet das Tor in sanitärer Hinsicht durch Stau und Überschwemmung der städtischen Entwässerung ein großes Hindernis. Nach stärkeren Regenfällen staut sich das Wasser infolge des zu schmalen Durchlasses unter dem Tor bis 50 Meter stadtwärts und setzt die untere Kuhstraße samt Keller unter Wasser. Nicht selten kommt es vor, daß der Polizeidiener mit mehreren städtischen Arbeitern samstags für einige Stunden an der Reinigung der Kuhstraße Hand anlegen muß.“

Dem Schreiben fügten sie je ein Foto der Nord- und Südseite zur Abschätzung des Altertumswertes bei. Daneben sollte eine geometrische Zeichnung über die Verkehrssituation Aufklärung geben im Falle einer westlichen Umgehungsstraße. Ein solches Projekt käme der Stadt viel zu teuer, zumal zu den hohen Kosten für

den neuen Fahrweg das Unterfangen der stark beschädigten Seitenmauern und das Trockenlegen des Sumpfes zu beiden Seiten des Tores den Ausbau noch enorm verteuern würden. Die Finanzlage der Stadt sei an sich schon durch die hohe Verschuldung infolge der Restaurierungsarbeiten an der ehemaligen kurkölnischen Burg und der Unterhaltungskosten des Gymnasiums so stark angespannt, daß sie zur Verwirklichung des von höchster Instanz gemachten Vorschlages nicht die erforderliche Summe von 9.000 Mk. aufbringen könne.

Berlin ließ sich aber nicht beirren und antwortete mit Schreiben vom 24. 12. 1883: „Wenn der Altertumswert historischer Gebäude früher leichtfertiger gehandhabt worden ist als heute, demzufolge leider die drei anderen Stadttore zum Opfer gefallen sind, so ist das noch lange kein Grund, heute genauso leichtfertig zu verfahren. Im Gegenteil! Wenn die Kosten für die Westumgehung 9.000 Mk. betragen, so ist doch gewiß ein großer Teil der Abbruchkosten in diesem Betrag enthalten, wenn der Turm fallen sollte. Es ist nicht einzusehen, daß der Kostenbetrag im Verhältnis zum Denkmal-

wert des Turmes eine Rolle spielen kann.“ Mit dieser Entscheidung schienen die Kempener Absichten endgültig gescheitert. Trotzdem wagten sie mit Antrag vom 2. 12. 1888 ein weiteres Mal, ihr Gesuch auf Entfernung des Kuhtores beim königlichen Landrat zu erneuern. In dieser Petition erlaubten sich die Stadtväter das Anerbieten, es möge von höchster Stelle auf Kosten der Stadt eine Ortsbesichtigung vorgenommen werden, um an Ort und Stelle zu überprüfen, ob das Tor wirklich „ein historisch, malerisch und in architektonischer Hinsicht bedeutender und interessanter Turm sei, welcher der Stadt zur bedeutungsvollen Zierde gereicht.“ Selbst sachverständige Gutachter hätten bisher einen Denkmalwert des Torturmes entschieden verneint und sich für einen Abbruch ausgesprochen. Die gesamte Bürgerschaft, vom Bürgermeister bis zum geringsten Arbeiter, sei für die Beseitigung des Turmes aus Gründen der Verkehrsbehinderung. Hochbeladene Erntewagen könnten den niedrigen Torbogen nicht passieren, ohne Gefahr zu laufen steckenzubleiben. Der Wasserstau nach stärkeren Regenfällen habe zur Folge, daß übelriechende Morastmengen zum Schaden der Anwohner zurückblieben.

In einem dem Antrag beigefügten Situationsplan des Geometers Zirkel wurde deutlich gemacht, daß nach Entfernung des Tores ein günstigeres Abflußnetz angelegt werden kann, welches jegliche Stauung unmöglich macht. Die derzeit katastrophalen Abflußverhältnisse nach Schnee- oder Regenfällen infolge der mit 30 x 40 cm zu kleinen Abflußrinne unter dem Tor und die daraus resultierenden Überschwemmungen der Kuhstraße sind nur zu beheben durch Niederlegung des hinderlichen Tores.

Wirklich historisch, malerisch und architektonisch bedeutend sei die nahe gelegene Burg, wogegen der Torturm minderwertig und ausdruckslos wirke. Aus traditioneller Verantwortung habe sich damals vor knapp 30 Jahren die kleine Stadt auch nicht gescheut, zur Restaurierung der Burg 90.000 Mk. aufzubringen, eine Summe, welche die Stadt heute noch zum weitaus größeren Teil abzutragen habe. Umso schwerer würde die Bürde empfunden, dazu noch einen nutzlosen, keinerlei Einnahmen aufbringenden Turm zu unterhalten.

Als 1886 die letzten Gefangenen in ihr neues Heim an der Wiesenstraße umgezogen waren, fanden sozial schwache Familien vorübergehend freie Unterkunft im Kuhtor. Hin und wieder stieg die Zahl der Wohnungssuchenden auf sechs Familien.

Und ihre Kopfzahl war damals bekanntlich selten unter 10 Personen. Nun stelle man sich vor: pro Familie ein Wohnraum von knapp 14 qm. Kein Wasser, keine Toilette, mangelhafte Entlüftung und Beleuchtung. Kaum vorstellbar! Und doch ist es so gewesen. Aber es war ein lustiges Völkchen. Jeder neue Mieter wurde mit Halloh und Prösterchen begrüßt und gefeiert bis spät in die Nacht. Mittelpunkt und Lebenselixier war eben die Schnapsflasche. Erst eine geharnischte Beschwerde der an sich schon leidgeprüften Anwohner an den Bürgermeister führte zur Auflösung des fröhlichen Obdachlosenheims im August 1888.

Im Juli 1889 kam der preußische Staatskonservator, Geheimrat Dr. Persius, höchstpersönlich nach Kempen und sprach sich nach eingehender Besichtigung des Kuhtores entschieden gegen einen Abbruch aus. Er stellte sogar die Übernahme sämtlicher Instandsetzungskosten durch den Staat in Aussicht, ein voreiliges Versprechen, wenn man bedenkt, daß dieser euphorische Ausspruch nur zu einem Viertel realisiert wurde.

Dem Staatskonservator folgte im Dezember der Landeskonservator, Professor Dr. Paul Clemen. Auch er setzte sich mit Nachdruck für eine Instandsetzung ein, worauf der Kölner Architekt und Baumeister Heinrich Wiethase mit der Anfertigung einer Zeichnung und der Erstellung eines Kostenanschlages für die Restaurierung beauftragt wurde. Der Minister stellte einen angemessenen Betrag aus Staatsmitteln in Aussicht. Der Rest sei aus provinzialständischen und städtischen Fonds zu decken.

Nach dem Plan von Wiethase gewann der Turm in neugotischer Stilausführung um sieben Meter an Höhe durch den Aufbau eines vierten Geschosses mit hohem abschließenden Satteldach. Das Besteigen wurde durch den Anbau eines Treppenturmes an der freigelegten Ostseite möglich gemacht, der oberhalb des vierten Stocks in ein Türmchen auslief. Der Anbau aus dem Jahre 1828 war anfangs der neunziger Jahre entfernt worden.

Die Restaurierungskosten beliefen sich einschließlich Innenausbau auf 12.800 Mk., wozu der Staat 3.000 Mk., der Provinziallandtag 7.800 Mk. und die Stadt 2.000 Mk. beisteuerten.

Clemen, begeistert von Wiethases Plan, verstand es, den Oberpräsidenten in Koblenz in einem ausführlichen Gutachten von dem künftigen hohen Kulturwert des Kuhtores als Heimstätte eines Museums und Archivs von überregionaler Bedeutung zu überzeugen und den Kostenauf-

wand des Provinziallandtages in Höhe von 7.800 Mk. zu rechtfertigen.

In seinem achtseitigen Bericht vom 30. 11. 1893 hob Clemen besonders hervor, daß der 1889 gegründete Kunst- und Altertumsverein dank seines kunstsinnigen Konservators Konrad Kramer schon jetzt eine große Anzahl Stücke von hervorragendem Kunstwert besitze. Ursprünglich im Rathaus untergebracht, habe die Sammlung zur Zeit nur eine provisorische Bleibe in einem leeren Schulsaal. Ähnliche Unternehmen in Kieve, Xanten, Geldern und Rheinberg seien wieder eingegangen. Neben Wesel sei Kempen das einzige lebensfähige Institut dieser Art am Niederrhein. Die Sammlung verfüge über ausgezeichnete Stücke an nieder-rheinischen Möbeln. Truhen, Schränken, Bauernstühlen, Geräten und wertvollen Kalkarer Schnitzereien, die sich aus der Reihe der städtischen Trödelbuden herausheben. Sie habe hohe kulturelle Bedeutung für den Niederrhein. Sie sei heute schon der mittelalterlichen Abteilung des Bonner Provinzialmuseums fast gleichzustellen. Da städtisches Eigentum, sei die Gefahr einer Zersplitterung nicht gegeben. Neben der Vereinssammlung besitze Kramer eine Reihe eigener prächtiger Kunstgegenstände, um deren Besitz sich schon Privatsammler aus Köln und Paris bislang vergeblich bemüht hätten. Der glückliche Besitzer habe der Stadt schon jetzt seine Auswahl in Aussicht gestellt, falls für geeignete Räume gesorgt würde.

In Anbetracht des steten Wachstums der Sammlung sei allein schon aus dieser Perspektive der Aufbau eines vierten Stockwerks zu empfehlen, da die vorhandenen Geschosse allein schon von den jetzigen Vorräten beansprucht würden.

Das Stadtarchiv zähle zu den reichhaltigsten Archiven am Niederrhein und habe zur Zeit im Rathaus nur eine unzulängliche Unterkunft. Die vom historischen Verein für den Niederrhein beabsichtigte Veröffentlichung – 1897 in Heft 64 verwirklicht – lasse einen größeren Zustrom von Gelehrten nach Kempen erwarten, weshalb schon aus diesem Grunde eine übersichtlichere Aufstellung geboten erscheine.

Auf Vorschlag Clemens wurden aus praktischen Erwägungen nur geringfügige Änderungen an dem Plan des inzwischen verstorbenen Wiethase vorgenommen. So mußte als Aufbewahrungsort für Kunstgegenstände und Schriftgut für eine größere Lichtfülle gesorgt werden. Eine Vergrößerung und Vermehrung der Fenster auf Kosten des Festungscharakters war deshalb nicht zu umgehen. Das geplante

Satteldach wurde durch ein Walmdach ersetzt, weil es nach Ansicht Clemens mehr dem niederrheinischen Befestigungsprofil entsprach und die Silhouette des Turmes anmutiger, freier und reicher mache. Zudem würde durch ein Walmdach der Südseite zur Stadt hin die schroffe Wirkung genommen. Überdies würden die in zwei hübsche Türmchen auslaufenden Pfeiler an der Nordseite viel an Wirkung gewinnen.

Da über den Treppenturm größere Stücke schlecht nach oben zu befördern waren, wurde eine mansardenartige Vorrichtung mit einem vorspringenden Flaschenzugbalken angebracht und in jedem Geschoß eine turmartige Öffnung, zur Hälfte als Fenster dienend, eingebaut.

Alle drei Räume dienten dem Museum, lediglich im ersten Stock fanden an der Westseite Schränke zur Aufnahme der kurkölnischen Akten Aufstellung. Die Urkunden erfreuten sich einer feuerfesten Aufbewahrung in einem in der Mauernische eingelassenen Eisenschrank.

Die von Clemens vorgeschlagenen Änderungen fanden den ungeteilten Beifall der Regierung, während im übrigen eine genaue Befolgung des Wiethaseplans vorgeschrieben wurde. Die Stadt erhielt Anweisung, einen geeigneten Nachfolger für Wiethase zu suchen, und fand ihn in dem Neffen des Verstorbenen, Architekt Heinrich Renard aus Köln, der auch die notwendigen Ergänzungen und zusätzlichen Kosten errechnete. Zum Bauleiter wurde in der Ratssitzung vom 27. 11. 1894 einstimmig der Regierungsbauführer Hugo Herfeldt aus Kempen gewählt.

Renard erhielt für die Umarbeitung 350,- Mk von der Stadt und überreichte am 13. 12. 1894 einen neuen spezifizierten Kostenanschlag, der auf ausdrückliches Ersuchen der Stadt den ursprünglichen Betrag von 12.800 Mk. auch nicht überstieg. Der Plan einer Westumgehung war fallen gelassen worden, weil eine Freilegung an dieser Seite die Wirkung des Turmes be-



Bild oben:
Kuhtor, Innenraum mit Zeitungsarchiv

Bild mitte:
Kuhtor, Innenraum mit Archivbibliothek
und Zeitschriftenabteilung

Bild unten:
Kuhtor, Innenraum mit den Urkunden und
Akten aus der kurkölnischen Zeit

einträchtig hätte. Überdies war er auch überholt durch die Entfernung des Pförtnerhauses an der Ostseite und den dadurch geschaffenen Umgang an dieser Seite.

Mit Schreiben vom 4. 4. 1895 genehmigte der Regierungspräsident die Ausführung des Umbaus des im Clemen'schen Sinne geänderten Entwurfes und erbat einen ersten Bericht über den Stand der Restaurierung innerhalb dreier Monate.

Am 14. 7. 1895 konnte der Bürgermeister dem Landrat berichten, daß mit den Arbeiten begonnen worden sei. Die wichtigsten Maurerarbeiten lagen in den Händen der Baufirma Jakob Pegels, während die Zimmerarbeiten der Firma Christian Buyskens übertragen waren. Beide Firmen stammten aus Kempen.

So flüchtig der Anfang, so schleppend der Fortgang der Arbeiten. Einmal fehlten die Steine, das andere Mal wurde der feuchten Witterung die Schuld an der Verzögerung gegeben. Die Ursachen lagen aber wohl mehr an der ungenügenden Zahl der am Umbau beschäftigten Maurer. Einmal waren es nur drei, dann sogar nur zwei, die übrigen waren auf andere Baustellen verteilt, ein Zeichen florierender Konjunktur auf dem Bausektor. Immer wieder drängte die Regierung auf die Schlußabrechnung, anderenfalls die restlichen Zuschüsse verfallen würden. Nach langem Hin und Her war Bauführer Hugo Herfeldt endlich am 27. 4. 1899 in der Lage, die Endabrechnung vorzulegen, solange war er von der Baufirma Jakob Pegels hingehalten worden. Der Endbetrag belief sich auf 14.527,89 Mk, ein Überhang also von 1.727,89 Mk. Wer soll das bezahlen? Die Stadt war zu arm. Trotzdem wird sie für die Mehrkosten gerade gestanden haben, denn es sind keinerlei Unterlagen auffindbar, wonach die übergeordneten Behörden noch einmal in die Tasche gegriffen hätten.

Ihren Dank an den Bauführer Hugo Herfeldt faßte die Stadt Kempen in dem Dreizeiler zusammen:

Kempens Wehr, des Thores Wacht,
Stelltest Du her in alter Pracht.
Dank und Ehr sei Dir gebracht!

Den Spruch konnte sich die Stadt schon einfallen lassen, nahm Herfeldt für die Bauleitung doch keinen Pfennig Honorar. 1907 wurde an der Westseite das fest an den Torturm angrenzende Wohnhaus abgerissen und an seine Stelle ein Neubau gesetzt, der im Erdgeschoß einen tunnelartigen Durchgang für einen Bürgersteig freiließ, damit auch an dieser Seite der Fußgänger am Turm vorbeigehen konnte.

Das stete Wachstum der Kunstsammlung machte mit der Zeit die Raumfrage im Kuhtor problematisch. Völliger Ratlosigkeit sah sich die Stadt gegenüber, als Konrad Kramer im Jahre 1910 einen großen Teil seiner Privatsammlung der Stadt zum Geschenk machte. Doch Not macht erfinderisch. Die Stadt richtete die Kreuzgänge und Kapitelsäle im Erdgeschoß des ehemaligen Franziskanerklosters zu Museumsräumen ein und verschaffte hier der wertvollen Sammlung eine würdige Heimstatt. Sie legte den Bestand des Kunst- und Altertumsvereins mit der Stiftung Kramer zum Städtischen Kramer-Museum zusammen und stellte die Kunstgegenstände, Geräte und Waffen in einer feierlichen Eröffnung am 22. Mai 1912 der Bürgerschaft in ausreichenden Ausstellungenräumen erstmalig vor. Dort erfreut sich auch heute noch das Kramer-Museum ständigen Besuchs.

Das Kuhtor wurde nach Auszug des Museums ausschließlich für Archivzwecke genutzt. Im unteren Geschoß blieben die kurkölnischen Urkunden und Akten, und im nächsten wurde die Archivbibliothek nebst Zeitschriftenabteilung untergebracht. Das obere Stockwerk nahm das Zeitungsarchiv auf, dazu die Verwaltungsakten der Stadt und der Gemeinde Schmalbroich aus der preußischen Zeit, sowie die ehemalige Rathausbücherei. Der Zahn der Zeit, nicht zuletzt die beiden Kriege, hinterließen ihre Spuren des Verschleißes der Innenräume. In den sechziger Jahren ließ es sich deshalb die Stadt angelegen sein, das Kuhtor von Grund auf zu restaurieren. Das Mauerwerk wurde neu gefügt, und neue Fenster ersetzten die morschen alten. Die Innenräume erhielten mit Eisenträgern verstärkte Böden, neue Dielen, neue Regale und einen neuen Anstrich. In jedem Raum ist eine Gasheizung installiert. Schließlich wurde in der östlichen Nische des mittleren Geschosses ein Waschraum mit Toilette eingebaut.

So stellt sich der Torturm im gepflegten Zustand dem Besucher vor als ein Bauwerk mit bleibendem Nutzwert und als Wahrzeichen mittelalterlicher Stadtherrlichkeit.

Benutzte Quellen:

Stadtarchiv Kempen: Aktenstück Nr. 617, 1817–1899, „Kuhtor betreffend und Verhandlungen betr. Restauration des Kuhthores“

Paul Clemen: Die Kunstdenkmäler des Kreises Kempen, Düsseldorf. 1891, S. 87–88

Wer den Untertitel zu dieser Ausstellung des Regionalmuseums Xanten nicht liest, meint zunächst, es würde sich wohl um die Ausgrabung eines römischen Gutshofes, einer Villa Rustica, oder gar eines vorgeschichtlichen Hauses handeln.

Die Archäologie hat sich erst in den vergangenen Jahrzehnten mit jüngeren, schon geschichtlichen Epochen beschäftigt und wichtige Ergebnisse zur Geschichte hinzugefügt. Erinnert sei nur an die Ausgrabungen im Bereich des Xantener Domes bereits vor dem Kriege, oder an die Grabung der Niederungsburg Haus Meer bei Meerbusch aus dem 10. und 11. Jahrhundert.

Mit der archäologischen Fundbergung von Haus Gelinde begaben sich das Rheinische Landesmuseum und das Regionalmuseum Xanten auf Neuland. Das 18. Jahrhundert, fast meint man zur Verdeutlichung „nach Christus“ hinzufügen zu müssen, wird erstmalig durch archäologische Ergebnisse vorgeführt und durch ergänzendes Anschauungsmaterial zu einem Bild des damaligen Lebens ergänzt. Die Archäologie hat in diesem Falle geholfen, durch Funde erstmalig einen Einblick in das Leben auf einem größeren Hof am Niederrhein zu vermitteln. Aus den Funden läßt sich beispielhaft Geschichte ablesen.

Niederrheinische Keramik ist schon seit der Jahrhundertwende Gegenstand von wissenschaftlichen Untersuchungen. Die Keramik war bislang aber nur durch die Prunkware, vor allem Schüsseln und Teller, die als Schaustücke in den Häusern der damaligen Zeit aufgestellt waren und die sich von daher wegen ihres prunkhaften Charakters erhalten haben, bekannt. Erstmals nun durch diese Grabungen ist die Gebrauchskeramik des 18. Jahrh. aufgefunden und ausgestellt worden. Neben einfachster Küchenware und Gefäßen für die Vorratshaltung sind größere Mengen des täglichen Geschirrs mit kleinen und großen Schüsseln, Tellern, Schalen, Gräben, Tassen, Kannen und Krügen und was sonst noch alles auf einem größeren Hof in Küche, Milchküche und Keller benötigt wurde, zu sehen. Es handelt sich insgesamt um über 1 000 Gefäße, von denen etwa 450 bislang zusammengefügt, restauriert und vor allem schon zur wissenschaftlichen Publikation vorbereitet und ausgestellt sind.

Diese Ausstellung war im Jahre 1976 im Regionalmuseum Xanten zu sehen und geht anschließend noch in das Kreismuseum Zons, in die Burg Erkelenz und wird anschließend auch noch in Langerwehe und Kevelaer ausgestellt, bevor sie ihren Platz im Rheinischen Landesmuseum in

Archäologie eines Bauernhofs

Keramik des 18. Jahrhunderts von Haus Gelinde bei Rheinberg, Kreis Wesel

von Dirk Soechting

Bonn finden wird. Die Bedeutung der Ausstellung geht also schon daraus hervor, daß mehrere Museen und Städte an der Übernahme der Ausstellung interessiert sind. Presse, Rundfunk und Fernsehen haben ausführlich von dieser Ausstellung berichtet. Das Zustandekommen der Ausstellung wird einer Gruppe von freien Mitarbeitern des Rheinischen Landesmuseums Bonn verdankt. Derartige ehrenamtliche, freiwillige Mitarbeiter sind im gesamten Gebiet des Arbeitsbereiches des Landesmuseums Bonn tätig. Man stieß beim Nachspüren von alten Bauernhöfen im Rheinberger Gebiet auch auf das Haus Gelinde südlich von Rheinberg. Als man den Bauern fragte, ob er an irgendeiner Stelle schon Keramik gefunden habe, sprach er von so blauer Keramik in der Nähe seines Hofes und meinte, es

müßten wohl Blumentöpfe gewesen sein. Alfred Zeischka und Horst Hofius haben an dieser Stelle nachgegraben und tonnenweise die zerborstene Keramik unter dem Küchenfenster des Hauses herausgeholt.

Das Rittergut Haus Gelinde liegt südlich von Rheinberg an der alten Römer- und Landstraße, die westlich an Rheinberg vorbeiführt. Der Hof war adeliges Lehen. Zu Beginn des 17. Jahrh. wird die Größe des Hofes mit 105 Morgen angegeben. Aus den überlieferten historischen Daten über Haus Gelinde wissen wir, daß der Hof bereits um 1235 ein bedeutender und ausgedehnter Besitz war. Bedeutung und Größe von Haus Gelinde gehen vor allem auch daraus hervor, daß der Besitz auf verschiedenen Karten des 16. – 18. Jahrh. immer wieder eingezeichnet ist.

Haus Gelinde, Aquarell von H. Hoppmann (geb. 1901)





Zierteller

Der Hof Gelinde ist in seiner Bau-Substanz, soweit das heute noch zu erkennen ist, nicht älter als das beginnende 17. Jahrhundert. Allerdings müßte man für sichere Ergebnisse vor dem Abriß des Hofes noch eine Bauuntersuchung an den Gebäuden selbst durchführen. Das Entscheidende und Wichtigste an dieser Keramik von Haus Gelinde ist nicht nur, daß ein Gesamtkomplex eines Bauernhofes gezeigt wird, sondern daß diese Dinge nicht in dem ruinösen Zustand gezeigt werden, wie sie aufgefunden wurden. Es

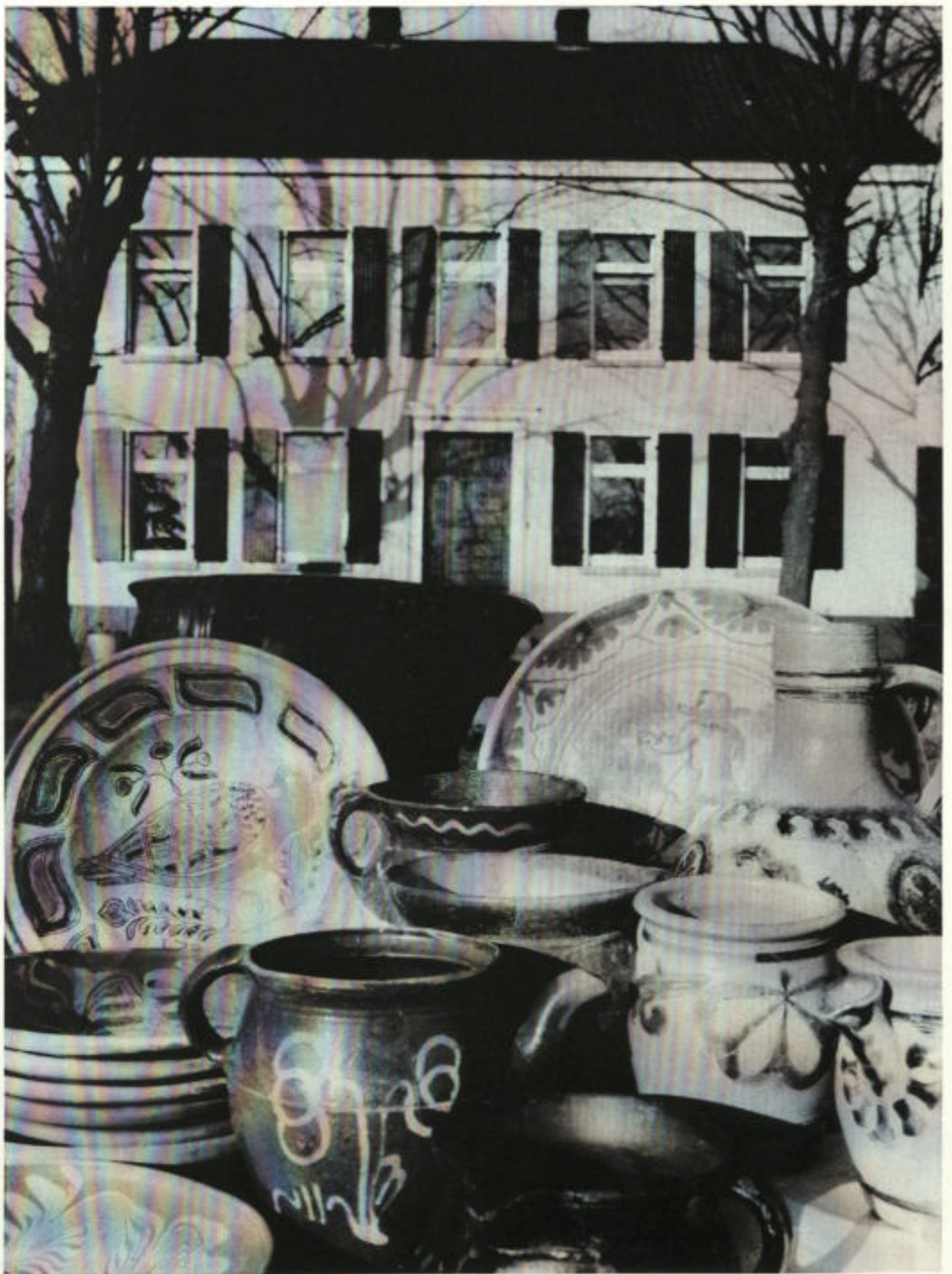
ist der Gruppe um Alfred Zeischka und Horst Hofius zu verdanken, daß die Funde in einer mühseligen Arbeit von tausenden von Stunden restauriert, konserviert und zur wissenschaftlichen Publikation vorbereitet worden sind. Deswegen ist auch in der Ausstellung Wert auf die Stufen der Restaurierung vom Zusammenkleben über das Ausfüllen der fehlenden Stellen mit Moltofill, das Abschleifen der überstehenden Teile und die Bemalung der Gefäße gelegt. Dabei wurde auch besonderer Wert darauf gelegt, daß die



Keramik von Haus Gelinde: Geschirr der Küche und des Essens

ergänzten Teile noch von dem Original zu unterscheiden sind. So erst ergibt sich das gesamte Bild der Gebrauchskeramik des Hofes Gelinde. Bei dem umfangreichen Material mußten neue Mitarbeiter angeworben werden, die Herr Zeischka in einer Schulklasse in Oberhausen-Buschhausen fand, die in einer Arbeitsgemeinschaft diese Funde aufgearbeitet haben – vergl. Vierteljahresschrift des Rheinischen Landesmuseums Bonn 2/76, Seite 27, H.-H. Wegner, „Die Scherben-AG“ –. Die endgültige wissenschaftliche Bearbeitung der Funde von Haus Gelinde wird allerdings noch geraume Zeit in Anspruch nehmen. Forschungen und Untersuchungen gleicher Art von anderen niederrheinischen Töpferorten oder Bauernhöfen gibt es bislang nicht. Lediglich in den 50er Jahren wurde von R. Stampfuß und A. Werner in Issum eine Grabung in Töpferabfallgruben durchgeführt, die Licht in die Produktionsweise der Töpfereien dieses Ortes gebracht haben. Jedoch sind diese Funde bislang nicht bearbeitet worden. Es wäre zu wünschen, gerade im Zusammenhang mit dem Fund von Haus Gelinde, daß diese Ausgrabungen nun aufgearbeitet würden. Die Keramikfunde bei Haus Gelinde sind nicht älter als das 17. Jahrh. Der Hauptanteil der Keramik ist in das 18. Jahrh. zu datieren.

Die Keramik von Haus Gelinde zeigt einen Querschnitt durch den Haushalt auf Gelinde mit der ganzen Fülle des Gebrauchsgeschirrs. Küchenware, Geschirr zum Essen, etwa ganze Stapel von recht gleichartigen, doch verschiedenen Tellern, große Vorratsgefäße und Töpfe, wie sie in der Milchküche benutzt wurden, Teller und Tassen, Schüsseln und Siebe, Kannen und Kumpen sind in reicher Fülle vorhanden. Neben dem meist recht derben Geschirr gibt es aber auch zahlreiche feinere Teller aus Fayence und Majolika, die den höheren sozialen Stand eines solchen Hofes augenfällig belegen. Neben dem umfänglichen Material der Keramik fällt auf, daß es auch von diesem Rittergut ziemlich umfangreiche Reste von Trinkgläsern gibt, die ebenfalls den Stand des Hofes dokumentieren, und damit auch etwas über die soziale Stellung der Besitzer aussagen können. Die Gläser stammen z. T. aus Böhmen und sind sehr wahrscheinlich im 18. Jahrhundert entstanden. Sie sind verziert und geschliffen, zum Teil auch bemalt und haben sicher in einem kostbaren Schrank im Haus Gelinde gestanden. Der Großteil der Keramik stammt aus Issum und Tönisvorst. Andere Töpferorte wie Hüls, Sevelen, Sonsbeck sind ebenfalls mit zahlreichen Stücken vertreten. Ein Großteil der Keramik



Keramik
vor
einem
nieder-
rheini-
schen
Bauernhof



Ein Satz Teller

ist aus dem Rhein-Maas-Gebiet, vor allem aus Makkum, importiert. Mit diesen Importen sind sicherlich auch die zahlreichen kostbaren chinesischen Tassen in unser Gebiet gekommen, die besondere Prunkstücke in der Ausstellung darstellen.

Im Gegensatz zum kleinen Bauernhaus, in dem häufig Mensch und Tier unter einem Dach lebten, ist beim Haus Gelinde

die Aufteilung der Räumlichkeiten differenzierter gewesen. Erinnerung muß an die Größe der meisten Höfe der damaligen Zeit, die mit zum Teil nur rund 15 Morgen schon damals am Rande der Minimalexistenz lagen. Das lag vor allen Dingen an den Erbteilungen der damaligen Zeit. Haus Gelinde war ein ausgedehnter Baukomplex mit einem besonders betonten Haupthaus, das in der

Trinkschale mit Horizontalhenkel – sogenannte „Papp“



Querriegelform errichtet war. Auch das Leben auf einem derartigen großen Hof, dem Rittergut Hof Gelinde, ist sicher im 18. Jahrh. nicht allzu rosig gewesen. Zu erinnern ist erstens an die kriegerischen Ereignisse in dieser Zeit um Rheinberg. Auch auf einem solchen Hof dokumentierte sich der adelige Stand der Besitzer meist nur in der Wohnstube und im Namen der Besitzer. Die Einrichtung eines Hauses in Haus Gelinde muß man sich aber doch schon relativ ausgedehnt und groß mit verschiedenen Schränken und anderen Dingen vorstellen.

Sicher waren aber die Dienstboten, Knechte und Mägde auch hier recht schlecht untergebracht. Sie besaßen kaum ihre eigenen Kammern. Der Pferdeknecht schlief z. B. meist im Pferdestall. Auch das Backhaus, das aus Gründen der Feuergefahr weiter vom Haus entfernt stand, wurde öfters als Schlafraum für Großeltern, Tante, Schwager usw. mitbenutzt. Wir wissen, daß Dienstboten im 18. Jahrh. ihren Lohn gewöhnlich in Naturalien erhielten. So erhielt eine Magd um 1740 jährlich außer 3 Reichstalern „eenen Snuyffdoeck, drey Hembden, een lyne Schorte, twee Schotteldoecken, een Paar Hoesen, een Paar Schoenen, een paar Klompen.“ Auch die Arbeit der Knechte wurde vielfach mit Leinen verrechnet. Erst seit der Mitte des 18. Jahrh. entwickelte sich Entlohnung immer mehr zu einer direkten Bezahlung, 25 Reichstaler waren übliches Entgelt für ein ganzes Jahr.

Die Ausstellung Archäologie eines Bauernhofes, zu der ein sehr gutes Plakat gestaltet wurde und ein kleiner Katalog herausgegeben ist, vermittelt mit Vergleichsbeispielen von Karten und Anschauungen einen lebendigen Eindruck vom Leben der damaligen Zeit. Mit Kartenmaterial und Tafeln ist auf die Geschichte der Orte Rheinberg und des Kreises Moers im 17. und 18. Jahrhundert hingewiesen, und eine vergleichende Zeittafel setzt den Fund in die allgemeine Zeitgeschichte hinein, wobei auch vergleichende Daten, etwa aus der Kulturgeschichte, erweisen, daß dies die Zeit Mozarts und Beethovens gewesen ist und damit ein Einblick und ein erstes Hineinversetzen in Zeit und Vorstellung des 18. Jahrhunderts möglich wird.

So erweist sich die Ausstellung „Archäologie eines Bauernhofes“ als Anregung zum Nachdenken über eine nicht allzuweit zurückliegende Zeit und über das Leben damals auf Bauernhöfen, von denen ein Großteil unserer Voreltern stammen. Die Ausstellung ist also ein noch vorstellbarer Teil unserer Geschichte.

Auf den Spuren des ältesten „Rheinländers“

von Peter Paul Frohn



Johann Carl Fuhlrott (1803–1877)

1975 und 1976 waren die Archäologen des Landesmuseums Bonn durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln besonders erfolgreich. Nachdem 1975 in Mönchengladbach-Rheindahlen unter der Leitung von Hartmund Thieme ein urgeschichtlicher Siedlungsplatz und in Uebach-Palenberg, in der Nähe der deutsch-niederländischen Grenze, eine Herdstelle aus der Mittelsteinzeit mit vielen Einzelfunden festgestellt worden waren, krönte eine Meldung von Dr. Renate Pirling, Leiterin des Niederrheinischen Landschaftsmuseums Burg Linn in Krefeld, die Arbeit der rheinischen Archäologen im vergangenen Jahr, daß das 4 000. Grab auf dem 160 000 Quadratmeter großen Gelände bei Gellep gefunden worden sei.

100 Jahre nach dem Tode des Düsseldorfer Gymnasiallehrers Johann Carl Fuhlrott (1803–1877) der die Menschenform „Homo neanderthalensis“ im Tal der Düssel bei Düsseldorf nachgewiesen hat, sind besonders die beiden sensationellen Grabungsergebnisse in Mönchengladbach-Rheindahlen und Übach-Palenberg erwähnenswert, weil es sich um weitere Spuren des ältesten „Rheinländers“ handelt.

Neandertalhöhle vor 120 Jahren



Viele Besucher von nah und fern beim „Tag der offenen Tür“:
Grabung in Mönchengladbach-Rheindahlen

In der früheren Ziegeleigrube Dreesen in Mönchengladbach konnte bewiesen werden, daß der Niederrhein bereits vor 120 000 Jahren besiedelt gewesen ist. Mit hin müsse der „Neanderthaler“ Fuhlrotts 60 000 Jahre nachher zu datieren sein.

Auf dem 1 000 Quadratmeter großen Gelände konnten Tausende von Funden sichergestellt werden, darunter das Rippenendstück eines Tieres von der Größe eines Pferdes. Ein Teil des Erdreiches wurde durch feinmaschige Siebe geschlämmt, um auch die kleinsten Funde zu sichern und deuten zu können.

Gerhard Businske vom Institut für Ur- und Frühgeschichte in Köln, der bereits 1964/65 dort gegraben und geforscht hatte, bezeichnete diesen Grabungsfund als einmalig im westlichen Mitteleuropa. Möglicherweise könne er wichtige Einblicke in

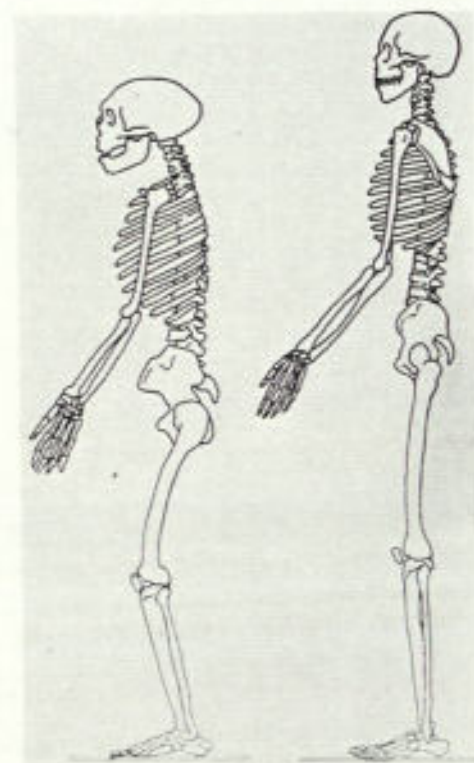
die Lebensweise der Menschen geben, die vor der „Neanderthalerzeit“ (30 000 bis 80 000 v. Chr.) gelebt haben. Bei diesem Siedlungsplatz handele es sich nicht um einen gelegentlichen, sondern um einen solchen für längere Zeit.

Auf die Frage, wie es sich mit der Entdeckung von Fuhlrott verhalte, der so erheblich angefeindet worden sei (u. a. von dem bekannten Berliner Pathologen Virchow) sagte B.: Der Name „Neanderthaler“ habe sich im Laufe der Zeit eingebürgert. Der englische Anthropologe King habe den wissenschaftlichen Namen „*Homo neanderthalensis*“ in die Literatur eingeführt. Fuhlrott spreche in seinen Schriften meist vom „fossilen Menschen aus dem Neanderthal“. Heute kenne man diesen Menschen nach den knöchernen Überresten von etwa 50 Fundplätzen,

meist in Westeuropa. An weit mehr Plätzen seien Siedlungsreste, vor allem Steinwerkzeuge aus dieser Epoche, gefunden worden. Daher sei das heutige Wissen über Umwelt und Kultur der „Neanderthaler“ bereits recht detailliert. Weniger bei der Ausgrabung in Mönchengladbach, vielmehr bei der Einrichtung des Museums Neandertal in der Nähe der alten, heute durch Steinbruchbetrieb zerstörten Fundstelle, sei der bahnbrechenden Arbeit Fuhlrotts gedacht worden.

Das Neandertalmuseum, betreut von dem Naturschutzverein Neandertal in Düsseldorf-Mettmann, bietet Aufschluß über die Funde eines Wissenschaftlers, der die Bedeutung seines Forschungsergebnisses nicht mehr erlebt hat, weil der Tod ihn abrief.

Über den Grabungsfund in der Teverener Heide, am Rande einer Kiesgrube in der Scherpen Denne, berichtet Dr. Surensa Arora in der Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft Grenzland, Kreis Heinsberg „Nachbarschaft im Grenzraum“? Die wichtigste Entdeckung bestehe aus einer Herdstelle in Form einer ovalen Steinpackung mit einem Durchmesser von einem Meter. Glühende Steine dieser Erdstelle hätten zum Braten von Fleisch und als Wärmequelle gedient. Der zweite Fund sei eine Abfallgrube mit großen Anteilen von Holz gewesen, das sich vor allem durch die



Skelett des Neanderthalers (links) und des Menschen von heute



Mittelsteinzeitliche Herdstelle in Übach-Palenberg

Radio-Karbon-Methode datieren lassen werde. Diese würden die ersten absoluten Daten und zugleich die ältesten absoluten Daten im Kreis Heinsberg sein. Die Grabung habe etwa 70 Makrolithen (kleine Feuersteingeräte, besonders Spitzen

und Schneiden an Waffen oder Werkzeugen, kennzeichnend für die Mittelsteinzeit), 20 Kratzer und einige hundert einfache Klingen und Kerne ergeben, deren Feinheit und Zierlichkeit zu bewundern seien. Funde und Befunde gehörten zur

jüngeren Stufe der Mittelsteinzeit am Niederrhein, um etwa 6 000 v. Chr. Diese Untersuchung sei die erste wissenschaftliche Ausgrabung einer mittelsteinzeitlichen Fundstelle.

Auch der „Groß-Tage-Abbau“ im Hambacher Forst zwischen Düren und Jülich sei erwähnt. Auf der 400 Quadratkilometer großen Fläche mit 3 000 Fundstellen wurden fränkische Gräber aus dem siebten Jahrhundert entdeckt, 30 Grabstätten von Gutsherren bei Niedermerz, Perlenkolliers, Ringe, Armreifen und Schnallen.

Bei Grabungen in Schwarzrheimbachdorf bei Bonn sind Reste von Schmelzöfen gefunden worden, und zwar in einer solchen Menge, daß man auf eine „Gußindustrie“ schließen könnte.

Bei Brühl, nahe Waldberg, entdeckte man ein „Industrieviertel“ mit einer Ansammlung von Hunderten von Töpferöfen aus der Zeit des 8. bis 14. Jahrhunderts. Solche Erzeugnisse sind als „Kölner Töpfe“ von Ausgrabungen u. a. in England und Schweden bekannt.

Quellen: „Wanderung zur Neandershöhle, eine topographische Skizze von Erkrath an der Düssel“ von Dr. J. H. Bongard, 1835; Rheinland-Archiv des Verfassers.

Öt Läeve

Öt Läeve risst
ov kört ov lonk,
jonz sennig
wie en Hoffel Sonk
von Joddeshonk
en Joddeshonk.

Hannes Martens

En Blott

Möi von Oaveswönk jedrage
ruscht en Blott senk vürr mech häer,
danzt ent Le-it von enn Latär
on wörd wiet vondenn jedrage.

Ruscht vondenn ent jrute Schwieje,
on möt öm noch vüel Jeselle
die ok ühre Wäeg ne-it welle,
on sind nömmer be-idekrieje.

Wie os Dag ent Fäere riese,
Blott fürr Blott, vondag on moar,
enen ut die jrute Schoar,
bis dô letzte wö verliese.

Hannes Martens

Dat Blöihen öm os

Dat Blöihen öm os ös en Nait versonke.
Suö donkel ös öt allenengen, duus,
jont Moan on Stäere über Lonk on Huus,
wie Krallen die von Jold on Selver pronke.

Wat mech vondag jejäeve on jewonke,
teilt winnig mihr on läk all stäerewiet.
Nou klengt von Überjonk dat donkle Lied.
Ek stonn on bönn von dusend Belder dronke.

Hannes Martens

Im Kuhhorren

von Hannes Martens

In Niep, nur wenig westlich des Bestendonks- oder Beskeshofes im Kurkölnischen Amt Uerdingen, liegt, aber schon auf Kempischem Grund, ein kleines Gehöft, das in neueren Karten Baumschluten¹ aber auch Nebels genannt wird, im Volksmund aber immer noch unter der ursprünglichen Bezeichnung Kuhhirtges oder Kuhhorren bekannt ist. Als Besitzer darf der Michel Couhirts, der auch Schlüter oder Baumschluten genannt wurde, gelten, der am 20. Messidor 1802, vor dem Standesamt in St. Hubert, die Geburt des Jan Bruckschen von dem benachbarten Bruckschenhof², bezeugt. Er wird in der Urkunde als Ackersmann bezeichnet. Darüber, wer dieser Michel Couhirts war und in welcher Beziehung er zu der Sippe Niebels stand, die ihm im Besitz des Erbes folgte, und schließlich das jetzt noch stehende Haus baute, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Sicher scheint aber, daß er Pottbecker war; denn in dem neuen Haus befand sich noch nach dem Weltkrieg 1914–1918 eine, auch von Deneken³ erwähnte, Herdwand mit buntgemalten Fliesen und schwarz glasierten Reliefplättchen, die mit dem Jahr 1772 datiert waren und somit noch von dem alten Erbe stammen. Michel Kuhhirtges war Katholik. Das ist wichtig zu wissen, wenn man seiner Herkunft nachforschen will; denn seine Nachbarn weitum waren aus der evangelischen Grafschaft Moers als Siedler in das Kempische Kiledbruch gekommen. Mit ihnen setzte er sich im Jahre 1786 sehr für den Bau einer evangelischen Schule in Niep ein⁴. Nachdem noch in den letzten 60 Jahren die Herdwand von 1772, die wohl ein Werk seiner Hände war, zerstört wurde, zeugt nichts mehr von seinem Kön-

nen als Töpfer. Gerhard Niebels, der nach ihm als Besitzer des Erbes auftritt, wird, in der Geburtsurkunde seines Sohnes Johann Jakob⁵, die am 28. Februar 1813 vom Standesbeamten St. Hubert ausgestellt ist, als Bauer bezeichnet. Er war auch Pannen- und Pottbecker und Wegegeldeinnehmer an dem vor seinem Haus stehenden Schlagbaum.

Bei der Geburt des obengenannten Sohnes war er 40 Jahre alt. Er kann also kaum, wie Deneken angibt, um 1820 bei van Wickelen in Schaephuysen gelernt haben. Die vorgenannte Geburtsurkunde bezeugt, daß er 1813 verheiratet war und in Niep wohnte, was die Vermutung ausschließt, daß er mit seiner Frau im Jahre 1828 von Osterath nach Niep gekommen sei⁶.

Die Eheleute bauten im Jahre 1828 an Stelle des alten Kottens ein stattliches zweistöckiges Haus. Über der Eingangstüre ist eine schätzungsweise ca. 25-28 cm große glasierte Tontafel, auf der in gelb auf rotem Grund die Initialen GN + MCM, sowie das Christuszeichen IHS, über dessen H ein Kreuz steht, ein Herz auf das drei Nägel spitz zulaufen, und die Jahreszahl 1828 stehen, eingemauert. Diese Tafel ist vermutlich das letzte Zeugnis seines Wirkens⁷.

Über den Namen seiner Frau gibt die Geburtsurkunde des Sohnes Auskunft. Sie hieß Marianne Catharina Monschauen und nach 1851, nach einem Urteil des Königlichen Landgerichtes in Cleve, Grachs. Über den Grund dieser Namensänderung und auch über ihren Geburtsort sagt die Urkunde nichts. Es steht aber außer Zweifel, daß dieser nicht Osterath gewesen sein kann. Nun hat in Hüls, westlich der längst untergegangenen Pa-

penburg, ein Hof Papenbrucks gelegen, der auch Monschauen-Erb genannt wurde. Dem Kenner der Hülsener Ortsgeschichte, Josef Lichtenberg, gelang es festzustellen, daß am 1. März 1772 eine Gertrud Monjeawen, den Josef Grachs geheiratet hat, und daß diesem Paar am 19. März 1774 eine Tochter Maria Katharina geboren wurde. Da Josef Grachs auf Monschauen-Erb einheiratete, wurde er fortan nach dem Namen des Erbes und seiner Frau benannt, und wie er, so hießen auch seine Kinder.

Das Clever Urteil gab der Ehefrau Niebels, wie es nach Einführung der Standesamtsregister im Jahre 1798 allgemein üblich wurde, den Familiennamen ihres Vaters.

Gerhard Niebels und Marianne Catharina Grachs, wie wir sie füglich jetzt wohl nennen müssen, hatten noch einen Sohn, der wie sein Vater Pannen- und Pottbecker war. Diesen nannte man, nach dem Kuhhorn das die Töpfer beim Auftragen der Aufgußmalerei auf den Tongeschirren und Fliesen, als Werkzeug benutzten, „Kuhhorrens Michel“. Einzelne der vielen von ihm gefertigten bemalten Schüsseln, sollen 1914 noch in Privatbesitz gewesen sein⁸.

Dieser Peter Michael Niebels „von der Ziegelei Kuhhirtges in Niep“ heiratete Catharina Stehmanns, Tochter von Pet. Joh. Stehmanns⁹ auf Bruckeshof¹⁰ in der Gemeinde Broich, Bürgermeisterei und Pfarre St. Hubert.

Er wanderte im Jahre 1853 nach Wisconsin in Nordamerika aus und soll dort seinen Beruf weiter ausgeübt haben.

Seinen Besitz, das zu Vennikel¹¹ auf der Niep gelegene, ca. 17 Morgen Ackerland, Wiese und etwas Holzung, Garten und Baumgarten umfassende Kuhhörnchens Erbe, mit Wohnhaus, Scheune und Stallung, ließ sein Bruder Johann Jacob, der Bauer in Hüls war, am 4. August 1854 bei dem Schenkhirten P. J. Gildenbergs auf der Lüth zu Vennikel, Bürgermeisterei Bockum, im Ganzen oder in Parzellen verkaufen¹².

Wenn sich auch der Brennofen noch 1914 in dem Anwesen befand, scheint doch sicher, daß dort nach dem Wegzug des „Kuhhörnchens Michel“ nicht mehr getöpft wurde. Das Anwesen kam an den Besitzer des in der Nähe gelegenen Kirchwehmfhofes am Kirchwehmsdyk. Dieser und auch seine Nachfolger ließen dort ihre Landarbeiter und Melker wohnen. Diese Tatsache und eine andere, daß nämlich in dem östlich der Kuhlen gelegenen, evangelischen Kirchspiel Kapellen seit Jahrhunderten Kuhhirten ansässig waren, deren Namen von ihrer Tätig-

keit abgeleitet war, ließ in Niep das Wissen um die ehemalige Pottbeckerei untergehen und weckte in den letzten hundert Jahren bei den Bewohnern die Vorstellung, daß das Haus an der Grenze, von einem Kuhhirten bewohnt gewesen sei.

Weil dieser, so erzählt man, über der Haustüre ein Kuhhorn angebracht habe, hieß das Haus nun Kuhhorren oder Kuhhirtes.

Eine nette Erzählung, aber eben nicht mehr als das.

Damit meine eingangs erwähnten Vermutungen wegen der Beziehungen zwischen dem Ackersmann Michel Couhirts und seinem Nachfolger im Besitz des Erbes, Gerhard Niebels, nicht zur Sage werden, teile ich hier, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß das nachstehende im Letzten noch bewiesen werden müßte, meine Meinung mit: Unser Michael hat um 1780 auf das Erbe, genauer gesagt in die bestehende Töpferei, eingeheiratet. Seine Frau hieß vermutlich Agnes Benger oder Baumsleuter. Er führte fortan die Namen, mit der das damit an ihn gefallene Erbe benannt wurde, Kuhhorren, Kuhhirt und Baumschlute. Ein Sohn seines Nachfolgers im Besitz hieß Michael. Es scheint nicht allzu gewagt, ihn als dessen Paten anzusehen, wahrscheinlich war er der Großvater von Vatersseite. Daß der 1842 auf der Leucht in der Bürgermeisterei Bockum wohnende Peter Michael Niebels durchaus ein Bruder des Gerhard Niebels gewesen sein kann, erhärtet die hier vorgetragene Meinung in etwa.

Anders als in dem in den gleichen Zeitraum fallenden Fall des Josef Grachs, wurden die Kinder des Michael Couhirts, obwohl auch sie vor 1798 geboren waren, mit seinem Vaternamen „Niebels“ bedacht. Das ist für die Zeit zwar außergewöhnlich, kann aber daran gelegen haben, daß diese weitab von Niep, in Hüls, wo der Vater möglicherweise nur unter seinem Vaternamen bekannt war, zur

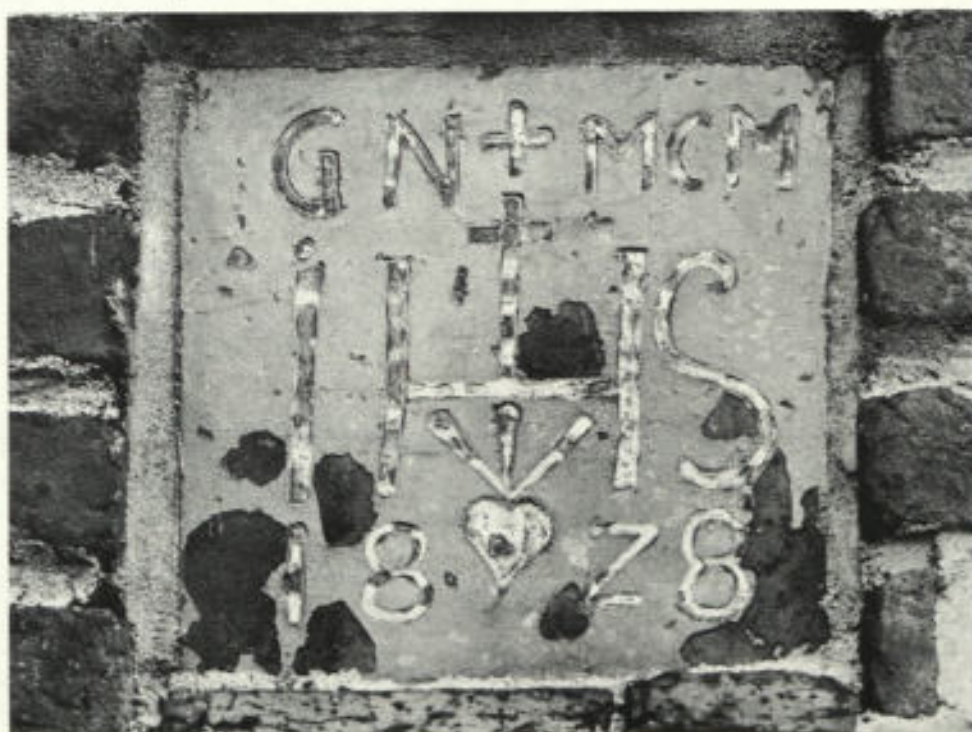


Neukirchen-Vluyn: Hof Kuhhörchen-Erb

Taufe getragen werden mußten. Dagegen spricht nicht einmal, daß sich Michael im Jahre 1802, vor dem Standesamt in St. Hubert, selber noch Couhirts nennt. In der Honschaft Orbroich gab es noch einen anderen Töpfer, „Laak oder Kuhhorren“, der an der Landwehr wohnte¹³

und möglicherweise auch Schließer der Kurkölnischen Zollstelle, Laakbaum, war. Er wird in den Jahren 1797 bis 1798 häufiger genannt. Das die am 12. April 1800 genannte „Ww. im Kuhhorren“¹⁴ seine Frau war, ist nicht erwiesen, aber doch anzunehmen.

Neukirchen-Vluyn: Steintafel über der Tür von Hof Kuhhörchen-Erb



1) Karte von Tranchot und v. Mülling, Blatt 29, Moers. 2) Über den Hof und die Fliesen in der dortigen Herdwand: Ma, Schur mich, so blink ich, Die Heimat, 45/1975. 3) Friedr. Deneken, Die Sammlung Niederheinischer Tonarbeiten (1914) 72. 4) Chronik der Schule in Niep. 5) Verh. am 31. 10. 1831 Luise Maria Buscher aus Fischeln, To. von Renerus u. Marg. Sib. Hafels. 6) Deneken, 72. 7) Noch 1914 waren einige seiner Schüsseln vorhanden, Deneken, 73. 8) Deneken 73. 9) FamA Rahnen auf Beyertshof, St. Hubert, Konv. I, 302. 10) Über den Hof: Ma, Der vergessene Rittersitz Broichhausen in St. Hubert, Die Heimat, 11) Die Bürgermeistereien Bockum u. St. Hubert stritten sich nach 1800 um den Gebietsstreifen der westl. der Kuhlen lag, Kuhhorren ist danach an Vennikel gekommen. 12) Kempener Kreisblatt 1854 Nr. 29. Der Bruder heißt in der Anzeige Nibbels. 13) Kreisarchiv Kempen, Wirtschaftsbuch des Orbroicher Vorstehers Krausen, 1795-1800. 14) Wie 13).

Eine unbekannte Forstkarte von 1802/03

von Guido Rothhoff

Noch bis ins 19. Jahrhundert erstreckte sich östlich und südöstlich von Krefeld entlang der Niederterrasse eine zusammenhängende Wald- und Bruchzone. Kleinere Waldungen und Brüche weiter rheinwärts schlossen sich an. Sie alle verdankten ihr Weiterbestehen nach den früh- und hochmittelalterlichen Rodeperioden im wesentlichen dem Umstand, daß sie eine unentbehrliche Rohstoffquelle darstellten und zudem als Viehweide (Schweinemast) und Jagdgebiet lebenswichtige Funktionen erfüllten. Strenge Buschordnungen und enge Kreise von Nutzungsberechtigten (Buschbeerbte) verhinderten wenigstens in normalen Friedenszeiten, daß dort Raubbau getrieben wurde. Aufteilung und parzellenweise Veräußerung dieser Wälder im fortschrittlichen 19. Jahrhundert lösten sehr bald Rodungen aus, denen nur wenige größere Komplexe entgingen¹.

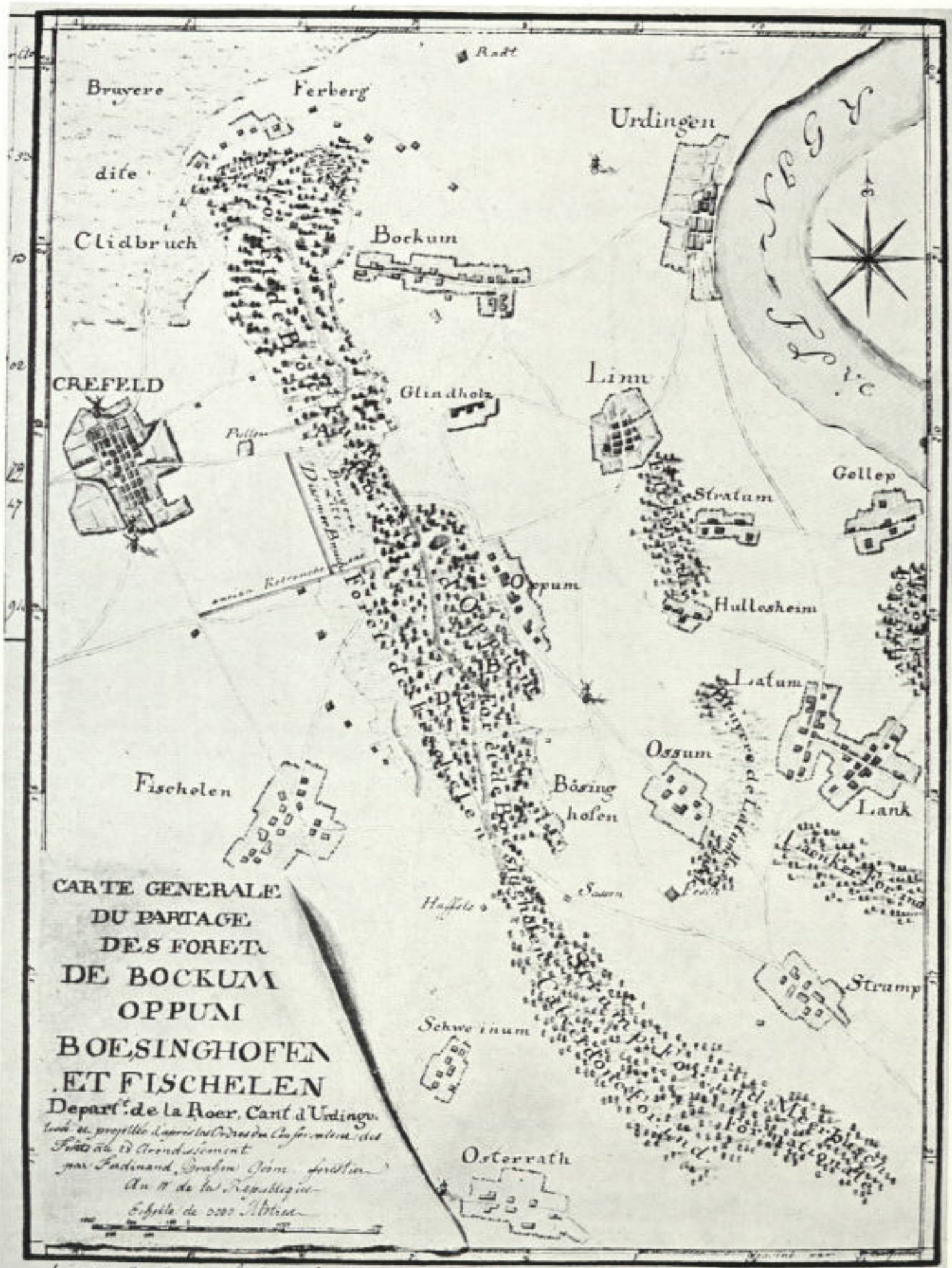
Das Kartenmaterial, das uns anschauliche Übersichten über die Verteilung der Wälder und Brüche bietet, ist recht dürftig. Um so erfreulicher ist es, daß im Bonner Privatarchiv Ostler die hier abgebildete Forstkarte von Herrn Robert Thomas bei der Ordnung und Verzeichnung dieses Archivs aufgefunden wurde. Der Verfasser dankt Herrn Thomas ebenso für ein Dia der Karte wie für genaue Informationen über die Familie Ostler². Die Archivbesitzerin, Frau Marlies Scheerer-Bogen, erteilte dankenswerterweise die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Karte. Eine eingehende Auswertung der Karte, die nur im Rahmen einer forstgeschichtlichen Studie möglich ist, kann hier nicht versucht werden; einige Bemerkungen müssen zu ihrem Verständnis genügen. Wie der Kartentitel³ angibt, wurde die handgezeichnete Karte nach den Anweisungen des Konservators der Forsten des

28. Arrondissements durch den Forstgeometer Ferdinand Brahm im 11. Jahr der Französischen Republik (1802/03) für die Aufteilung der Wälder von Bockum, Oppum, Bösinghoven und Fischeln angelegt. Ein genauer Blick auf die Karte zeigt, daß andere Wälder den Zusatz „indiv.“ (indivisée – ungeteilt) tragen und der Meerer Busch als „nationale“ (Nationalwald) bezeichnet wird. Bei den ungeteilten Waldungen handelt es sich um solche, an denen die Republik mit anderen, meist Gemeinden und Privaten, nur Anteile besaß⁴. Die Aufteilung der vier erstgenannten Wälder bzw. Büsche konnte projektiert werden, weil der Kurfürst von Köln bis zum Untergang des Kurstaates allem Anschein nach ihr oberster Grundherr gewesen war; für den Bockumer Busch steht dies durch die Buschordnung von 1600 fest. Die Veröffentlichung der für die Forstverwaltung maßgebenden französischen Gesetze erfolgte in den vier rheinischen Departements schon am 19. Juli 1798⁵, doch hat vermutlich erst die Abtretung der linksrheinischen Gebiete an Frankreich durch den Frieden von Lunéville (1801) durchgreifende Maßnahmen der Forstverwaltung ausgelöst. Erst in den Jahren 1811–1821 ist es dann zur Teilung der Büsche gekommen⁶. Bei aller Freude über das Auftauchen der Karte darf ihr Wert nicht überschätzt werden. An Exaktheit und Details der Darstellung ist ihr die wenige Jahre später erstellte Tranchot-Karte, die seit einigen Jahren im Druck vorliegt, bei weitem überlegen. Der spezielle Quellenwert der neu entdeckten Karte besteht darin, daß sie ein Schlaglicht auf die Ermittlungen und Pläne der französischen Forstverwaltung wirft. Andererseits erhöht die Reduzierung des Karteninhalts auf Wälder (forêts), Brüche (bruyères) und Büsche

(taillis) sowie Orte, wichtigere Straßen und Wege, Mühlen und Einzelhöfe ihre Anschaulichkeit. Selbst das Stück der alten Landwehr an der Untergath wurde nicht vergessen.

Der Verbleib der Karte im Archiv Ostler findet eine einfache Erklärung darin, daß Mitglieder der Familie generationenlang im Forst- und Jagdwesen tätig waren. Der um 1645 geborene Andreas Ostler aus Garmisch kam mit dem Wittelsbacher Joseph Clemens, Kurfürst und Erzbischof von Köln (1688–1723), als Förster ins Rheinland. Andreas' noch 1678 in Garmisch geborener Sohn Jakob war bereits vor 1712 und bis nach 1721 als Waldförster und Jäger im Amt Linn-Uerdingen tätig. Dazu übernahm er weitere Forst- und Jagdämter in der Nähe seines kurfürstlichen Herrn im Kottenforst bei Bonn. Enge persönliche Kontakte zum Kurfürsten, der z. B. einmal die Dienste des Piqueurleutnants Franz Stephan Ostler, Sohn Jakob Ostlers, durch das Geschenk von zwei englischen Pferden und einer goldenen Dose belohnte, erleichterten den Aufstieg der Familie. Als Forstverwalter im Oberen und Niederen Erzstift Köln war Franz Stephan Ostler der ranghöchste Nichtadelige im Rheinischen Forst- und Jäger-Amt. Sein jüngerer Sohn Maximilian Friedrich erhielt 1771, kaum ein Jahr alt, die Nachfolge im väterlichen Amt zugesichert und nach dem Tode des Vaters, obwohl erst zwölf Jahre alt, die Ernennung zum wirklichen Forstmeister. Auf die Kenntnisse Maximilian Friedrich Ostlers, der seit Kindheitstagen mit Ludwig van Beethoven bekannt war, wollte weder die französische noch die nachfolgende preußische Forstverwaltung verzichten. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die hier vorgestellte Forstkarte über Maximilian Friedrich Ostler⁷ in das Familienarchiv gelangte.

Anmerkungen: 1) Vgl. hierzu besonders W. Föhl, Der Bockumer Busch als Linner Gemarke, in: Die Heimat 27, 1956, S. 50–65 und 155–157, 2) Dazu R. Thomas, Privatarchiv Ostler (von Quellen zur Geschichte des Rhein-Sieg-Kreises 2, 1976), S. 11–52. 3) Ausführlicher Titel: Carte générale du partage des forêts de Bockum, Oppum, Boesinghofen et Fischeln, département de la Roer, canton d'Urdingen, levée et projetée d'après les ordres du conservateur des forêts du 28^e arrondissement par Ferdinand Brahm, géom. forestier, An 11 de la république. 4) Vgl. dazu etwa Recueil des actes de la préfecture de département de la Roer an XI, Teil 2, S. 179f. und 219 ff. 5) J. Hansen, Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution 1780–1801, Bd. 4, Bonn 1908 (Publ. der Ges. für Rhein. Geschkde 42), S. 562 Anm. 2. 6) Bockum 1815: K. Rembert in: Die Heimat 4, 1925, 30ff. – Oppum 1811: J. M. Giesen, Oppumer Heimatbuch, Krefeld 1972, 62ff. nach StA Krefeld, Best. 6 Nr. 385. – Fischeln 1821: F. Heckmanns, in: Die Heimat 3, 1924, 86ff. 7) 1797 stand er in Verbindung mit dem Forstmeister Schmitz in Bockum, Privatarchiv Ostler, Nr. 5 S. 122.



**CARTE GENERALE
DU PARTAGE
DES FORETS
DE BOCKUM
OPPUM
BOESINGHOFFEN
ET FISCHELEN**

Depart. de la Roer, Cant. d'Urdingen.
*Levé et projeté d'après les Ordonnances du Gouvernement, des
 Lois et de Grand-Jacques
 par Ferdinand, Baron de Simey, Architecte
 au N. de la République
 Eglise de 1790. Altitude*

*Latitude de Crefeld Nord 51° 45' 25"
 Sa Longitude à l'Ouest de Paris 4° 4' 20"*

Prachin



Hongerttwentig Johr ongerwäejes

En Stöckske,
wat wohr passiert es

von Theo Mülders

Enne Kriewelsche Koopmann wor vör en Johr off dörting no'e Amerika utjewandert, wonnde en New York, on hat en Pöbke, wat öm vüel van de Welt te si'ehn jo'ev. Su'e ko'em hä och vör Johre ens no'e Honduras, en de Nöih van Tegucigalpa, tösche die twi'e Ozeane, bee enne Bekännde, dä früher ens Uhrmäeker en Kriewel jewäß wor on all bald fiffzig Johr op de angere Sie van de Jlobus wonnde. Allebeds hade se en Hängke für et Sammele van Fre'imärke, für die Philatelie, on dröm es et neet te verwongere, dat die Twi'e en paar Stöndsches laater bee ühr Thema utjeko'eme wore, on dä Uhrmäeker de'i sinne Bekännde sin Albums wiese, möt die utjefalle Stöcker drenn.

Bee dat Spinxe on Lure fi'el dä Koopmann en dat Album, wo'e mar blu'eß alde, seldene Stöcker drenn wore, en Fre'imark en et Oog ut et Johr 1858, ut dän

Tiet, wo'e et mar blu'eß en „Königreich Preußen" jo'ev möt de Kopp van Friedrich Wilhelm IV. drop: „Ein Silbergröschchen". Mar wat däm besongersch en et Oog fi'el, dat wor enne Stempel, klor te läese: ST. THOENIS.

Wor hä doch vör vier Mont, wie hä wier ens en Europa jewäß wor, och für en paar Stöndsches bee enne Frönd en Zint Tüenes op de Kaffee jewäß, on utjeräekent wiet en de Welt, wo'e de Zucker on de Kaffee waßen di'et, kömmt öm de Nam „Zint Tüenes" vör de Ooge.

Dat möt wahl dä Uhrmäeker ut Honduras däm aanjemerkt häbbe, wat dä Stempel sinne Bekännde vön Freud jemäckt hat. Körter Hangk kräeg hä die Fre'imark ut sin Sammlung on schenkde sinne Besöck dat selde Stöck, öm dat hä laater noch ens an öm denke soll. —

Wie nou en et Johr 1965, vier Johr laater, dä Kriewelsche wier ens an os Kant wor,

breit hä dä „Silbergröschche" möt op en Vertällstöndsche no'e Zint Tüenes als „Souvenir".

Nou wor dat Stöck wier „tu Hus" on mer kann sech Jedanke dodrüewer maake, wä wahl vör mieh'r als hongerttwentig Johr die Fre'imark op Reis jescheckt hät. Si'ecker dat: die es dur allerhanks Häng jejange, ihr se en dat Lank utjeko'eme wor, wo'e Kakau on Banane waße, de Felder voll Zuckerrohr stont on wo'e et Jold- on Selvermine jövv't.

Wenn dat selde Stöck vertälle küeß ——. Nou es se wier do'e utjeko'eme, van wo'e se ühr Reis aanjeträene hät: — Zint Tüenes — Honduras — New York on wier Zint Tüenes.

Mar dä „Spätheimkehrer di'et de Monk neet o'epe.

Die Fre'imark es jlöcklich, wier tu Hus te si'ehn, wenn et och hongerttwentig Johr jedürt hät.

Jubel und Trauer im gräflichen Hause Virmond im Spiegel barocker Gelegenheitsdichtung

von Leo Peters

Zur barocken Prachtentfaltung gehörte in vielen rheinischen Adelshäusern auch die Gelegenheitsdichtung, die man ohne Scheu vor Kosten drucken ließ und von der in der bibliophilen Sammlung des Franz Otto von Büllingen (1728–1786) im Archiv des Kreises Viersen in Kempen mehrere Hundert Beispiele auf uns gekommen sind¹⁾. Dazu zählen auch drei Drucke, die das reichsgräfliche Haus Virmond in zeitgenössischer Manier glorifizieren – mit all den Übertreibungen, oft (um es gottschedisch zu sagen) geschmacklosen Vergleichen, bombastischen Wortkonstruktionen, Ausleihen bei der antiken Mythologie und den erlernbaren Regeln der Poetik. Der Hinweis auf sie versteht sich als kleine Ergänzung zum kürzlich erschienenen Buch von Peter Vander „Schloß und Herrschaft Neersen“, das gerade der Lebensweise der gräflichen Familie von Virmond im 17. und 18. Jahrhundert breiten Raum widmet²⁾.

Den ersten, mit Trauerrand gezierten zwei Blatt folio umfassenden Druck hat J. B. B. eingeschickt, als des Grafen Ambrosius Franz von Virmond erste Gemahlin, die geborene Gräfin Eleonore Magdalena Wilhelmina von Bentheim-Tecklenburg-Steinfurt am 10. März 1727 im 41. Jahr best-blühenden Alters verschied und in der Neersener Minoritenkirche beige-setzt wurde. Niemand ahnte den herben Schicksalsschlag voraus, als das neue Jahr 1727 begann, hebt J. B. B. sein *Memento Mori* überschriebenes Gedicht an:

4.

*Da dachte niemand nicht ans rauhe
Mertzen-Wetter;
Das runde Jahre soll nur seyn ein
Freuden-Tag:
Aglajens treue Hand brach schon die
Mayen-Blätter/
Wormit ELEONOR trutz Flora prangen
mag.*

5.

*Vertumnus streute schon den Anmuths-
vollen Saamen:
ELEONOR zu Dienst trug er sein
Frühlings-Kleid:
Saturn mit seiner Senß schrieb dieser
Heldin Nahmen
In Amianthen Stein zur späther Ewigkeit.*

6.

*Was hilffts / ihr sterbliche! Eu'r Wünsche
seynd nur Dünsten:
Es mag kein Menschen Hand / kein einzig
Element /
Kein irrender Planet / noch rahre Doctors
Künsten
Das Schicksahl übergeh / spricht Gott im
Testament.*

Von des Todes Sense bleibt keiner verschont; er berücksichtigt nicht die im Leben unüberbrückbar großen sozialen Unterschiede:

*Es gilt ihm eben gleich der Graf- und
Bauren Stand:*

Gräfin Eleonore freilich ergab sich ganz willig dem Tod, sie die Pflanz von Königs-Ahnen³⁾. Dem mit dem ganzen gräflichen Haus auf Schloß Neersen höchstlich bestürzten Witwer, dem Kempener und Oedter Amtmann, kurkölnischen Staatsrat und Hofratspräsident, Graf Ambrosius Franz, war, wie sich der verkürzt genannte Jünger der Poetik in Strophe 9 rührend vernehmen läßt, sein *Aug- und Herten-Weyd* genommen. Auch die beiden Kinder der Verblichenen, Isabella und Joseph finden das dichterische Mitgefühl des Autors. Er glaubt auch die Aufforderung der Toten vernommen zu haben: *stell't ein der Thränen-Lauff*. Sie ist in ein besseres, noch barockeres himmlisches Leben übergewechselt. Ihre irdische Garderobe und ihr *Cabinet*, von denen J. B. B. in einer Fußnote bemerkt, daß sie *sehr kostbahr* seien, sind nur ein schwacher Abglanz dessen, was sie dort an Kostbarkeiten vorgefunden habe. Nur für *Eytelkeit* würden dort die Zähne ihrer *Unterthanen* (denen sie im Leben *Freud- und Gnaden-Quell* war) erachtet. Allemal wird Gräfin Eleonora an dem *Nerse Fluß* auch künftig verehrt werden. Denn dies ist des J. B. B. Vorhersage:

*In dieser Gegend wirst du leuchten als
Aurora.*

So ist dann am Ende der 22 Strophen Trost genug geschöpft, um die Ver-

Traur- und Trost-Schrift/

Als

Die Hochgebohrne Frau/

M^r. ELEONORA,

MAGDAL. WILHELMINA.

BERNARDINA,

Des H. R. Reichs Gebohrne Gräfin von Bentheim,
Tecklenbourg, Steinfort, Limbourg &c.

Frau zu Rhede, Hoyz, Alpen, Wevelinghoven, Helffenstein
und Erb-Vogtin zu Cölln &c.

Des Hochgebohrnen Herrn

G. AMBROSII, FRANCISCI,

CHRISTIANI FRIDERICI

ADALBERTI,

Reichs = Grafen von und zu VIRMONT,
Freyherrn zu Nerfen, Anrath, Dunck, Zoppen-
broich, Gündringen, Nordenbeck &c.

Herrn zu Schönaw, Bladenhorst, Hulsdunck, Cléath, Altenhoff,
Durrenhard, Klein-Collenburg &c.

Seiner Churfürst. Durchleucht zu Cölln Beheimen- und Staats-
Rath/ Hoffraths-Präsident, und dero Ampt-Man
zu Kempen und Oede &c.

Meines Hochgnädigen Grafen und Herrn

Hochgeliebte Ehgemahlin

Im 41. Jahr best-blühenden Alters den 10. März im Jahr 1727.
das Zeitliche sanfft im Heren JESU gesegnet/
hernecht

Zur Nerfen in dero Winden-Brüderm Kirchen Christ-segetlichst
besegnet wurde/

Der hinterlassener/höchst-bestürzter hochgräfl. Familie
Zu unterthänigstem Nach-Trauer
Eingeschickt von J. B. B.

blichene zu hoffnungsträchtiger Rede zu
Wort kommen zu lassen:

22.

*Der Herr / so alles richt nach uner-
forschtem Willen /
Wird dem durch meinen Fall bestürzten
Virmonts-Hauß
Und was darzu gehört / all Kümmer
gnädig stillen:
Daß Es sich immerfort im Wohlstand
breite auß.*

Dieses Trauergedicht aus dem Jahre 1727 enthält weder einen Hinweis auf den Drucker noch auf den Druckort. Bei Geon Arnold Schauberg in Köln ist 1741 ein *Reim-Gedicht* der *Logices Candidati* Ambrosius Joseph Wullenweber und Arnoldus Josephus Hebell sowie der *Syntaxistae Laurentiani* Johan. Baptista Joseph Beber (vielleicht der oben genannte J. B. B.) und Johan. Christianus Beber erschienen. Es besingt die zweite Eheschließung des Grafen Ambrosius Franz von Virmond, zu der er sich im Alter von 58 Jahren entschloß, um das nach dem Tod seines Sohnes absehbare Aussterben seines Hauses doch noch zu verhindern. Die Wahl des inzwischen zum Reichskammergerichtspräsidenten in Wetzlar aufgestiegenen niederrheinischen Grafen fiel in Wien auf die achtzehnjährige Reichsgräfin Elisabeth Maria von Nesselrode, mit der er im April 1741 in Wien Hochzeit hielt. Der schwulstige Titel des insgesamt 3 Blatt folio umfassenden Gelegenheitsdruckes, für den eine Seite nicht ausreicht, führt als Anlaß auch die anschließende *Anherreise* der Gräfin nach Würzburg, wo sie *staatlichst empfangen*, nach Wetzlar *begleitet* und dort im Mai *prächtigst eingeführt* wurde, auf. Die offenbar mit der zeitgenössischen Dichtkunst bestens vertrauten Gratulanten, die sich als Untertanen des neuvermählten Paares bezeichnen, schließen, nachdem sie sich selbst genannt haben, mit einem deutschen und lateinischen Chronogramm, um dann zum eigentlichen *Reim-Gedicht* zu kommen:

IM Iahr
aLs CVpIDo bey selner Thlorb
Von VVetzLar aVf VVlen
sehnete
ELisabeth propera! Te IVno VenVsQVe
saLVtant;
ImpLebls VIDVos ELisabetha Thoros

Die erste Strophe des Gedichtes ist ein literaturgeschichtlich bemerkenswerter Hinweis auf die Orientierung Kölner Gebildeter der ersten Hälfte des 18. Jahr-

hundreds an der Dichtkunst des Martin Opitz und des Hofmann von Hofmannswaldau:

*Sind wir kein Schlesier, und haben
nie gesehen
Des Hoff-Mans Waldau Stadt, Opitzens
Schule-Banck:
Hat uns der Pleisse-Fluß samt seinen
Galatheen
Bishero nie beleucht mit Aganippens-
Tranck;
So wollen wir doch sehn im Nieder-
Teutschen Lande,
Ob uns ein Versgen Iliest boym blöden
Rheines-Strande?*

Die studentischen Dichter geben sich alsdann versichert, daß das hohe Paar ihnen ihre Kühnheit nicht verüble:

3.
*Wir mercken schon, mit was für hohen
Strahlen schauen
Ewr Excellenz diß Blat, und zeigen
Freud daran,
Daß die sich unterstehn zum kindlichen
Vertrauen,
Die doch mit Knechtschafts-Pflicht
zu fröhnen zugethan.*

Mit zahlreichen mythologischen Andeutungen wird dann nicht nur zeitgenössischem Geschmack gehuldigt, sondern auch eigene Gelehrsamkeit zur Schau getragen. Dabei verschlägt es nichts, daß sich die Götter der Alten im Gedicht bisweilen an der Niers oder im Westerwald, in der Heimat der Gefeierten also, tummeln:

*Geh hin, und bringe her vom Nerssen-
Felde Rosen;
Denn Venus wilt den Mars im Blumen-Bet
lieblosen*

(Vers 5 und 6 aus der 4. Strophe)

oder:

*In dem Hulsduncker Feld werd ich gnug
Blumen finden,
Womit die Venus mag den Hoch-Zelts-
Kranz verbinden.*

(Vers 5 und 6 aus der 8. Strophe)

Die Autoren des Hochzeitsgedichtes wissen um die Sorgen des Bräutigams vor einem baldigen Erlöschen des gräflichen Namens. Offen sprechen sie am Schluß des Gedichtes den Wunsch nach Nachkommenschaft aus. Elisabeth, die junge Braut, möge das von Gott erhalten, was der Elisabeth des Neuen Testamentes noch im hohen Alter zuteil wurde:

Mit
**Der Hochgebohrne Herr
Herr AMBROSIIUS,
FRANCISCUS, FRIDERICUS,
CHRISTIANUS, ADALBERTUS
Des Heil. Röm. Reichs Graf**

Wen und zu

Sirmon und Brezenheim,

Freiherr zu Kerssen, Anrath, Dunct, Zoppenbroich, Nordentbeck, Gundersingen &c. &c. Herr der Freyen Graffschafft Schönau, in Hulsdund, Cloerath, Coltenburg, Altenhof, Bladenhorst, Durrenhard, Broichausen &c. Erb-Vogt zu Urdingen, Sr. Röm. Kayserl. und Königl. Catholischen Majestät CAROLI des Sechsten Glorwürdigsten Andenkens würdlicher E cheimder Rath, des Höchst-Preisl. Kayserl. und Reichs-Cammer-Gerichts Präsident, den dem Westphälisch- und Nieder-Sächsischen Erantz, des Hochgräf. Collegii Director, auch des Durchl. Ritter-Ordens Sei Michaelis Groß-Commendator &c. &c.

Mit der

**Hochgebohrnen Gräfin und Frauen
St. ELISABETHA MARIA,**

Des Heil. Röm. Reichs-Gräfin von Nesselrode in Grimberg, Lands-Cron, Bruck &c.

Ihro Kayserl. Majestät, ELISABETHÆ, nunmehr
verwitweter Kayserin

Hoch-Adlichen Hof- und Staats-Dame,
Zu Wien im Monat April, laufenden Jahres 1741.
höchstseyerlich vermählet,

Es leb' AMBROSIUS in Stärcke seiner
Seythen!
ELISA hebe auf die Früchten Ihrer Zeiten.

13.
Gott strecke seinen Arm, und breite
VIRMONTS-Stammen,
Der einzig übrig ist, in tausend Aesten
aus,
Gott rege die Natur in so gemeiße
Flammen,
Daß unsre Nach-Welt sag': wie blüht das
Gräßlich Hauß!
GOTT geb' ELISABETH in ihren zarten
Tagen,
Was dort im Alterthum die ANDRE
hat getragen!

Ein Reyhen von vier Göttinnen füllt die
letzte Seite des Druckes, wobei erneut
der handfeste – indessen unerfüllt ge-
bliebene – Wunsch nach Kindersegen
ausgedrückt wird.

Gebe GOTT! ELISA zeige,
Was der Baum für Früchten hat.

Und unter Anspielung auf sein Richteramt
hegen die Dichter keine Bedenken, Graf
Ambrosius Franz von Virmond als *Unser
Deutschlands Salomon* zu besingen.
Auch die dritte hier zu nennende Vir-
mont'sche Gelegenheitsdichtung, ein
Helden-Reim aus dem Jahre 1742, der
den zum Reichskammerrichter und damit
zum höchsten Richter des Reiches erho-
benen Grafen Ambrosius Franz von Vir-
mond verherrlicht, ist bei Gereon Arnold
Schauberg in Köln verlegt worden. Als
Autor nennt sich erneut der schon aus
dem Trauergedicht bekannte J. B. B.:
*Cölln im Graff-Virmontschen Hof durch
J. B. B.* Dem Gedicht ist eine Beschrei-
bung des Aufzuges zur ersten Sitzung des
Reichskammergerichtes unter Virmonds
Leitung vorangeschickt, eine für die
Kenntnis des Zeremoniells in Wetzlar
informative Quelle.

1) Diese Sammlung ist in der Literatur bislang völlig un-
bekannt. Der Sammler ist nicht zu verwechseln mit Lud-
wig von Büllingen; zu dessen Sammlungen vgl. Hans
BLUM in: Im Schatten von St. Gereon, Veröffentlichun-
gen des Kölnischen Geschichtsvereins 25, Köln
1960, S. 1–12. Zum Quellenwert von Gelegenheits-
drucken vgl. neuerdings die Vorträge, die auf dem
Ersten Marburger Personalschriftensymposium 1974
gehalten wurden: Leichenpredigten als Quelle his-
torischer Wissenschaft, Hrg. von Rudolf LENZ,
Köln – Wien 1975.

2) Kempen 1975 (= Schriftenreihe des Kreises
Viersen Bd. 25)

3) Eine Fußnote sagt dazu: Die Hoch-Reichs Gräffl.
Familie von Bentheim leitet ihre Genealogie von
den Durchleuchtigen Häußeren von Sachsen und
Hessen.

4) Die drei hier vorgestellten Drucke sind enthalten
im Sammelband *Poetica Supplementum* Tom. V als
Nr. 35–37.

Kurtze Beschreibung des Aufzugs.
Nachdem Se. Hoch-Gräffl. Excellenz die
Reichs-Cammer-Praesidenten Stelle ab-
gelegt, sind Hochstdieselbe am 23ten
lauffenden Monaths Octobris zu Sr. Ex-
cellenz Hrn. Cammer-Praesidenten Graff
von Wiedt so wohl, als zu denen Herren
Assessoren ihre Visite abzustatten hinge-
fahren; so wurde anderten Tages am
24ten currentis vorhero erst zu Rath ge-
gangen, worauff zwey Herren Deputati in
einer sechsspännigen Carosse sich bey
Ihro Excellenz eingefunden, und höchst-
selbige so wohl Nomine Collegii salu-
tiert, als auch einige Curialia befraget
etc. etc. da nun herab dem sitzenden
Collegio die Nachricht erstattet, und
wohlgemeldete Herren Deputati ohn An-
stand zuruck kommen, so geschahe der
Aufzug folgender Massen:

1mò
Fahren in einem zweyspännigen Wagen
der Herr Geheimer Rath Deuren, und
der Herr Gräßlicher Rath Knippenberg.

2dò
In zwey sechs-spännigen Carossen. 7.
Herrn Cavalleres. Worauff

3tiò
zwey Lauffer. Der Hof-Fourier mit seinem
Stab. 20. Laquayen.

4to
Zwey Cantzellisten. Einige Cammer-
Diener

5to
Herr Hoffmeister Rösser. Zwey Herren
Secretarii: St. George und H. B. Blum.

6to
Nach selbigen zwey Pagen, alle diese Be-
diente mit entdecktem Haupt, in schönster
roth und blauer Gala Montour und Uni-
forme, jeder nach seinem Rang. Darauff
folgte

7mò
der Leibwagen, welchen Ihro Excellenz
in Dero Spanischer Kleidung, und ob-
gemelte Herren Deputati Camerales
Occupirkn

8vò
Zu beyden Seithen giengen 4. Heyducken
in ihren langen Mänteln etc.

Bey der Aussteigung wurde auff der Cam-
mer Rath gehalten, nach dessen Endi-
gung die Heimfahrt in ebener Ordnung
geschahe.

Nachmittags um 2 Uhren wurde Audientz
gehalten, worin Seine Excellenz durch
Herren Grafen von Wiedt sämptlichen

Advocatis und Procuratoribus vorgestellt
worden, auch das Sceptrum erhielten;
folgends wurden 17. Urtheile publiciret,
ein Advocatus aufgenommen, und 2. Re-
cesse abgelesen etc. Diesem nach seynd
die Gratulations-Complimenten abgelegt;
am 25ten aber das Festin mit einem Herr-
lichen Gastmahl, und darauff mit einem
öffentlichen Ball in recht Teutscher Fröh-
lichkeit beschlossen worden.

Das nachfolgende Gedicht greift erneut
zeitgenössische literarische Topoi auf
und tut ebenfalls einen kräftigen Griff in
das Reservoir von Gestalten der anti-
ken Mythologie. Die Gaben und Talente
des Grafen besingt *Die Glückwünschende
Uranie* emphatisch. Virmond sei die sel-
tene Auszeichnung zuteil geworden, die
Gunst zweier Kaiser (Karl VI. und Karl VII.)
zu finden.

Der Menschen Aug erstarrt beym Anblick
solcher Gaben,

In einem Inbegriff, so nur die Götter
haben;

Da sprach Uranie: dis ist ein Meisterstück
Aus Virmonds-Cabinet, geht, wünscht
dem Grafen Glück;

Er ist der jene Held, dem solche Ehr
gebühret,
Den sein Erlauchter Geist zur höchsten
Stell geführet:
Was ihm der Sechste CARL zum Lohne
zugedacht,
Hat jetzt der Siebente vollkommen
ausgemacht.

O was ein wundre Sach, zween Kaysern
zu gefallen!

(Gehn nicht der Menschen Sinn, wie in
dem Wind die Ballen)

Doch hat sein Excellenz die Wundrung
übersteigt,
Da Er in Kayser's Nahm den Richter-
Scepter zeigt.

Will nun die Eib und Pleiß den Grossen
Richter ehren,

Und zu desselben Ruhm die Schwanen
lassen hören?

So stell Uranie diß Bild an seinen Ort
Und neige dreyemahl dich, und reise
wieder fort;

Zu letzt laß deinen Wunsch aus Mund
und Hertze fahren:

Die Gottes Allmacht wol' Sein Excellenz
bewahren,

Daß Sie dem Teutschen Reich noch lange
Jahr vorsteh'!

Diß wünscht ein Cöllner Knecht, und
seine Uranie*).

Europapark Maas-Schwalm-Nette

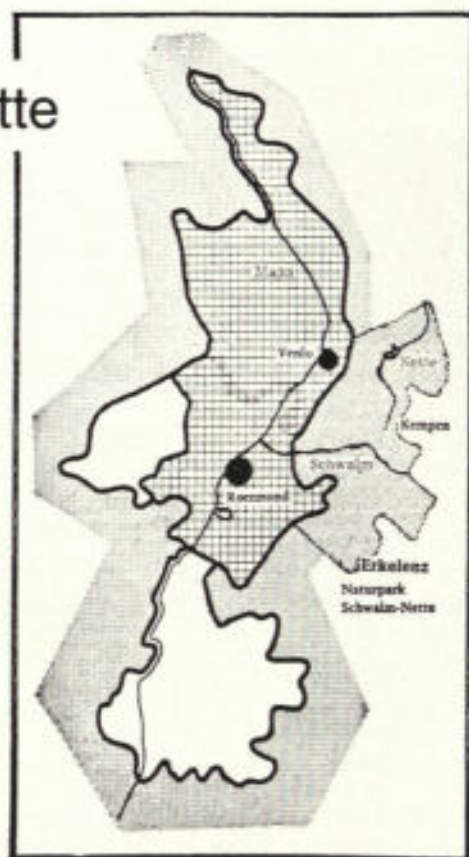
von Peter Paul Frohn

Das Jahr 1976 wird in die 70jährige Geschichte der 60 deutschen Naturparke eingehen. Zehn Jahre nach der Gründung des Naturparks Schwalm-Nette ist dieser über die deutsch-niederländische Grenze hinaus zum Europapark Maas-Schwalm-Nette erweitert worden. Bis dieses Ziel erreicht wurde, waren viele Hemmnisse zu überwinden. Idealismus und Zielstrebigkeit haben den Mosaikstein auf dem Weg nach Europa gesetzt. Nach der Gründung äußerte sich der Vorstandsvorsteher, Oberkreisdirektor Rudolf M. Müller, zum „Heimat“-Mitarbeiter:

„Mit Genugtuung stelle ich fest, daß die Arbeit in den vergangenen Jahren zum Erfolg geführt hat und der Naturpark mit den angrenzenden Flächen in den Niederlanden als Internationaler Naturpark Maas-Schwalm-Nette anerkannt wurde. Von dem am 30. März nach zehnjähriger Vorbereitungszeit geschlossenen Vertrag zwischen dem Königreich der Niederlande und dem Land Nordrhein-Westfalen über die Gründung des dritten grenzüberschreitenden Naturparks erhoffe ich eine zukünftige gute europäische Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Staaten im Interesse der Erholungsuchenden. Wir alle sind dankbar, daß schon jetzt das Land Nordrhein-Westfalen die Bildung der im Vertrag genannten, beratenden Kommission vorbereitet und damit der erste Schritt zur Verwirklichung der Ziele des Abkommens getan wird.“

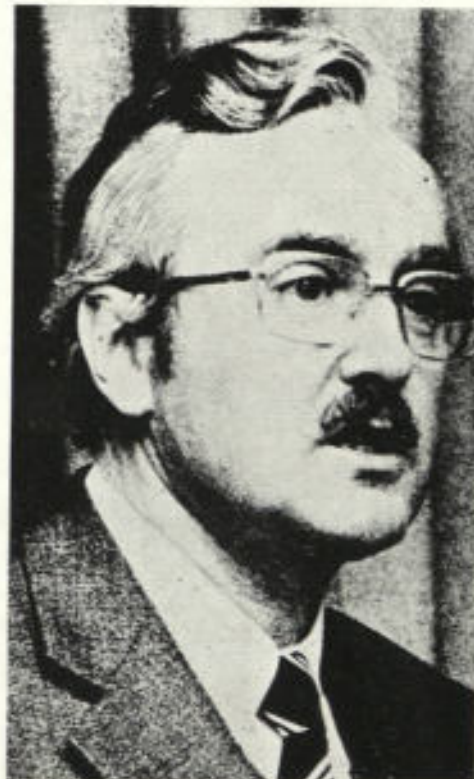
Der neue Europapark, der dritte grenzüberschreitende der Bundesrepublik nach den beiden an der deutsch-belgischen und deutsch-luxemburgischen Grenze, umfaßt im deutschen Grenzraum 400 und im niederländischen Bereich 300 Quadratkilometer. Wie die Skizze veranschaulicht, bietet sich jenseits der deutschen Grenze eine Erweiterung an.

Mit einer Investition von 2,6 Millionen Mark sind bis 1976 u. a. diesseits der Grenze 250 Kilometer Rundwanderwege, 170 Kilometer weitere Wegestrecken und viele Campingplätze geschaffen worden: ein Freizeitangebot für schätzungsweise



rechts: Grenze des Naturparks Schwalm-Nette, links: das niederländische Erholungsgebiet an der Maas

Oberkreisdirektor Rudolf M. Müller, Vorstandsvorsteher seit der Gründung





Naturlehrpark „Haus Wildenrath“

80 000 Besucher im Bereich von mehreren großen Ballungsgebieten.

Schwerpunkte im deutschen Teil des Europaparkes sind nach der Vorstellung bzw. Wertung des Naturparkplaners Dr. Dahmen vom Landschaftsverband Rheinland: die Gemeinde Grefrath mit ihrem Landschaftsgarten, dem Hallen- und Schwimmbad, dem Eissportzentrum und dem Niederrheinischen Freilichtmuseum „Dorenburg“, die Gemeinde Brüggen mit der Burg, in der demnächst das Rheini-

sche Naturkunde- und Jagdmuseum beheimatet sein wird, und die Gemeinde Wassenberg mit Burg im Kreis Heinsberg.

Aber auch die Stadt Nettetal mit ihren elf Seen in den Stadtteilen Breyell, Lobberich, Leuth, Kaldenkirchen und Hinsbeck muß erwähnt werden, die letzthin einen entscheidenden Schritt zur längst fälligen Entschlammung ihrer Seen getan hat. Die Seen sollen wieder das werden, was ihnen einst den Namen „Perlen des Grenz-

landes“ gesichert hat. Möge ihre Entschlammung den gleichen Erfolg haben wie diejenige des Hariksees im lieblichen Tal der Schwalm vor zwei Jahrzehnten. Das läßt auch an die Initiative des Schwalmverbandes in Brüggen erinnern, der den Borneer See mit zwei Vogelschutzinseln sowohl als Schwalm-Rückhaltebecken als auch als Landschaftsverschönerung wiedererstellen hat lassen.

Eine „Mitgift“ in des Wortes ursprünglicher und schönster Bedeutung (Gabe, Geschenk) haben die Niederländer dem Europapark gegeben. In diesem niederländischen Grenzraum ist die Maas mit den Städten Venlo (65 000 Einwohner) und Roermond (36 000 Einwohner) der tragende Pfeiler dieses Erholungsgebietes. Venlo ist nicht nur ein von vielen Deutschen bevorzugtes Wirtschafts- und Einkaufszentrum, wengleich sich die Preise weitgehend angeglichen haben, sondern auch ein kultureller Mittelpunkt mit zwei Museen (Goltzius- und Museum Van Bommel Van Dam), sondern auch mit fünf Naturreservaten (etwa 375 Hektar), die zum Wandern und zum geruhsamen Verweilen einladen, darunter die landschaftlich einzigartig schöne Venloer Heide in unmittelbarer Grenznähe (150 Hektar) mit Heide, Birken und Nadelgehölzen — auch bekannt als Übungsgelände für Flugsportbegeisterte (Segel- und Modellflieger der beiden Venloer Vereinigungen). Daß und wie das Wettrennen von Hunden in der Venloer Heide sommerlich zu erleben ist, sei auch erwähnt. Vergessen wir vor Begeisterung über diesen großen Freizeitraum in Grenznähe aber nicht dieses: Die beiden Vertragspartner haben sich verpflichtet, die räumliche Entwicklung aufeinander abzustimmen, die Landschaft zu erhalten und die Natur der Erholung dienlich zu machen. Bei der Vertragsunterzeichnung in Düsseldorf bezeichnete Ministerpräsident Heinz Kühn den erweiterten Naturpark als einen Mosaikstein auf dem Weg nach Europa und der niederländische Minister für Wohnungsbau und Raumordnung, Drs. J. P. A. Gruyters, diesen als Anfang einer künftigen vielversprechenden Zusammenarbeit zwischen den beiden Staaten im Interesse der erholungsuchenden Bevölkerung.

Daß sich der Verbandsvorsteher des Zweckverbandes des Naturparkes, Oberkreisdirektor Rudolf M. Müller, besondere Verdienste um die Gründung, Entwicklung und Erweiterung dieses Parkes erworben hat, kam vor allem auch bei der herzlichen Ehrung dieses Verwaltungsfachmannes anläßlich dessen Ehrung zum 25jährigen Dienstjubiläum in Viersen zum

Blick auf den Hariksee im Schwalmatal bei Amern



Ausdruck. Die Naturparkgründung, so hieß es allgemein, sei seine große Tat. Nicht unerwähnt bleibe auch an dieser Stelle, daß sich seine engsten Mitarbeiter, Kreisrechtsdirektor Udo Kienitz, Kreisrechtsrat Horst Fatheuer und dessen Nachfolger Hans Kurscheid von der Kreisverwaltung nennenswerte Verdienste erworben haben.

Maßgeblich an der Gestaltung des Naturparkes ist der Referatsleiter für Landschaftsplanung beim Landschaftsverband Rheinland, Dr. F. W. Dahmen, beteiligt. Ihm ist auch der Zehnjahresplan zu verdanken, der bei den Nutzungszielen vor allem die Aufforstungen und Neuanpflanzungen berücksichtigte.

Einer besonderen Erwähnung bedarf der Naturlehrpark „Haus Wildenrath“ in der Gemeinde gleichen Namens im Kreis Heinsberg. Die Gemeinde hat das stark verfallene Haus für 380 000 Mark gekauft, restaurieren lassen und dem Naturpark zur Verfügung gestellt. Gemeinsam mit dem Kreis, dem Zweckverband des Natur-

parkes, dem Landschaftsverband Rheinland und dem Verein Linker Niederrhein, gefördert vom Land Nordrhein-Westfalen und der Bundesrepublik, ist ein besonderer Beitrag für den Naturpark erbracht worden. Dieser Lehrpark bietet ein anschauliches Beispiel der vielfältigen Gesteine, Böden, Pflanzen- und Tierwelt der niederrheinischen Landschaft, ihrer zahlreichen Wechselbeziehungen untereinander und mit den Menschen. Darüber hinaus schenkt er Erholung durch das Erlebnis naturnaher Landschaft in ihrer Urwüchsigkeit und Schönheit. Es handelt sich um einen kulturhistorischen, einen erdgeschichtlich - bodenkundlichen, einen pflanzenkundlichen und einen vegetationskundlichen Lehrpfad, wobei der weiterführende Rundweg Einblicke in Oberflächengestalt, Vegetation, Besiedlung und Nutzung der Landschaft am oberen Schaagbach vermittelt.

Der neue Europapark läßt kurz auch an die Geschichte der deutschen Naturparke in ihrer Gesamtheit erinnern:

- 1909: Verein Naturschutzpark, eine deutsch-österreichische Gründung.
- 1910: Erster deutscher Naturpark Lüneburger Heide (20 000 Hektar).
- 1966: Naturpark Schwalm-Nette in Wasenberg gegründet.
- 1966: Autoroute des ADAC und des ANWB (Algemene Nederlands Wielrijderbond).
- 1968: Naturlehrpark Wildenrath.
- 1969: Erste freie Wanderwege über die Grenze außerhalb der offiziellen Grenzübergänge.
- 1970: „Stichting Creatiegebied Maas“ in Roermond.
- 1971: Naturpark als förderungswürdig vom Wirtschaftsministerium anerkannt.
- 1975: 10 Jahre Naturpark Schwalm-Nette.
- 1975: Jahrestagung des Vereins deutscher Naturparke in Nettetal.
- 1976: Europapark Maas-Schwalm-Nette.

Sommerabend am Wittsee



Die alte Römerstraße

von Fritz Edmund Wagemann

In Süd- und Westdeutschland, in England, Frankreich, Italien, Spanien und Nordafrika, auf dem Balkan und im Orient zogen bzw. ziehen sie sich noch heute durch das Land – die alten Römerstraßen. Auf circa 100 000 Kilometer wird die Gesamtlänge dieser durchaus stabilen 4–5 Meter breiten, fast schnurgeraden Straßen des einstigen Römischen Weltreiches geschätzt.

Auch hier im niederrheinischen Raum, zu dem Xanten gehört, fehlte es nicht an römischen Handels-, Militär- und Verkehrsstraßen.

So liefen von der Colonia Ulpia Traiana bzw. von Vetera Castra, dem heutigen Xanten, wichtige Verbindungswege nach allen Himmelsrichtungen. Immerhin war die Colonia Ulpia Traiana die zweitgrößte Stadt der Provinz Germania inferior und somit ein Sammelpunkt römischer Kultur am Niederrhein. Die Legionsfestung Vetera mit ihrer Lagervorstand – der *canabae legionis* – sorgte weiter dafür, daß sich im Gebiet des jetzigen Xanten eine – man möchte fast sagen – Großstadt entwickelt hatte. Durch diese hindurch führte die große Heerstraße, die Limesstraße. Sie kam vom Süden über die Colonia Agrippinensis (Köln) – Novaesium (Neuss) – Asciburgium (Asberg) nach der Colonia Traiana (Xanten) und führte in nördlicher Richtung nach Noviomagus (Nijmegen). Dieser Heerweg war von großer militärischer Bedeutung und besonders gut ausgebaut.

Wenn man heute in Xanten durch die Siegfriedstraße schlendert, dann geht man damit auch über die alte römische Fernstraße. Und es kann einem dann – vielleicht beim Mondenschein nach einigen Gläsern voll des edlen Rebensaftes – passieren, daß man an die historische

Vergangenheit dieser Straße und dieser Gegend erinnert wird:

... Man sieht sie wieder marschieren, die römischen Legionäre. Da eine zu Wegebauarbeiten abkommandierte *vexillatio* (Detachment), dort eine unter Führung eines *optio* (Feldwebels) nach Asciburgium (Asberg) marschierende Gruppe. Das Pflaster dieser alten Römerstraße aber traten nicht nur die *caligae* (Stiefel) römischer Soldaten. Livia zum Beispiel, die Tochter des römischen Hauptmanns Gajus Sempronius, der sich nach seiner Entlassung aus der römischen Wehrmacht einen kleinen Gutshof am Ufer des Rheins (Rheines) gekauft hatte, eilte leichtfüßig darüber hin, wenn sie mit ihrer Dienerin im Auftrage ihrer Mutter einkaufen ging.

Viel hat die alte Römerstraße gesehen. Über ihre Steine rollten leichte (ohne Gepäckbeförderung) und schwere römische Reisewagen (mit Gepäck- und Schlafabteil), bäuerliche Fuhrwerke, die Postwagen des *„cursus publicus“*, der Kaiserlich-römischen Reichspost, und die hochbelegten Handels- und Lastwagen (*plaustra*) römischer Händler, Heereslieferanten und Kaufleute. Alle Güter und Waren, die zur Versorgung der Stadt, der Garnison, der bei der Besatzungsmacht tätigen Arbeiter und Angestellten erforderlich waren, kamen auf ihr heran. Der militärische Nachschub an Waffen, Bekleidung, Baumaterial, Weinlieferungen und sonstigem Heeresgut lastete die römische Fernverkehrsstraße stark aus. In Dringlichkeitsfällen mußte der Zivilverkehr warten oder aber – wenn Schiffe frei waren – auf den Fluß ausweichen.

Hohe römische Beamte und Offiziere, Reisende in beruflicher, geschäftlicher, politischer oder privater Mission, Gladiatoren, Händler, Tierbändiger – sie alle gin-

gen, fuhren oder ritten auf dem alten Heerweg dahin.

Könnte die alte Römerstraße erzählen, dann würde sie auch berichten, daß an einem herrlichen Sommertage des Jahres 127 p. Chr. der aus Spanien gebürtige Legionär Marcus Rufus auf ihr entlangschritt. Nachdem er der Wache am Lagertor seinen „Ausgangserlaubnisschein“ vorgewiesen hatte, wanderte er erst ein Stück auf der Straße entlang, bevor er sich dem Rheins zuwandte. Als an diesem Sommertage anno 127 p. Chr. im Kastell der Zapfenstreich (*classicum*) geblasen wurde, fehlte der Legionär Rufus. Er ist auch nie mehr zu seiner Einheit zurückgekehrt. War er fahnenflüchtig oder verunglückt? Oder hatte ihn eine gegen die Besatzungsarmee arbeitende Widerstandsgruppe liquidiert? Alle Nachforschungen der römischen Militärpolizei blieben jedenfalls ergebnislos. Die alte Römerstraße aber bewahrte auch über das Schicksal des von ihr spurlos verschwundenen römischen Legionärs Marcus Stillschweigen...! Eines schönen Tages mußte die alte Römerstraße den Rückzug der römischen Truppen erleben und von ihren Erbauern für immer Abschied nehmen. Sie vernahm nie mehr die Kommandorufe römischer Centurionen. Dafür ertönten dann und in den folgenden Jahrhunderten auf ihr die Sprachen der Heere und Kriegsscharen vieler späterer Reiche, Staaten und Völker. Brandschatzungen, Feuersbrünste, Mord und Raub mußte sie oft mit ansehen...!

Hohe geistliche und weltliche Persönlichkeiten, Adelige, Grafen, Fürsten, Könige und Kaiser mit prunkvollem Gefolge zogen über die alte Römerstraße dahin. Ebenso Bürger, Landsknechte, Reisige, Ritter, Troßbuben, Gaukler, edle Damen und Marktenderinnen. Mit Waren hochbeladene Planwagen mittelalterlicher Handelshäuser rumpelten über ihr Pflaster, wobei es die Fuhrleute beim Antreiben der Gäule nicht an Flüchen fehlen ließen...! Im Laufe der vielen vergangenen Jahrhunderte änderte die alte Römerstraße öfters ihr Aussehen. Oft wurden ihre alten Steine ganz oder streckenweise herausgerissen, manchmal ließ man diese aber auch unter der neuen Straßendecke liegen...! Fast unverändert aber wird der Verlauf der alten Römerstraße auch in Zukunft bleiben.

Wenn jetzt auch die schnellen „Donnerwagen“ (= Autos) über sie dahinrasen und sie mit häßlichen Ölflecken verunziern, so wird es trotzdem auch nach weiteren Jahrhunderten noch heißen: „Diese Straße hier... ja, die ist uralt, die haben schon die Römer gebaut...!“

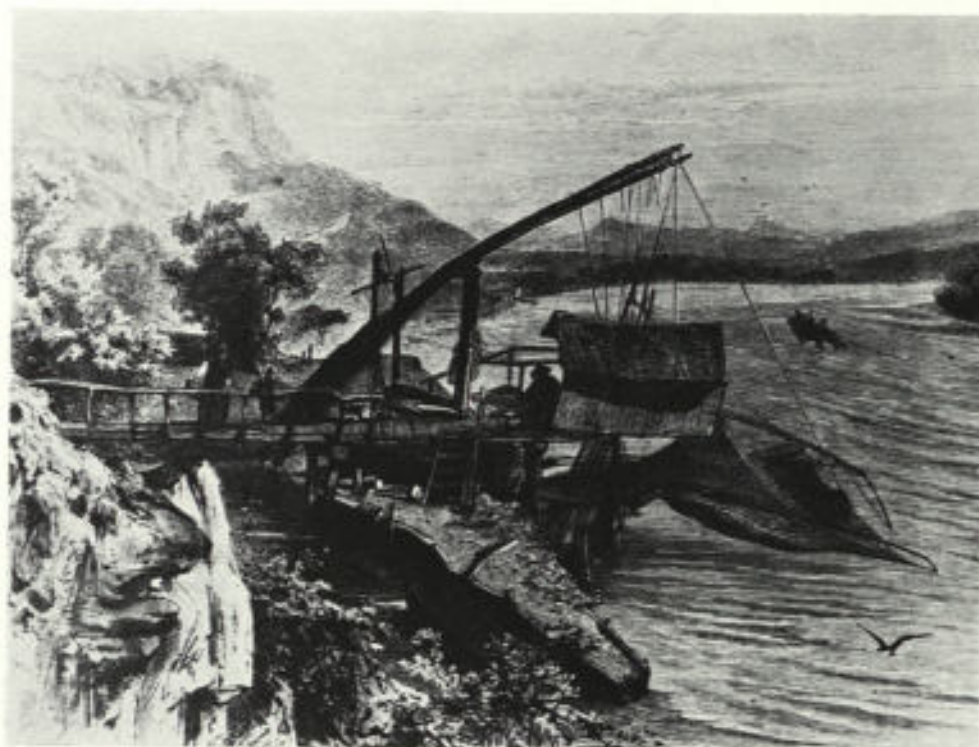


Bild 1: Holzstich von C. Heyn, 1882

Ursprung und Herkunft der Fanggeräte Hamenwage und Salmwippe

von Werner Böcking

Die meisten und gebräuchlichsten Fischfangmethoden und Fanggeräte sind von den Niederlanden zu uns an den Niederrhein gekommen. Auch die Namen und Bezeichnungen dazu sind in der Regel niederländischen Ursprungs.

Neben den verschiedenen Korblagen für Aale und Neunaugen sind es die langen Zegen- und Treibnetze. Das bekannteste Fanggerät neuerer Zeit ist der Aalschokker. Obwohl das dazugehörige Netz, der Hamen, auch in früheren Jahrhunderten schon benutzt wurde, koppelte man ihn um die Jahrhundertwende auf Rhein und Maas erstmals mit einem beweglichen Bootskörper. Damit konnten die Aalfänge gewaltig gesteigert werden. Das Verdienst, die aus Dreumel a. d. Waal und Heerwaarden a. d. Maas stammenden Aalschokker erstmals im preußischen Rhein eingeführt zu haben, gebührt der

alten Pächterfamilie van Elsbergen in Grieth. Sie nahm um 1903 niederländische Aalschokker in Pacht. So begann ihr Zug den Rhein herauf. Durch die Entwicklung der Rheinschiffahrt verdrängte man die Zugnetzfisher mit ihren 150–250 m langen Netzen.

Der Niederrhein kannte neben den genannten Fanggeräten noch die Salmwippe und die Hamenwage. Beide waren auf Lachsfang eingestellt. Sie sind hingegen landläufiger Meinung keine Entwicklung niederländischer oder niederrheinischer Fischfangtradition. Sie hatten ihren Ursprung am Mittel- und Oberrhein. Aus dem kleineren Gerät, der Hamenwage, entwickelte sich wieder speziell die Salmwippe, am Mittelrhein auch Salmsaline oder Salmenwage genannt. Sie gelangten erst 1896 zu uns an den Niederrhein und waren typische Nachtfanggeräte hin-

ter Kribben zum Fang von Salm-Einzel-exemplaren. Da die Salme in der Regel 16–25 Pfund, oft gar über 30 und bis zu 45 Pfund, ja sogar 63 Pfund wogen, lohnte sich das stille nächtliche Verharren hinter einer Kribbe. Bestand die Hamenwage aus einem großen Unterfangnetz, so war die Salmwippe eine regelrechte 15–19 m breite Falle, die bewacht werden mußte. Hören wir etwas über die Entwicklung, indem wir eine Bildwanderung unternehmen.

Bild 1: Da sehen wir einen Fischgalgen zwischen Basel und Rheinfeldern für den Lachsfang. Hierhin konnte der Lachs noch gelangen, denn erst der Rheinflall bei Schaffhausen mit seinen brodelnden und kaskadenartig in die Tiefe stürzenden Wassermassen gebot dem ansonsten kühnen Springer Halt. Wir sehen in dem Holzstich von C. Heyn, 1882, eines der

interessantesten Lachsfanggeräte, fest am Ufer montiert, die es je gegeben hat. Der Bohlensteg krägt über das Wasser, einem Pfahlbau der Latènezeitmenschen gleich. Darüber die Schutzhütte aus Binsengeflecht, talwärts und zur Rheinseite offen gehalten, um genügend Raum für das Hantieren mit dem Galgen und den Netzen zu lassen. Der Galgen steht hoch, das Netz also in Ruhestellung. Der Fischer sitzt unter dem Schutzdach um zu werkeln, sicher an irgendwelchen Tauen oder an einem Netz.

Von dem Hauptgalgen, der zur Rheinseite außen gegabelt ist, gehen verschiedene Tawe zu den tiefer in Ufernähe befestigten weitauskragenden Stöcken, die etwa 6 m ins Wasser ragen und an denen erst das Netz befestigt ist. Der neben dem Bohlensteg dicht am Boden aufliegende grob-dicke Galgen scheint dort, wo der Junge gerade ankommt, schwere Gewichte zu tragen, wodurch das ganze Netzgestell schnellstens gehoben werden kann, wenn ein Salm über dem Netz steht. Neben dem Stützbaum, der senkrecht stehend den Galgen trägt, sehen wir eine Winde mit Holzapfen auf einem Balkengestell. Damit kann der Fischer den schweren Galgen heben oder senken; denn wenn das Netz unter Wasser gesenkt steht, müssen wir uns den Schwebbaum entgegengesetzt stehend vorstellen: das gabelartige, rheinseitige Ende gesenkt, und das gewichtbestückte dicke Landende in der Luft schwebend. Die Seilwinde hält es hoch, um das Netz in Fangstellung zu belassen. Das Hieven des Netzsackes geht dann durch das Ge-

Bild 3: Hamenwage



gewicht entschieden schneller. Es bildet sich mit dem im Netz befindlichen Salm ein Netzbeutel. Diesen Netzsack gilt es zu verkleinern, da der Salm zu springen versucht.

Betrachten wir das Bild, sehen wir am Schutzdachende, wie das Netz, oder die Netzmitte dort entschieden höher gezogen ist. Dadurch rutscht der Salm, mit dem Netz noch halb im Wasser schleifend, zum befestigten Ufer, wo ein zweiter Fischer mit einem Kescher oder Unterfangnetz bereitsteht, um den Salm zu keschern. Danach geht der Galgen wieder in Fangstellung, und auch der mittlere Netzteil wird wieder tiefer gesenkt. Natürlich funktionierte das abgebildete Gerät nur einwandfrei bei normalem Wasserstand. Der erhöht gebaute Steg deutet auf die Berücksichtigung der einzelnen Hochwasserphasen, an denen das Gerät nur bedingt eingesetzt werden konnte.

Nach Viktor Gaugler sind „die Schnapp- und Galgenbähren ... erst im 19. Jahrhundert entstanden ...“¹. Eugen A. Meier findet einen Fischergalgen erstmals 1889 in Basel erwähnt². Später hingegen sind dort 51 solcher „Galgen“ nachweisbar. Daraus ist die große Bedeutung dieses Fanggerätes an Hoch- und Oberrhein deutlich zu erkennen. Hingegen ist der abgebildete Galgen nach dem Holzstecher C. Heyn bereits 1882 entstanden. Das läßt den Schluß zu, daß das Gerät näher bei Rheinfeldern lag und in dieser Ecke des Hochrheins schon früher in Gebrauch war. Nach H. R. Fluck erhielt dieses Fanggerät seinen Namen durch sein



Bild 2: Alvengalgen

naheliegendes Aussehen mit einem Richtgalgen früherer Tage, althochdeutsch galgo, mittelhochdeutsch galge genannt³. Man kann auch „Standsenknetz“ dazu sagen. Nach Fluck „wird in den Fischermundarten am Hoch- und südlichen Oberrhein Galgen determinativ mit Bähre zum „Galgenbähren“ verbunden. Außerdem sind ‚Dreh-‘ und der ‚Schnappgalgen‘ bekannt⁴, die unserem Fanggerät gleichen. Grether berichtet aus dem Markgräflerland, „daß noch heute der ‚Bären‘ an einem ‚Galgen‘ gesetzt werde“⁵. Nach Fluck waren bis 1972 am Rheinufer auf Auenheimer Gemarkung noch zwei solcher Standsenknetze oder Galgen montiert. Sie besaßen allerdings ein Stahlrohrgerüst und waren seitlich drehbar (sogen. ‚Schwenkberne‘). Das Netz war 4 Quadratmeter groß. Die beiden Standsenknetze wurden durch die Rheinkanalisation fortgenommen⁶.

Hingegen sehen wir in dem Alvengalgen auf Bild 2 am Oberrhein bei Baden noch ein verkümmertes Weiterexistieren dieser Art des Fangens mit festmontierten Galgen vom Ufer aus. Der gegabelte Baum, die Steinbeschwerung, die Winde, die das Heben und Senken besorgt: dies alles reichlich primitiv, aber doch mit sehr viel Überlegung angewendet und sicherlich sehr fängig.

Das Gegenstück zu den oben beschriebenen „Standsenknetzen“ waren „Rollbahren“. Hierbei wurde das Fanggerät auf ein Fahrzeug montiert.⁷ Dieses Fahrzeug war zumeist ein plumper Holznachen, der in Länge und Breite beliebig schwankte.

In fast allen Fällen waren sie aber mit einer Schutzhütte aus Balken, Brettern oder Reed versehen, um für den längeren 'Ansitz' Schutz zu gewähren. Denn diese Art des Fangens war eine Falle, die bewacht werden mußte, sollte der darüber stehende Salm nicht entkommen. Die Niederländer nennen diese große Senke, die nach Seligo „mittels Flaschenzug und Kurbel gehoben“ wird, ein „kruisnett“, also Kreuznetz, benannt nach den gekreuzten Trägerstangen für das Netz. Der Mittelrheinfischer nannte sie hingegen „Hamenwage“, was der Benennung des Fanggerätes sehr nahe kommt, wie wir aus Bild 3 ersehen. Da ist der gegabelte Stützbaum, im Nachenbug mittels eisernem Hälterschuh eingelassen und gut verkeilt. In der Gabel liegt der Schwebebaum. Daran befestigt das Kreuz. Dieses Kreuz ist, wie wir sehen, an allen vier Enden noch einmal verlängert, mit stark gebogenen Stöcken, um einmal ein größeres Netz verwenden zu können und zum anderen um tiefer einzutauchen. Der Salm als ‚intelligenter‘ Fisch würde das Netz, zumal wenn es nicht oder schlecht gelohnt, also gebräunt und damit getarnt ist, sehr schnell ausmachen und die Falle meiden. Das weltmaschige Senknetz hat etwa 4 bis 6 m Seitenlänge, der Bootskörper selbst konnte 11 bis 15 m lang sein. Das Netz wurde von der Mitte heraus nach außen gestrickt. In der Mitte des Netztuches ist eine Schlaufe. Von dort läuft ein dünnes Tau über eine Rolle am Schwebebalken vorbei, wie das Bild deutlich zeigt, zum Fischer. Ist ein Salm über dem Netztuch, drückt der Fischerknecht den Schwebebaum herunter und hebt damit das Netz. Es bleibt als tiefer, durchhängender Beutel im Wasser. Der Fischer zieht jetzt die Mitte des Netztuches an dem Tau in die Höhe, um so mehrere kleinere Beutel zu bilden. Sie erschweren jetzt dem Salm das Überspringen der Netzwand. Mit einem langstieligen Kescher wird der wertvolle Lachs vom Nachenbug aus eingeholt und geborgen.⁸ Diese Situation zeigt das Bild 3 sehr deutlich.

Es ist aber zu bedenken, daß der Nachen jetzt nicht in Fangstellung ausliegt, vielmehr parallel zum Ufer und ist damit unaktiv. Um fängig zu werden, müßte der Nachen rechtwinklig zum Ufer gedreht und gut verankert sein, um nicht von der Strömung abgetrieben zu werden. Aus diesem Grunde lagen die Hamenwagen, ähnlich den späteren Salmwippen, nach Möglichkeit an guten Fangplätzen hinter einer Buhne (Mittelrhein), oder einer Kribbe (Niederrhein). Hier wurde die Gegenströmung oder das ‚Aufmeer‘ genutzt,



Bild 4: Loreley von C. G. Schütz d. J., 1818–1823

Diese Stellen nahm der Salm auch auf seiner Bergwanderung als nächtliche Ruhezone an, um aus der starken Strömung herauszukommen. Daher waren die Hamenwagen an diesen günstig gewählten Plätzen auch sehr fängig. Mittlere und gar hohe Wasserstände waren für die Fangaussichten günstig. Waren Kribben oder Bühnen überflutet, wurden vor dem wachsenden Wasser künstliche Hindernisse aus Balken und Brettern angebracht, um den Gegenstau talwärts zu erhalten. Es bleibt noch erwähnenswert, daß der Fischer sich zur Nacht in die Schutzhütte zurückzog. Dort hielt er aber

durch das dünne Tau in der Hand mit dem gesenkten Mittelteil des Gesamtnetzes Kontakt. Er verspürte auf diese Art den leisesten Stoß an der Netzwand und reagierte dann wie elektrisiert. Wer jemals als Sportangler eine Rolle beim Raubfischfang betätigt hat, weiß um diesen zündenden Sekundenbruchteil, der wie Elektrizität die Schnur und den Arm und den ganzen Körper durchzuckt und automatisch den Anhieb auslöst. Ähnlich erging es dem lauernden Fischer mit der Schnur in der Hand auf dem Ansitz, um die Falle zu schließen. Bedauerlicherweise gibt der Fotograf weder Jahreszahl

Bild 5: C. E. Boetticher: „Der Rhein bei Bacharach“



noch Liegeplatz der Hamenwage auf Bild 3 an. Dadurch ist der Aussagewert beeinträchtigt.

Um zu zeigen, wie beliebt und verbreitet diese Hamenwagen einstens gewesen sind, betrachten wir Bild 4: C. G. Schütz d. J. malte zwischen 1818–1823 die Loreley und benutzte zwei Fischereifahrzeuge lediglich als Staffage und Füllsel, nicht ahnend, wie wichtig diese Bei- oder Draufgabe dereinstens der Fischerei-Forschung des 20. Jahrhunderts noch einmal werden könnte. Einmal sehen wir im Vordergrund eine in Fangstellung gebrachte Hamenwage. Ein plumper hölzerner Bootsrumpf mit Schutzhütte, gegabeltem Stützbaum und schwerem Wagebaum. Das Senknetz ist gerade gehievt. Ein in Bootsmitte schräg ins Wasser getauchter Baum soll verhindern, daß der Nachenrumpf von der Strömung seitlich ans Ufer gedrückt wird. Dahinter liegt eine plumpe, dreiarmige Salmenwage, die wir weiter unten genauer untersuchen wollen.

Bild 5 zeigt uns ein Gemälde von C. E. Boetticher, betitelt „Der Rhein bei Bacharach“ aus dem 19. Jahrhundert. Der fauchende und stark qualmende Raddampfer sagt uns, daß wir das Bild in die 2. Hälfte des 19. Jhdts. einzuordnen haben. Die schulmäßige Bildabfolge mit Vordergrund, Mittelteil und Hintergrund hat den Maler gereizt, für den Vordergrund das Fischereigerät einzufangen, nämlich eine Hamenwage.

Auf dem langen, schlanken Bootsrumpf steht die Schutzhütte wieder achtern, während im Bug der gegabelte Stütz-

baum seinen Platz hat. Darüberliegend, weit nach hinten zur Hütte, also gut erreichbar gezogen, der Schweb- oder Wagebaum. Darüber hängend Netze zum Trocknen und flicken. Darunter drei Holzfässer, sicher als Fischbehälter. Der Fischer im Nachenbug hat gerade die Senke gehoben, an dem dünnen Tau den Mittelteil des Netzes gehievt, auf diese Weise mehrere Beutel gebildet und ist nun dabei, mit einem Unterfangkescher die Beute, wohl einen kräftigen Salm, zu bergen. Eine Laufplanke führt zum Wall, und damit ist die eigenartige Lage während des Fangens geklärt: Hier, bei Bacharach, gab es zu dieser Zeit noch keine Buhne, hinter die sich der Fischer hätte legen können. Sein langer Nachen liegt parallel zum Ufer und ist zum Fang mit dem Bug talwärts gerichtet, und nicht, wie sonst üblich, rechtwinklig zum Ufer.

Aber, und auch das wollen wir berücksichtigen, rechts im Bilde dehnt sich eine weitausbuchtende Schleife an der Häuserfront und dem Segler entlang bis hin zum Fischernachen. Also eine ruhige Stromzone, die dem Wasser einen soliden, bremsenden Talschub gibt und sogar noch für leichte Gegenströmung sorgt. Dies nützte der Fischer geschickt aus: denn hinter seinem Nachen, gleich neben der Hütte, ragen zwei Balken in die Höhe, mit einer Querverbreiterung solide gefestigt. Dies ist das Stauwehr, so breit wie sein Nachen. Davor hat er zwei Holz-nachen quergestellt, um die Wirkung noch zu erhöhen. Das Wasser strömt an dem Hindernis vorbei, um den Fischernachen

herum, um bei seinem Netz ein kleines ‚Aufmeer‘ oder eine ‚Nehrung‘ zu bilden. In dieser ruhigen Zone, durch die Weite der Bucht unterstützt, ruht der Salm auf seiner Bergwanderung, seitlich des Hauptstromstriches, und verspricht dem Fischer gute Beute. Der Staffage benötigende Maler, die Rheinlandschaft einfangend, hat uns auch hier ein schönes Beispiel über die einstige Beliebtheit der Hamenwagen überliefert.

Aber nicht nur auf dem Rhein waren die Hamenwagen zu finden. Da zeigt uns beispielsweise G. C. Stanfield sein Bild Nr. 6 aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Cochem an der Mosel. In diesem Zusammenhang interessiert wieder das Fischereifahrzeug, das der Maler als Staffage für die Vordergrundgestaltung wählte. Wir haben es hier mit einem plumpen und breiten Nachen zu tun, dessen Schutzhütte den ganzen Nachenmittelteil einnimmt und ebenso fast die Nachenbreite. Zur Wasserseite wird die Hütte offen sein, denn der weit auskragende Schwebbaum muß schon ganz in der Hütte enden, will der Fischer mit einem zu kurzen Ende unnütze Kraft verschwenden. Denn sicher wird er den Schwebbaum so austrahiert haben, daß ein schnelles Heben gewährleistet ist. Der Stützbaum ist nicht gegabelt, sondern zwei Stämme stehen gespreizt oben gegeneinandergelehnt, wo eine Durchbohrung Stützen und Schwebbaum mittels Bolzen Halt und Bewegung gewährt. Daneben sind, ganz wie bei der Hamenwage an der Loreley auf Bild 4, zwei Stützen talwärts ins Wasser gesetzt, um ein Herumschwenken des Fischnachsens zu verhindern. Daneben sitzt hemdsärmelig der Fischer und werkelt an etwas herum.

An einer Rolle des Schwebbaumendes hängt sein in Fangstellung gebrachter Netzsack, dessen gekreuzte und stark gebogene Kreuzstöcke nur eben über dem Wasser hängen, während das Netz eingetaucht ist und auf Beute wartet. Unter dem Kreuz, nahe den Stützbalken im Wasser, sehen wir auch den Kescher, den der Fischer benötigt, wenn er einen Salm oder anderen größeren Fisch aus dem Netzsack und ins Boot holen will. Die Wasser der Mosel strömen geruhsam dahin, der Stromdruck auf den Fischernachen ist nicht sonderlich groß. Die Bude zeigt zur Landseite ein Fenster, so daß der Fischer alles gut übersehen kann. Auch dieses Bild ist ein früher Beweis für die Verbreitung der Hamenwagen im 19. Jhd.

Machen wir abschließend zu den Hamenwagen noch einen weiten Sprung in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts.

Bild 6: G. C. Stanfield malte Cochem an der Mosel



Hier sehen wir auf Bild 7 nochmal eine Hamenwage, gemalt von Julius Bretz. Es war die Zeit nach 1918, als „anstelle des landschaftlichen Expressionismus ein verklärter Naturalismus wieder mehr in den Vordergrund“ rückte.¹⁰ Julius Bretz und Theo Champion waren diejenigen Maler, die der Landschaftsschilderung und Landschaftsgestaltung „in dieser Richtung neue und noble Möglichkeiten abzugewinnen“ trachteten.¹¹ Die Lage der Hamenwage ist nicht vermerkt. Sie diente dem Maler auch hier als Staffage für den Vordergrund und könnte wohl im Raum Düsseldorf zu suchen sein.

Wir erkennen eine Hütte im Achterteil in der Breite des an sich schmalen Nachens, die sogar ein Ofenrohr besitzt. Folglich wird auch im Winter weiter gefischt und in den rauhen, feuchten Herbstmonaten. Nach hinten ist ebenfalls ein Fenster eingebaut. Der Schwebebaum ruht in einem Ständerahmen von zwei senkrecht gestellten Hölzern. Das Ganze ist wie bei dem Moselnachen mittels Bolzen am Schwebepunkt befestigt, und das Kreuz mit dem weiten Netz ist hochgezogen, also in Ruhestellung. Das nachenseitige Ende des Schwebebaumes wirkt sehr verkürzt und paßt nicht recht in die technische Vorstellung der Hebelkraft, die der Fischer sicherlich auch zu seinen Gunsten und im Hinblick auf den Fangablauf angewendet haben wird. Aber hier spielt der Blickwinkel des Malers und seine gewiß verständliche Unkenntnis der fachlichen Dinge eine Rolle, die zu entschuldigen sind. Die mittschiffs erkennbare lange Kiste mit Deckel war sicherlich der Aufbewahrungsraum für die Netze und das sonstige Gerät. Rundherum blieb ein Laufgang. Rechts neben dem Nachen, als Brett im Wasser sichtbar, der Deckel des ‚Kaars‘, des durchlöcherten Fischbehälters, der vielleicht auf dem Wassergrund aufliegt oder am Boot schwebend gehalten, während das durchfließende Wasser die Fische mit Sauerstoff versorgte und frisch und gesund erhielt. Die stille Bucht, in der der Nachen liegt, ist ebenfalls typisch für die Aufstellung dieser Hamenwagen.

Die Salmenwagen oder Salmwippen

Mit ziemlicher Sicherheit sind aus den oben beschriebenen Hamenwagen die später am Mittelrhein zahlreich vertretenen Salmenwagen hervorgegangen. Findige Fischer stellten in der langen Mußezeit zwischen Netzauslegen und Netzeinbringen Überlegungen über mögliche Verbesserungen an, die dann von Leuten mit Mut zum Risiko und mit Eigeninitiative auch in die Tat umgesetzt wurden. Eine

solche dreiarmlige Wippe sehen wir auf dem Loreleybild 4 von C. G. Schütz d. J. Der flache hölzerne Bootsrumph ist nun 15 bis 19 m lang, und über die drei wippenden Arme auf den Stützbäumen kann das Netz nun ebenso über die gesamte Nachenlänge ausgebracht werden. Von der mittschiffs aufgestellten Schutzhütte aus kann der Fischer mittels angebrachter Tauen und Knebel die drei Bäume herunter halten, damit sich das Netz im leichten Gegenstrom wie die Kiefer eines Hechtmaules öffnen, um den Lachsen Einlaß zu gewähren. An den Schwebeebäumen sind Gegengewichte angebracht, wie im Bild ersichtlich. Das Netz der Salmenwage an der Loreley ist ausgebracht, der Nachen somit in Fangstellung. Mit einem Hebelzug löst der Fischer, der seine Hand am Netz hat, um den ‚Kontakt zum Fangobjekt‘ zu halten, die Verankerung der drei Schwebeebäume, die nun durch das Gewicht am anderen Ende in die Höhe schnellen und die Netzöffnung schließen. Am netzseitigen Ende sind Steingewichte angebracht, um das Herunterlassen der Arme zu unterstützen. Im Prinzip ist die Salmenwage lediglich eine vergrößerte Ausgabe der früheren Hamenwage, und das Beispiel 4 an der Loreley zeigt deutlich, wie beide Fangarten noch nebeneinander existieren, ohne sich zu behindern.

Zu den ältesten Salmenfängen zählte die bei Andernach. Hingegen waren die bekanntesten des Mittelrheins die von St. Goar, Oberwesel (1418 erwähnt) und Spay (1478 erwähnt). 1756 versuchte der

Koblenzer Bürger Johann Piesbach, von Beruf Schiffer und „gelernter“ Salmenfänger, bei Urmitz einen Salmenfang einzurichten. Er galt als Fachmann, da er den Lachsfang „mit einem ‚stehenden Werk‘ betrieb, das man eine ‚Salmenwaag‘ nannte.“¹² Es ist bezeugt, daß die rheinischen Salmenwagen oder Salmwippen am Mittelrhein erfunden wurden und erst 1896 an den Niederrhein gelangten.¹³ Die Niederländer zählen dieses fallenartige Gerät, wie Bild 8 uns deutlich zeigt, jedenfalls nicht zu ihren alten Fangkonstruktionen. Wir besitzen in dem oben zitierten Satz und den weiteren Umständen, die der Verfasser in seinem Buch „Nachen und Netze am Niederrhein“ ausführlich geschildert hat, eine der seltenen Nachrichten, die uns über die Erfindung und Entwicklung dieser Salmfangmethode Auskunft geben.

Bei Bild 8 könnte es sich wohl auch um den Loreleyfelsen handeln. Es ist dies ein Holzstich von 1864, publiziert in der „Gartenlaube“. Mittschiffs steht die Hütte mit einem Satteldach. Die drei Arme der Schwebeebäume sind heruntergelassen, und wir erkennen das aufgespannte Netz mit der Öffnung talwärts gerichtet. Natürlich ist die Wiedergabe stark übertrieben, da der Nachen fast die ganze Strombreite einnimmt und zum anderen in dieser Stellung natürlich schnell fortgetrieben wäre. Sicherlich soll der weiter oberhalb des Nachens sichtbare Schatten auf dem Wasser die Bühne andeuten, hinter der die Salmenwage befestigt lag. Aber auch sie ist zu weit in den Strom geführt, was

Bild 7: Hamenwage, gemalt von Julius Bretz nach 1918

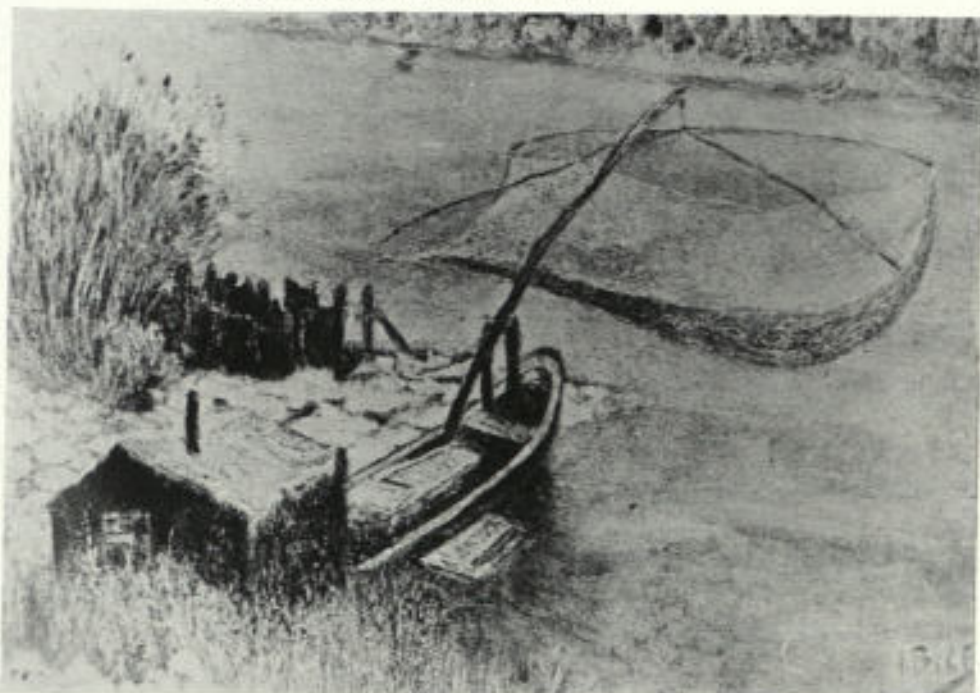




Bild 8: Holzstich von 1864

Anmerkungen: 1) H. R. Fluck, Arbeit und Gerät im Wortschatz der Fischer des Badischen Hanauerlandes. In: Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte, Band XXV, Freiburg München 1974, S. 251, 2) ebenda, S. 251, 3) ebenda, S. 251, 4) ebenda, S. 251, 5) ebenda, S. 251-252, 6) ebenda, S. 251, 7) ebenda, S. 240, 8) ebenda, S. 249, 9) F. Bürger, Die Fischereiverhältnisse im Rhein im Bereich der preußischen Rheinprovinz. In: Zeitschrift für Fischerei, Band 24, Berlin 1926, S. 291, 10) M. Tauch, Die zwanziger Jahre. In: Rheinische Landschaften, Jahrbuch Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e.V. Neuss 1972/73, S. 33, 11) ebenda, S. 33, 12) W. Böcking, Jo-

hann Piesbach und der Urmitzer Salmenfang. In: Nachen und Netze am Niederrhein. - Volkskundliche Darstellung der Rheinfischerei, Köln 1976, 13) F. Bürger, Lachsfischerei. In: Zeitschrift für Fischerei, Band 24, Berlin 1926, S. 300.

Bildnachweis: Bild 1: Horst Gödecke, Hamburg - Bild 2: Landesbildstelle Baden - Bild 3: Otto Drese, Düsseldorf - Bild 4-7: Aus: Rheinische Landschaften, Bild 10, 21, 64, 104, Jahrbuch Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e.V. Köln, Neuss 1972/73, Bild 8: Horst Gödecke, Hamburg - Bild 9: Archiv W. Böcking, Xanten - Reproduktionen aller Fotos: W. Böcking.

Bild 9: Salmwippe des Fischers Jakob Schmitz in Obermörmter



dem weiter zu Berg qualmenden Dampfschiff sehr hinderlich wäre. Aber die falschen Proportionen mögen in diesem Falle nichtig sein. Im Vordergrund steht für den fischereilich Interessierten die Salmenwage und die Art ihrer Anwendung.

Beschließen wir unsere Exkursion mit der Salmwippe Bild 9 des Fischers Jakob Schmitz in Obermörmter am Niederrhein. Wir sehen den flachen, eisernen, pontonartigen Bootskörper, die Schutzhütte, die hier schon einer kleinen Wohnung nahekommt und gemütlich eingerichtet war; sehen ferner die Stellung des Fangschiffes rechtwinklig zum Stromverlauf, hinter einer (hier unsichtbaren) Kribbe, die hochstehenden Bäume mit den Gegengewichten (links), dem Hauptnetz und den Schlußreusen, sowie den 20 kg schweren Eisenkugeln als Kontergewichte beim Herunterlassen und Öffnen des Netzsackes. Dazu die Laufplanke zum Wall und dem Nachen, den der Fischer nötig hat, wenn er morgens nur die Reusen hebt, in denen er auch andere Fische außer Salmen fangen kann. Damit erspart er sich das ständige Heben des großen Hauptnetzes. Der Rhein strömt nach links. Das Netz wird also gegen den Strom heruntergelassen, während die Netzöffnung talwärts gerichtet ist. Der hinter der Kribbe sich bildende Rückstau schafft den Gegenstrom, der die Fische in das Netz leitet. Die Aufnahme entstand im Jahre 1936 oder 1937.

Somit haben wir etwas erfahren über Fischfangmethoden, die in unseren Tagen längstens vergessen sind. Die am Hochrhein in Form von Fischgalgen längs des Ufers ihren Ausgang nahmen; sich in Form der schon beweglichen Hamenwagen weiterentwickelten und in den Salmenwagen mit Netzen von 15 bis 19 m Breite eine weitere Steigerung erfuhren. Sie gelangten erst zu uns an den Niederrhein, als mit den beginnenden Eindeichungen in den landfressenden Stromknien auch die steinernen Kribben gebaut wurden. Ohne diese Hindernisse hätten die Salmwippen bei uns keine günstige Liegemöglichkeit gefunden, da der reißende Strom sie unbarmherzig fortgerissen hätte.

Der Wippentfang war überwiegend Nachtarbeit, wenn die Schifffahrt ruhte und Stille am Strom einkehrte. Diese geruchsaamen Zeiten sind ein für allemal verschwunden, und mit dem Salm auch die Qualität des Rheinwassers, das zur größten 'Müllkippe Europas' wurde, aus der die Menschen unserer Tage - gleichsam wie zur Strafe für unsere 'industriellen Großtaten' - auch noch das Trinkwasser gewinnen müssen.



Das Amselweibchen mit Futter im Schnabel am Nest in der Efeuwand

Zwei Drosselarten

von Theo Schreurs

Die Amsel (*Turdus merula*)

Die Amsel, die viel bewunderte, die oft geschmähte! Bewundert ob ihrer schwarzen Schönheit und ihrer Sangeskunst, geschmäht wegen ihrer Diebereien in Erdbeerbeeten, vielleicht auch wegen ihres hohen Vermehrungsfaktors. Nähren wir die Vorstellung, daß kein Vogel in seinen Verhaltensweisen von gut und böse weiß, von nützlich oder schädlich, die Lebensgewohnheiten gleichsam nach dem kategorischen Imperativ steuert, dann bleibt nur das Normale und das Bewundernswerte zu interpretieren.

Turdus merula ist ihr wissenschaftlicher Name, unter Amsel oder Schwarzdrossel ist sie die bekannteste unter der Drosselsippe. Der Volksmund nennt sie hier am Niederrhein Me-ärling. Tiefschwarz das

Federkleid, braun die Iris, Schnabel und ein schmaler Augenring orange, Füße sepia, so ist das Männchen eine auffallende Erscheinung in unseren Gärten, Parkanlagen und Wäldern. Das Weibchen ist bescheidener gefärbt, wie bei vielen unserer Gefiederten, rauchig braun die Federfülle, Kehle und Brust mit verwaschenen, dunklen Schaffflecken, das Kinn weißlich, braun der Schnabel. Ab und zu treten albinotische Verfärbungen auf. Ein Amselmännchen im Bereich des Schwarzwildgeheges am Hülser Berg setzte jahrelang mit seltsamen Kontrasten zwischen dem Weiß der Schwingen und der Kopffedern und dem Schwarz des Hauptgefieders die Spaziergänger in begreifliches Erstaunen, – und im sogenannten „Paradies“ Hülser Gärten geisterte vor Jahren ein Amselhahn mit weißem Kopf und Bug zum Entzücken der Beobachter durch die Räume

schrebergärtnerischen Geschehens. Paradiesstücke sind schneeweiße Amseln mit roten Augen als echte Albinos, von alt und jung bewundert, auch vom Autor, einmal in einem parkähnlichen Garten, einmal auf einem bestockten Fabrikgelände und im letzten Brutsommer in der Strauchfülle des Fasanenplatzes im „neuen“ Hüls.

Die Amsel ist ein Einzelgänger, nie sieht man sie in Gruppen oder Schwärmen wie z. B. die Stare. Selbst auf großflächigem Rasen, wo ihrer oft viele dem eigenartigen Zeremoniell der Wurmsuche obliegen, fühlt man, daß keinerlei Gemeinschaft unter ihnen besteht zum Unterschied von Staren und Wachholderdrosseln. Nie werden sie im Wipfel eines Baumes zusammen ein Konzert bestreiten, höchstens in Fehdbetontheit mit einem Nachbarhahn während der imponier-



Jungamsel, flügge, aber zu früh das Nest verlassen

gesänge in der Paarungszeit auf Distanz ihre Kampfmotive demonstrieren. Jeder Amselhahn findet zum Singen eine einsame Bühne in seinem Revier, wo er sein Suchen nach Schönheit im Liede verströmen kann. Sie sind echte Solisten, diese schwarzen Fürsten aus der Familie der Drosseln. Aus dem Lied der Amsel spricht der Komponist, der Musiker, der, unerschöpflich an originellen Einfällen, immer neue Tonsätze variiert. Ungezwungen scheint der Vortrag ihres Liedes, fließend, hell, schön die Kadenz. Friedrich von Lukanus bezeichnet den Motivgesang der Schwarzdrossel als eine der herrlichsten Vogelgesänge. „Er besteht aus prachtvollen, markigen, reinen Flötentönen, die harmonisch miteinander verschmolzen werden, einen feierlichen Charakter haben und an Orgelklang erinnern.“ Ihre kompositorische Vielseitigkeit führt zu einer Vielzahl von Motiven, „heitere, frische, getragene, volksliedhafte, streitbar - kriegerische, herausfordernde, unendlich treuherzige, kindlich drollige, trotzköpfige

(George).“ Souverän beherrscht sie das Dämmerdunkel des stillen Abends. Aus dem Schatten des Blätterdickichts, in das kein Licht dringt, kommt ihr unüberhörbares Singen. Wenn sie verschweigt, ist Nacht. Viele der schwarzen Sänger haben ihre Lieblingsmotive, die sie erfindungsreich zu kultivieren verstehen. Sie gefallen sich selbst in ihrer Welt der Töne von beachtenswerter musikalischer Substanz. Der Amselgesang präsentiert sich nach H. Tiessen als höchste Kunstform der Natur, der über Ohr und Hirn stets zu begeistern vermag. Bei der Umgestaltung eines Motivs verfährt sie wie Komponisten unter uns, wenn sie ein Thema abwandeln. Bei Kultivierungsversuchen ihres Hauptmotivs, gleichsam als Alternative, kehrt sie meist zu ihrem Lieblingsmotiv zurück wie in menschlichen Kompositionen, wo das Hauptmotiv oft wiederholt wird und am Ende erhöht zur Geltung kommt.

Beachtlich sind die Nestbaukünste der Amsel. Die Nestbauhandlungen sind oft von explosiver Intensität. Grobes Material von häufig grotesker Auswahl, mit Schmuckstoffen dekoriert, durch Schlammputzen gezogen, bildet den Unterbau. Feiner wird das Material in der Mittelschicht. Die Nestmulde zeigt sich als dünnhalmiger, runder, tiefer, oft mit toniger Erde ausgeschmierter Napf. Meist vier bis sechs Eier mit braunen Marmorierungen auf grünlichem Grund bilden das Gelege. Nach 14 Tagen schlüpfen die Jungen, sie wiegen 6 Gramm. Zwei Wochen dauert die Nestlingszeit, dann verlassen sie

In der Morgendämmerung hören wir die Symphonie



die schützende „Burg“, werden noch eine lange Zeit von den Altvögeln geführt und geschult für das selbständige Leben in der jungen Freiheit.

Drosselkinder verlassen früh das Nest. Die geringste Störung genügt, auch wenn sie nicht voll flugfähig sind (schreckhafte Kinder anderer Vogelarten beantworten solche Auslöser durch Ducken und Starreaktionen). Jahr für Jahr hat ein Amselpaar hier in Hüls in einer Efeuwand sein Nest, obschon dem letzten Akt des Brutgeschehens meist Unheil widerfährt. Das Zuschlagen einer Tür oder eines offenen Fensters löst oft die Fluchtreaktion vorzeitig aus. Im Flatterflug fallen die Jungen zu Boden in den geschlossenen Hofraum, in eine typische „Gefängniszelle“, die nach allen Seiten hin von 3 – 5 Meter hohen Mauern begrenzt ist. Zwei Tage füttern die Altvögel normal weiter, fliegen zur Atzung zu den Jungen hin, die sich in irgend einer Deckung zu drücken versuchen. Am dritten Tag erwarten die Alten mit Futter im Schnabel die „Folgehandlung“ der Jungen. Diese setzen auch zu „Dachrinnenflügen“ an, fallen aber immer wieder infolge mangelhafter Flugfähigkeit in die Ausgangsposition zurück. Zwei Tage hält solches Bemühen der Altvögel um Komplettierung der Fortpflanzungshandlung an, zum Ende dieser Zeit mit immer selteneren Versuchen. Die gereichten Futterportionen werden weniger, die Jungen schwächer, und wenn nichts zu ihrer Rettung geschieht, sind sie in irgend einer Stunde der kommenden Tage verendet. Versuche, den Jungvögeln

mit Hilfe von Leitern eine Brücke zum Dach zu bauen und sie dort auszusetzen, schlugen fehl. Die Drosselkinder flatterten meist gleich in den Hofraum zurück. 1968 aber kam die Brut am 12. Tag der Nestzeit in menschliche Hut und gedieh prächtig, bis sie vollflügge und selbständig in die Freiheit kam.

Einst ein scheuer Waldvogel wie Sing- und Misteldrossel ist die Amsel zum Wegbegleiter des Menschen geworden, in dessen nächste Lebensbereiche sie oft kuriose Nester baut: auf Fensterbänken, in einer Pappschachtel des offenen Schuppens, in einen Holzschuh, der auf dem Brett unter dem Dach einer Gartenlaube versonnen in den Frühling hinein träumte, im Futterhaus, das im Winter so reiche Atzung bot, im Strohhut einer Vogelscheuche auf dem Erbsenbeet, in ausgedienten Dachrinnen, auf dem Nistkasten, der eigentlich den Meisen zugedacht war. Der Raum reicht nicht, um davon hier mehr zu berichten.

Vieles sagen die Tagebuchnotizen noch aus über diese schwarze Drossel, die zum Menschen gehört wie Schwalbe, Rotschwanz und Bachstelze, viel Ergötzliches und wenig, was wir, mit menschlichen Maßstäben gemessen, häßlich nennen mögen, z. B. daß eine Amsel in einer Anwendung von Kronismus alle ihre Kinder verzehrte (durch Menschenhand hatte das Nest einen anderen Platz erhalten). Leider verspeist man sie wie zu Zeiten der alten Römer in südlichen Ländern immer noch und verschlingt damit auch ihre herrlichen Melodien.

Singdrossel, aufgebaumt und zum Photographen hin sichernd



Singdrosselnest mit 4-Eigelege, deutlich die mit Holzmulmbrei ausgeschmierte Nestmulde

Ihr Leben in Menschennähe macht sie zu unserem täglichen Wegbegleiter, läßt sie zum Medium dichterischer Einfälle werden. In der Volksseele hat sie eine beachtenswerte Resonanz. In Begeisterung und Versonnenheit sang der Hülser Mundartsänger Heinz Fenners das allen Hülsern bekannte Lied vom Me-äling, das mit seinem tiefen Gefühlsgehalt hier Platz finden möge.

„Wä kloppt do an die Rute
et morjes fruch oll aan,
wä flött on sängt do Bute
an mine Vensterrahm?
Dat ös doch niet dä Re-äge,
dat ös doch niet dä Wönk,
nä, nä, dat ös dä Me-äling,
dä an min Venster sängt:
An jede Morje, wenn die Sonn opjeht,
ne kleene Me-äling an min Venster steht.
On wenn hä sängt, dat ös mech en
Geschenk,
wenn mech dä kleene Ke-äl en Ständ-
schen brengt.
Jrad dat hä hät gesonge
den ü-eschte Morjegruß,
do kömmt op hö-esche So-ahle
dat Jlöck wi-er en et Hus.
Donn jonk ech an dat Venster
on kiek ens ut dä Rahm,
on möt ü-er blonke Oge
lo-ach hell die Sonn mech aan.
An jede Morje . . .
On schlieke sech die Sorje
ens en min Hart erreen,
an jede frühe Morje,
schint wi-er die Sonn erreen.
Donn kloppt öt an die Rute
jonz stöll on hö-eschkes aan,
öt flött oll wi-er do Bute
vör mine Vensterrahm.
An jede Morje . . .“

Lassen wir diese Amselgeschichte ausklingen mit Versen aus „Des Knaben Wunderhorn“, in dem ein Amselkind von seiner Mutter sagt:

„Wenn ich schon schwarz bin,
Schuld bin nicht mein allein.
Schuld hat mein Mutter gehabt,
weil sie mich nicht gewaschen hat,
da ich noch klein.“

Die Singdrossel (*Turdus philomelos*)

3.45 Uhr, sechzig Minuten vor Sonnenaufgang! Die Stunde zwischen Nacht und Morgen beginnt. Viele große und kleine Vogelfreunde stehen im Frühdämmern des 1. Mai am Beginn einer vogelkundlichen Wanderung, zu Häupten die Sterne des Himmels, Silhouetten von Kirchen, Fabriken und hochgereckten Bäumen gegen den fahler werdenden Horizont, geisterhaft fast das Licht der Laternen auf den Straßen, dunkel alle Fenster der Häuser. Die Teilnehmer erleben das Erwachen der Vogelwelt, ein akustisch-optisches Phänomen von Ewigkeit her, das Jubilate unserer gefiederten Freunde an die Schöpfung, die Symphonie des Maienmorgens.

In der großen Zahl der Musizierenden demonstrieren Solisten Talent und Können, Liedsätze von edelstem Wohlklang, hohe Kunst in schöpferischen Variationen. Die Nachtigall singt voll Inbrunst und Leidenschaft, der Kuckuck ruft seinen Na-

men in großen und kleinen Terzen in das junge Grün, der „Mönch“ schaltet sich ein mit einer Stimme voll Schönheit und Kraft, mit einer fallenden, beglückenden Flötenstrophe, das Lied der Amsel klingt wie Jubel aus Kindermund. Und dann ist plötzlich ihre graue Schwester da, die Singdrossel. Sie gibt dem Klangbild eine neue Note.

Spät verließ sie die Gestade des Mittelmeeres, die warmen Gärten und Weinberge Südfrankreichs. Nun hallen pausenlos ihre Doppelrufe über knospendes Gezweig, über duftende Walderde. „Ta-tü-tü“! Die Schönheit ihres Liedes, die Kraft und Klarheit ihrer Stimme, die Lustbetontheit ihrer vielen Melodien trugen ihr den Namen „philomelos“, Freund des Gesanges, ein.

In ihrem grauen Kleid fällt dieser Herold des Lenzes im ersten Grün von Baum und Strauch gar nicht auf. Bescheiden nimmt ihre gesprenkelte Brust sich aus, wie ein welkes Blatt, das die Winterstürme vergessen. Der Glanz ihrer Stimme aber läßt den Freund dieser Frühlingstage aufhorchen. Er denkt vielleicht zum ersten Male darüber nach, wie es möglich war, so eine Stimme bisher zu überhören. Das Wissen um die Ornis unserer Bruchweiden und Wälder ist in weiten Volkskreisen leider immer noch dürftig. Von den Drosseln ist meist nur die Amsel bekannt. Während ihre schöne, melodische Stimme meist richtig „angesprochen“ wird, hören diese Kenntnisse bei

der Singdrossel auf, obschon ihr Gesang so charakteristisch ist, daß eine Verwechslung mit den Tonsätzen anderer Vögel nicht notwendig wäre.

Zunächst ist ihr Sang bescheiden wie das Gewand der Natur, ihren Liedvariationen fehlt noch die erfinderische Abwechslung, die Doppelrufe sind nur Proben ihres Könnens. Im April und Mai aber, wenn Wohlsein und Daseinslust im kleinen Vogelherzen ist, dann wird ihr Singen meisterhaft. Was ihren Gesang auszeichnet, ist die große Zahl der häufig wechselnden Strophen, die Wiederholung der Motive, die Reinheit und Klangfülle der Tonfolgen. Lieder anderer Sänger werden zu ergötzlicher Imitation. Stetig sich ablösende Liedsätze kehren bald in Trochäen, bald in Daktylus- und Anapästform dreimal, viermal und mehr wieder. Sie sind das Echo jenes triebhaften Geschehens, das jedem Geschöpf in dieser Zeit des großen Werdens in der Natur seine Lebensäußerungen vorschreibt.

Der Volksmund, der immer in naturgebundener Wechselbeziehung zu den Geschöpfen steht, hat auch den Strophen der Singdrossel jeweils dem Rhythmus entsprechende Texte beigelegt. „Ta-tü-tü“ heißt „David-David“, oder „Philipp-Philipp“, „Prosit-Prosit“, „Kuhdieb-Kuhdieb“, der „Jäger – Jäger“! Das Bemühen, diese Liedkompositionen in Worte zu kleiden, spricht zweifelsohne für die nachhaltige Wirkung, die der Gesang der „Zippe“ beim Hörer auslöst.

Höchstwerte erreicht der Gesang der Singdrossel wie bei jeder anderen Vogelart in der Zeit der Fortpflanzung. Unermüdlich trägt das Weibchen Niststoffe zum Nest: Ranken von Geißblatt, Zaunwinde und Bittersüß, Blattskelette, Gräser und Bast von Birken und wilden Kirschen. Irgendwo aus einem benachbarten Baumwipfel schickt zur Begleitung das Männchen nimmermüde seine Tonsätze durch die Räume des Reviers, singt in nebligüber Morgenfrühe und am dämmerigen Abend, singt, wenn die Arbeit der Gefährtin zu künstlerischem Geschehen sich ausweitet, wenn Holzmulm, Erde und Speichel, miteinander vermischt zu einem Brei, zur warmen Nestmulde werden, singt, wenn fünf blaugrüne, mit einzelnen schwarzen Flecken gezierte Eier der Zeitigung entgegen gehen. In irgend einer Stunde nach 14–15 Tagen Brutzeit sperren kleine, nackte Singdrosselkinder ihre Schnäbelchen mit gelber Rachenfärbung über den Nestrand. Das Drosselmännchen hat neue Arbeit erhalten, muß mit der Mutter Raupen, Würmer und Insekten herbeitragen, um die hungrigen Nestlinge zu sättigen. Aber reich und freigebig ist

Die Futterportion ist verabreicht. Der „Turm“ der sperrenden Jungen ist in sich zusammengesunken.



das Revier, das Nahrungsangebot ist groß, es lebt sich wie im Schlaraffenland. Überall entsteht neues Leben, Leben, das anderes aufbauen und erhalten muß.

In der Zeit der Jungenfütterung demonstriert dieser lautstarke Rufer des frühen Jahres bei Störungen am Nest eine Abwehr, die durch Flug- und Lärmattacken zu den eindringlichsten und aufregenden Geschehen in Nestnähe zählen. In einem besonderen Fall ging das Weibchen immer meine Hand an mit lauten, schnell aufeinander folgenden „Zipp, zipp, zipp“-Rufreihen. Nahm ich die Hand weg, trat wieder Ruhe ein. Mit gestäubtem Gefieder und Heben und Senken des Schnabels erwartete dann die Vogelmutter die neue Bedrohung.

Während der Futtersuche für den Singdrosselnachwuchs wird die Fülle des Gesanges etwas gemildert. Das neue Geschehen in der Vogelwiege richtet die Instinkthandlungen anders aus. In den letzten Tagen der Nestzeit steigert sich das Nahrungsbedürfnis der Jungen bis ins Unersättliche. Fütterung wird zur dominie-

renden Beschäftigung der Vogeleltern. Zum Singen reicht die Zeit nicht mehr. Einige Doppelrufe verkünden ab und zu, daß das Paar noch da ist.

Am 15. Nestlingstag klettern die Jungen über den Nestrand und tun den ersten Sprungflug in die Freiheit. Schmuck sind sie geworden, Miniaturausgaben der Alten. Lange noch werden sie von diesen geführt. Stimmföhlungs-laute richten jetzt die Verbindung zwischen Eltern und Nachwuchs aus. Die Fanfaren ertönen erst wieder, wenn die Familienbande sich aufgelöst haben und die Anpaarungshandlungen für die Zweitbrut beginnen.

Überall im Bruch- und Berggebiet, an den durch Brombeeren, Hopfen und Geißblatt verfilzten Waldrändern und Kuhlenufern, in der reichbebuschten Weite der Grünanlagen und dort, wo Weißdorn- und Hainbuchenhecken oder Horste von Fichten und Zwergkiefern unsere Gärten begrenzen, findet die Singdrossel ihren Lebensraum. Die Populationsdichte weist hier am Niederrhein noch eine ansehnliche Potenz auf. Und doch ist ihre Bedro-

hung immer noch groß. Früher endeten ihrer viele gemeinsam mit Mistel-, Wein- und Wacholderdrosseln am Galgen. Erwerbsstreben und Liebhaberei steuerten in dieser Zeit den Fang. Das „Herr Heinrich saß am Vogelherd, recht froh und wohlgenut“ sagt alles. Diese Art des Vogelfanges mit Lockvögeln und einem System von Netzen wurde später abgelöst durch den „Dohnenstiege“. Und heute? Leider dürfen die Pressemeldungen über den Massenfang, namentlich in den südlichen Ländern, immer noch nicht verstummen. Alle Proteste der Vogelschutzbünde und auch amtlicher Stellen sind bisher nur auf kleine Erfolge beschränkt geblieben.

„Ta-tü-ta-tü“! Lieber Vogelfreund! Hörst du die Heroldsrufe im jungen Wald, dann schalte Lärm und Hast des Alltages für kurze Zeit ab, sieh dich für Stunden um in dieser Wunderwelt des Kleinen. Sie vermittelt neben neuen Erkenntnissen Reichtümer der Seele und des Gemütes, die für uns alle ein Geschenk des Himmels sein sollten.

Das Nesthäkchen allein auf dem Nestrand. Es fürchtet den „Sprungflug“ in die Freiheit und bettelt weiter um Atzung.



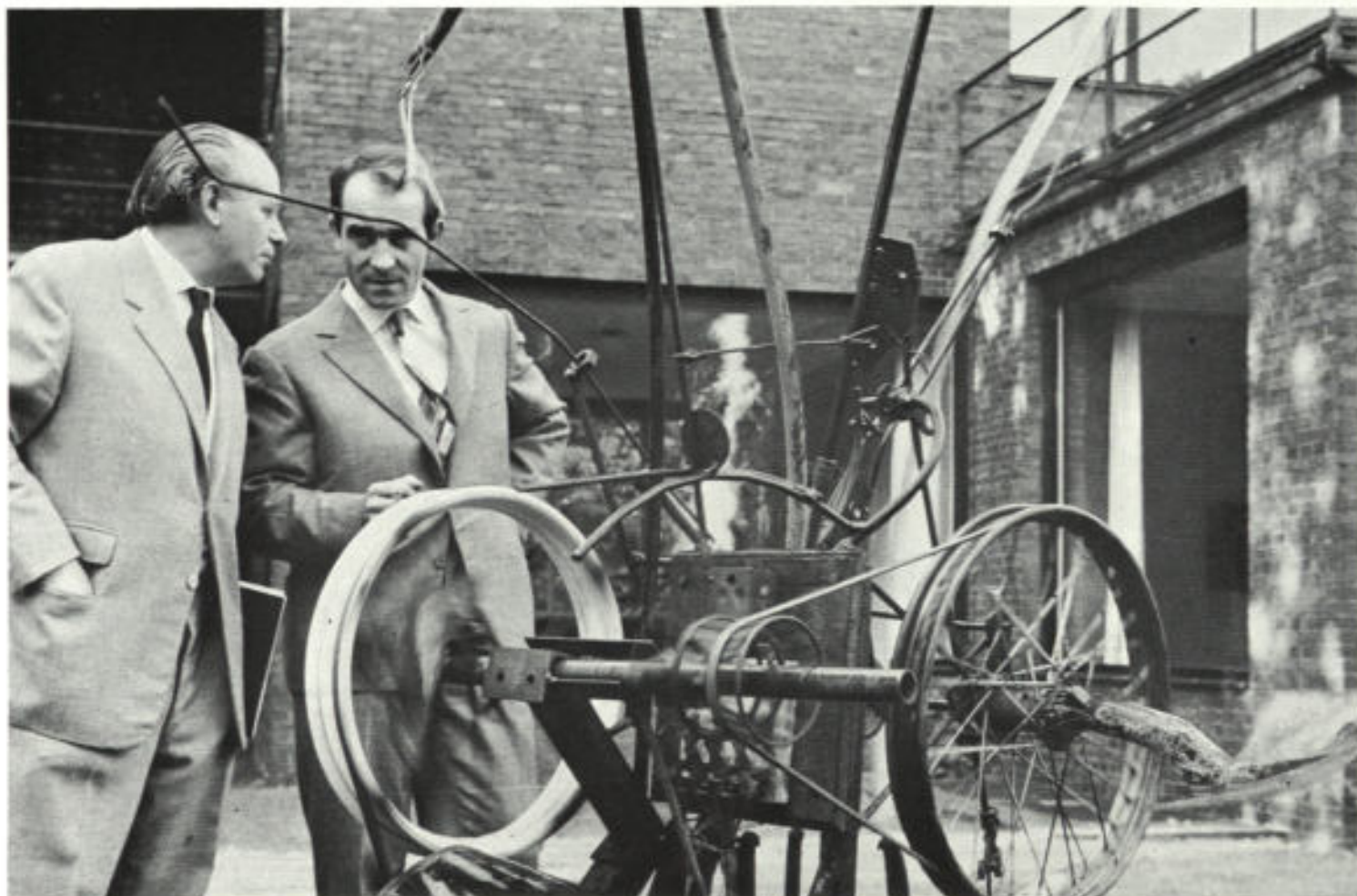
28 Jahre aktuelle Kunstgeschichte

von Gisela Fiedler-Bender



Ausstellung: Alexander Calder – Mobiles und Stabiles,
Museum Haus Lange, 13. 9. – 25. 10. 59; Straßenfront,
im Vordergrund „der Kohlenhändler“

Eröffnung der Ausstellung Jean Tinguely,
Museum Haus Lange, 17. 9. – 23. 10. 60



Am 1. Oktober 1975 ging in Krefeld ein Kapitel moderner Kunstgeschichte zu Ende. Dr. Paul Wember, der 28 Jahre lang die beiden Kunstmuseen der Stadt – Kaiser Wilhelm Museum und Museum Haus Lange – geleitet hatte, trat in den Ruhestand.

Was er in diesen 28 Jahren seiner Tätigkeit in Krefeld aufgebaut hat, gilt heute als beispielhaft und hat ihm den Ruf des fortschrittlichsten Museumsdirektors der Nachkriegszeit eingebracht. Nach den langen, künstlerisch unfruchtbaren Kriegsjahren, der Isolation von der zeitgenössischen Kunst, war der Nachholbedarf groß, der Hunger nach moderner Kunst und das Interesse an den Kunstszenen des Auslands enorm.

So begann Wember 1947 seine Arbeit am Kaiser Wilhelm Museum im Sinne dieses Bedarfes an Information gleich mit Ausstellungen moderner Kunst. Karl Schmidt-Rottluff und Erich Heckel waren die ersten bedeutenden Künstler, die 1947 und 48 in Krefeld zu sehen waren. Daneben wurde aber schon das Bemühen sichtbar, auch regional wichtige Künstler zu zei-

gen und den Bezug zur Historie nicht zu verlieren, so waren u. a. auch Wolf von Beckerath und Heinrich Nauen zu sehen und Niederrheinische Malerei und Plastik der Gegenwart.

Das Haus, das Dr. Wember bei seinem Amtsantritt vorfand, war nicht dazu geeignet, Optimismus zu verbreiten. Verschiedene städtische Dienststellen waren – durch Kriegszerstörung bedingt – im Museum untergebracht, die Sammlung war zum Teil ausgelagert, beschlagnahmte Kunstgegenstände waren vorhanden und mußten unter Aufsicht der Kunstschutzzoffiziere zurückgegeben werden. Neben der regen Ausstellungstätigkeit und den ersten Ankäufen wurde auch das Haus langsam wieder in ein Museum zurückverwandelt, die fremden Dienststellen zogen aus, das Raumprogramm wurde erweitert. Es würde zu weit führen, würde man alle Ausstellungen und Erwerbungen jener Jahre aufzählen.

Generell läßt sich sagen, daß alles, was an Kunst des 20. Jahrhunderts im Museum vorhanden ist – bis auf ein paar we-

nige Stücke von Wember angekauft wurde, auch die vor 1945 entstandenen Arbeiten, denn die bereits vorhandenen waren 1938 als „entartet“ ausgeschrieben worden.

Der erste große Ankauf war neben Bildern von Campendonk, Heckel und Slevogt, der Drove-Zyklus von Heinrich Nauen, ein wichtiges Zeugnis des rheinischen Expressionismus. In den folgenden Jahren wurde kosequent eine Abteilung moderner Kunst aufgebaut und gleichzeitig einzelne Ergänzungen in der alten Abteilung vorgenommen. Großes Gewicht lag nach wie vor auf der Ausstellungstätigkeit, die neben Studio- und Graphikausstellungen auch umfassende Präsentationen einzelner wichtiger Künstler umfaßte. So 1951 die große Architekturausstellung Hans Poelzig, die der damalige Bundespräsident Theodor Heuss eröffnete. Im selben Jahr war auch zum ersten Mal Graphik von Joan Miró, Pablo Picasso und Georges Braque zu sehen.

Der Versuch Wembers, 1952 mit einem Schlag die moderne Abteilung mit einer Sammlung von Gemälden des deutschen

Jugendstil und rheinisches Steinzeug





Kaiser-Wilhelm-Museum: Ital. Renaissance

Graphikungang (mit Miró-Ausstellung) mit Einblick zum Vorderfrontsaal



Expressionismus zu vervollständigen, scheiterte an den fehlenden Mitteln, wie so vieles Geplante an Widerständen verschiedener Art scheiterte, oder nur mit wiederholtem Einsatz und Beharrlichkeit durchgeführt werden konnte. So blieb von dieser Sammlung expressionistischer Gemälde immerhin eines im Haus – die Sintflut von Wassily Kandinsky, die heute ihren Kaufpreis von DM 16.000,- schon hundertfach gerechtfertigt hat.

Die lebendige Kunstszene der 50er Jahre, der neue Auftrieb, den die Kunst nach dem Krieg erhielt, spiegelt sich in der immer lebhafter werdenden, immer internationaler sich präsentierenden Ausstellungstätigkeit, die sich neben deutschen und Krefelder Künstlern auch der Franzosen, Niederländer und der Amerikaner annahm. So gab es nach den Mobiles von Alexander Calder Graphik von Henri Matisse zu sehen, so folgte auf eine Ausstellung mit Gemälden und Graphik von Marc Chagall 1954 die erste umfassende Miró-Ausstellung in Deutschland, eine der Pioniertaten, die Wembers Ruf als Museumsdirektor über Deutschland hinaustrugen. Deutliches Gewicht wurde auf die Darstellung moderner Architektur gelegt, so erregte 1953 die Einladungskarte für „das neue bauen in holland“ Ärger bei der Stadtverwaltung, da der Text nur in Kleinbuchstaben gedruckt war. Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius folgten und dazwischen gruppierten sich Krefelder und internationale Künstler im ständigen Wechsel. Daneben gab es Kinderzeichnungen zu sehen oder Arbeiten der Werkkunstschule, Kunsthandwerk und Graphik und Gemälde aus eigenen Beständen. Das Bestreben, auch den gutorientierten Museumsbesuchern durch ein wechselndes Bild der Sammlungen immer wieder Neues zu bieten, wurde ein Charakteristikum des Hauses, das ja nicht wie andere große Museen der Nachbarschaft mit Zufallsbesuchern oder Touristen rechnen konnte – es waren und sind in erster Linie die Krefelder, die „ihr“ Haus besuchen, und für die der Wechsel in Sammlung und Ausstellung den Anreiz zu immer neuer Auseinandersetzung mit der Kunst bietet.

Auch wenn manches zunächst unverständlich und zu neu war, langsam wuchs auch das Publikum zu größerem Sachverständnis, wurde aufgeschlossen und besser orientiert, und wer die Ausstellungen gesehen und die Eröffnungsvorträge gehört hatte, konnte die Entwicklung der Kunst nach 1945 verstehen lernen.

Ein wichtiges Ereignis brachte das Jahr 1955 – Dr. Ulrich Lange stellte sein El-

ternhaus an der Wilhelmshofallee der Stadt Krefeld, bzw. dem Kaiser Wilhelm Museum auf 10 Jahre kostenlos zur Verfügung, damit dort Ausstellungen moderner Kunst stattfinden konnten. Damit wurde das ehemalige Wohnhaus des Kunstsammlers und ersten Direktors der Ver-seidag, Hermann Lange, unter der Bezeichnung „Museum Haus Lange“ eines der wichtigsten Zentren moderner Kunst-pflege in Deutschland und darüber hinaus. Dieses von Mies van der Rohe 1928 erbaute Haus erwies sich mit seinen klar-geschnittenen hellen Räumen und dem großen Park als sehr geeignet zur Prä-sentation moderner Kunst.

Es begann im November 1955 mit einer großen Ausstellung des französischen Bildhauers Henri Laurens, die ursprüng-lich noch für das Kaiser Wilhelm Museum geplant war. Es folgten verschiedene Aus-stellungen aus Krefelder Privatsammlun-gen und aus eigenen Beständen.

Das Hauptgewicht lag jedoch auf Aus-stellungen von Künstlern der internatio-nalen Avantgarde; Berto Lardera zeigte

hier 1956 zum ersten Mal seine Skulptu-ren, Collagen und Gouachen, Joan Miró 1957 das graphische Gesamtwerk, zu dem Wember den ersten, heute längst vergrif-fenen und sehr begehrten Oeuvrekatalog herausbrachte. Großen Erfolg hatte 1957 die Gedächtnisausstellung Käthe Kollwitz, sie bildete, wie die Ausstellung James Ensor zwei Jahre später, eine Ausnahme in dem aktuellen Programm.

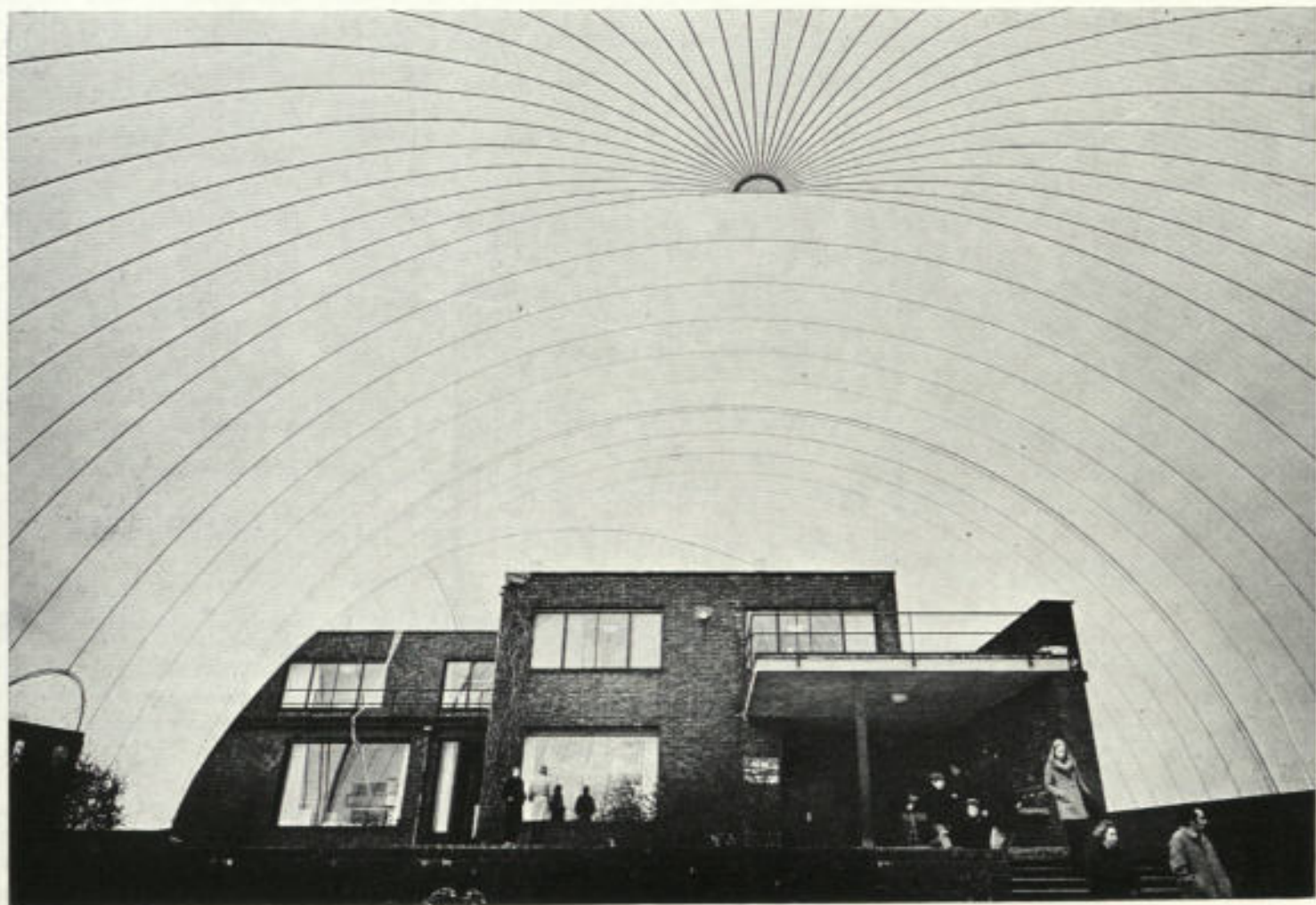
Im Kaiser Wilhelm Museum liefen die Ausstellungen ebenfalls in vollem Um-fang weiter und auch hier gab es wichti-ge Höhepunkte, so 1955 das graphische Gesamtwerk von Georges Braque und die Plastiken von Alberto Giacometti. Dane-ben Graphik aus verschiedenen Jahrhun-derten, ältere und jüngere deutsche und Krefelder Künstler, Studioausstellungen und Sammelausstellungen. Erwähnt wer-den muß noch die große Ausstellung des Architekten Le Corbusier, die 1958 einen Besucherrekord brachte.

Immer quälender machte sich die Raum-not im Kaiser Wilhelm Museum bemerk-

bar – durch ungünstige Raumaufteilung ging der Zusammenhang der Sammlung verloren, vieles mußte magaziniert blei-ben, weil kein geeigneter Raum vorhan-den war; das Haus bedurfte eines gründ-lichen Umbaus, um die inzwischen lang-sam aber stetig anwachsenden Samm-lungen im Ensemble präsentieren zu kön-nen.

Nach langwieriger Vorbereitung schien der Umbau 1960 gesichert, doch es muß-ten noch acht Jahre vergehen, bevor das umgebaute Kaiser Wilhelm Museum wie-der eröffnet werden konnte. Vom 10. Au-gust 1960 an blieb das Museum geschlos-sen, aber erst im Frühjahr 1966 wurden die Sammlungen und die Verwaltung in die alte Husarenkaserne an der West-parkstraße gebracht – der Umbau konn-te beginnen. Daß es soweit gekommen war, ist nur der großen Beharrlichkeit und Ausdauer Paul Wembers zu danken, der Jahrelang auf dieses Ziel hingearbeitet hatte und mit Stadtverwaltung, Hochbau-amt und Architekten die beste Lösung zu finden trachtete.

Museum Haus Lange, Ausstellung Cover, 27. 2. – 18. 4. 71



Währenddessen lief im Museum Haus Lange das Ausstellungsprogramm bis 1966 auf vollen Touren weiter. Nicht immer war das Publikum einverstanden mit den neuen Ideen des Museumsdirektors, mit seinen Ausstellungen und seiner Interpretation der Kunstwerke, es gab Verständigungsschwierigkeiten, wie bei allem, was zunächst neu und ungewohnt ist. Zwar wurden die Plastiken des Spaniers Julio Gonzalez, die Gemälde des Kanadiers Jean Paul Riopelle oder des Franzosen Georges Mathieu noch akzeptiert, als aber 1959 der Italiener Alberto Burri mit seinen Sack-, Holz-, Eisen- und Kunststoffbildern kam, gab es die ersten heftigen Kontroversen. In einer nicht endenwollenden Flut von Leserbriefen machte sich das empörte Publikum in der Presse Luft.

Es gab wieder ruhigere Zeiten mit Töpfereien der Gegenwart" oder der großen „Heinrich Campendonk“ Gedächtnisausstellung und selbst die Mobiles und Stabiles Alexander Calders fanden Anklang. Unruhe brachten die Maschinenbilder und Maschinen Jean Tinguelys 1960, doch überwog hier noch der Spaß an Spiel und Bewegung. Einige Monate später brach dann ein Sturm der Entrüstung los, als Yves Klein zum ersten Mal in einer großen Museumsausstellung seine „Monochromen und Feuer“ zeigte,

Die großen blauen Bilder, die Schwämme, die Feuerflammen im Park von Haus Lange entfachten einen Wirbel, der fast bis an die Grenze des Erträglichen ging.

Es waren wenige, die in dieser Zeit die Partei des Museumsdirektors ergriffen.

Es folgte wieder eine ruhigere Zeit mit einer Ausstellung aus eigenen Beständen „Die Jugend der Plakate“, ein Überblick über die umfangreiche Plakatsammlung des Kaiser Wilhelm Museums. Begleitet wurde die Ausstellung von einem Katalog, in dem alle Plakate – immerhin über 800 – genau erfaßt und abgebildet waren. Damit war Krefeld das erste Museum, das seine Plakatbestände bearbeitet hatte, der Katalog fand reißenden Absatz und die Plakate wurden in mehreren deutschen und niederländischen Städten gezeigt.

Auch andere Sammlungsbestände gingen in dieser Zeit des geschlossenen Kaiser Wilhelm Museums auf Reisen; so, mit großem Erfolg, die kinetische Abteilung, die für ein Museum einmalig war und die, konsequent aufgebaut, noch heute die umfangreichste Sammlung dieser beweglichen Kunst in einem Museum überhaupt ist. Der Bestandskatalog „Bewegte Bereiche der Kunst“ brachte 1963 zum ersten Mal eine Zusammenfassung dieser Abteilung.

Es würde hier zu weit führen, alle Ausstellungen, die im Museum Haus Lange stattgefunden haben, aufzuzählen, aber einige wichtige sind noch hervorzuheben, so die kinetischen Bilder von Jesus Raphael Soto, die kombinierten Bilder und Dantezeichnungen von Robert Rauschenberg und 1965 wieder als großes Ärgernis der „Französische neue Realismus“

von Arman mit seiner „Müllkunst“. Die Ready mades des Vaters der Objektkunst Marcel Duchamp, die Gemälde Cy Twomblys und die Zahlenbilder Robert Indianas hatten im Vergleich dazu mit weit weniger Aufregung zu rechnen. In Verbindung mit einer Ausstellung erschien 1966 wieder ein umfangreicher Bestandskatalog, der dem Werk Johan Thorn Prikers gewidmet war, dessen Nachlaß in großen Teilen nach langen Verhandlungen für das Kaiser Wilhelm Museum erworben werden konnte. Überhaupt bestand immer ein enger Zusammenhang zwischen Ausstellung und Museumsammlung.

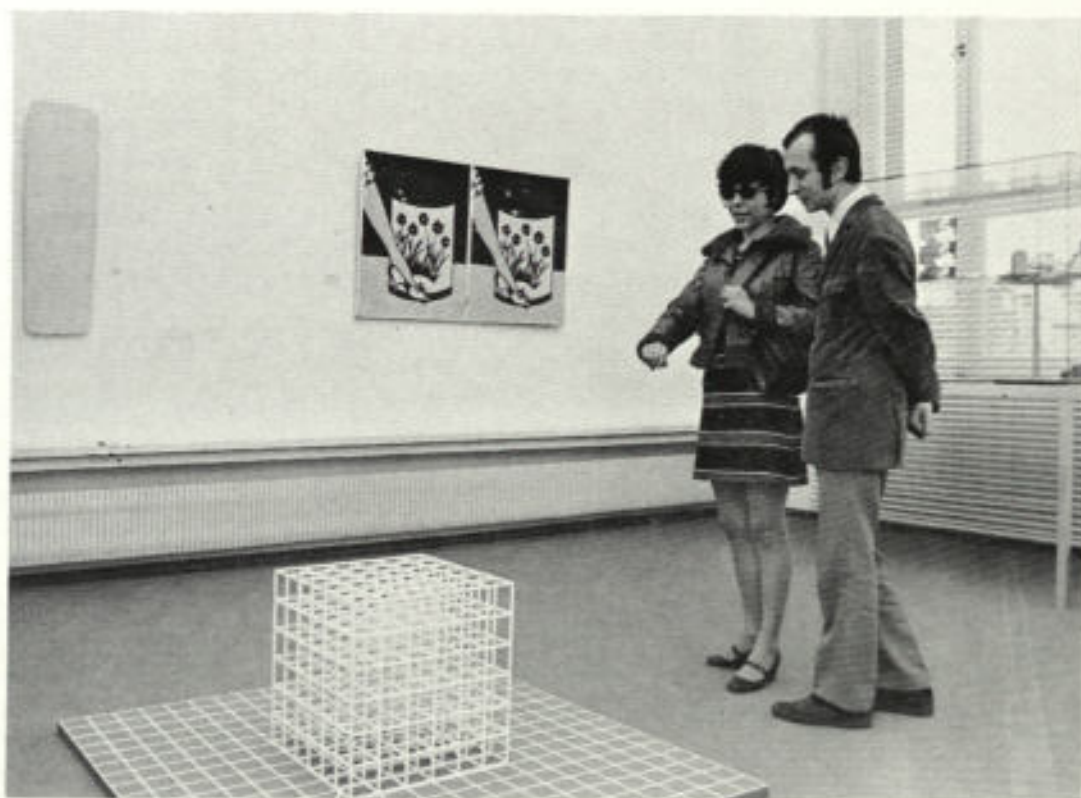
Soweit die finanziellen Mittel reichten – und sehr weit reichten sie nie – wurden aus den wichtigen Ausstellungen Werke für die Sammlung angekauft und damit eine moderne Abteilung aufgebaut, die höchsten Maßstäben gerecht wird. Zwar waren es – aus Geldmangel – meist kleine, aber durchwegs frühe und typische Arbeiten junger Künstler – sehr oft die ersten, die ein Künstler überhaupt an ein Museum verkauft hatte.

1966 wurde auch Haus Lange geschlossen, da der Vertrag mit Dr. Ulrich Lange ausgelaufen war, zwei Jahre später ging das Haus als Stiftung Dr. Langes in den Besitz der Stadt Krefeld über und nach umfangreichen Renovierungsarbeiten konnte 1969 die Ausstellungstätigkeit fortgesetzt werden.

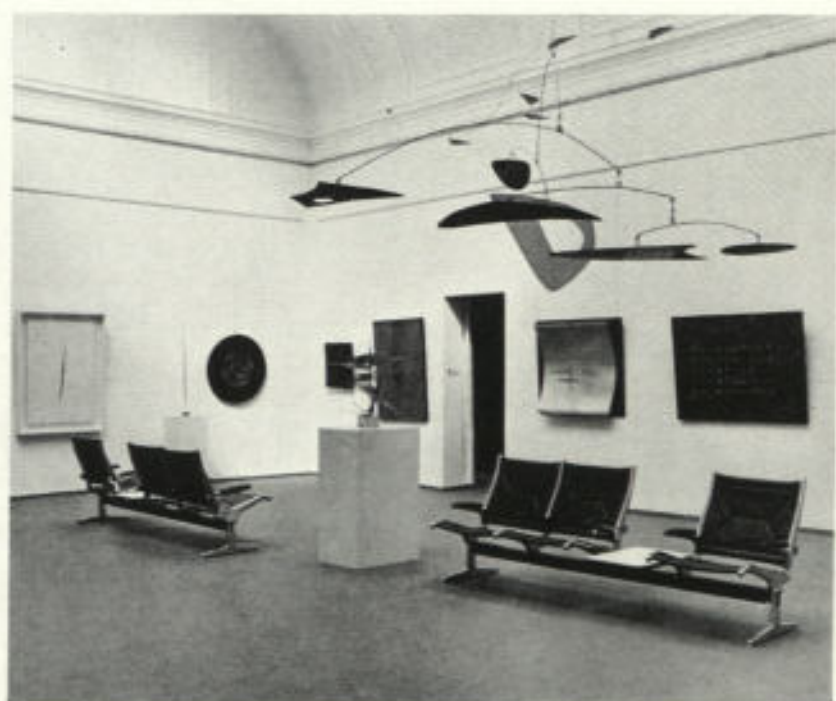
Ebenfalls 1969 war auch der Umbau des Kaiser Wilhelm Museums beendet und in

Museum Haus Lange, Ausstellung Henri Laurens, 27. 11. – 27. 12. 55





Ausstellung anlässlich der Wiedereröffnung des Kaiser Wilhelm Museums im Jahre 1969



dreimonatiger hektischer Arbeit wurden die Sammlungen neu aufgebaut, die Räume neu eingerichtet und mit einer feierlichen Eröffnung wieder dem Publikum zugänglich gemacht. Das Haus hatte sich im Inneren wesentlich verändert. Das pompöse Stuckmarmortreppenhause mit der Kaiserstatue war einem einfachen zweckmäßigen Treppenaufgang gewichen und durch Einziehen einer neuen Decke hatte man noch einen großen Oberlichtsaal dazugewonnen. Die große Freitreppe war verschwunden, der Eingang wurde ebenerdig angelegt. Große Glasscheiben geben der Eingangshalle einladende Helle, der Geruch des Musentempels ist verschwunden. Auch wenn der eine oder andere um den verschwundenen Kaiser trauert, ein Museum, das Ruhmeshalle für einen Kaiser sein soll, ist für Museumszwecke denkbar ungeeignet. Die neue Lösung wurde akzeptiert und hochgelobt, auch frühere Gegner des Umbaus mußten anerkennen, daß die neue Atmosphäre das Haus einladender und menschlicher gemacht hatte.

Mit vollem Einsatz ging Wember an die Aktivierung des Hauses, zwei Ausstellungen – eine Studio- und eine Graphikausstellung liefen von nun an in ständigem Wechsel in der Cafeteria und im Treppenhauseingang. Hier kamen in erster Linie wieder Krefelder Künstler zu Wort, und außerdem wurden aus den graphischen Beständen alte und neue Blätter abwechselnd gezeigt.

Die Sammlungen, die so lange nicht zugänglich gewesen waren und die neuen

Räume brachten ein überaus positives Presse Echo weit über Deutschlands Grenzen hinaus und ständig steigende Besucherzahlen. Die Flut der gewünschten Führungen konnte kaum bewältigt werden. Man freute sich, das Altbekannte, die historischen Abteilungen im 1. Stockwerk wiederzufinden und man war neugierig auf das Neue im 2. Stockwerk, das wieder Zündstoff für heiße Diskussionen liefern konnte.

Die Abteilung zeitgenössischer Kunst, in der Stille des geschlossenen Hauses langsam aufgebaut, wurde als die beste moderne Sammlung Deutschlands gerühmt und Wembers Ruf brachte dem Museum den Namen „Kaiser Wember Museum“ ein.

1968 wurde dem immer in finanziellen Nöten schwebenden Museum eine unvermutete Hilfe zuteil. Ein Privatsammler, interessiert an moderner Kunst, war durch einen Zeitungsartikel auf die Arbeit Paul Wembers in Krefeld aufmerksam gemacht worden. Und so begann noch im selben Jahr die harmonische und für beide Teile gewinnbringende Zusammenarbeit mit dem Sammlerehepaar Helga und Walther Lauffs. Alle neuen Ankäufe für diese Sammlung blieben im Kaiser Wilhelm Museum und machen heute einen großen Teil der modernen Abteilung aus. Gerade die wichtigen großen Arbeiten hätte das Museum nie aus eigener Kraft erwerben können. Da der Vertrag mit dem Ehepaar Lauffs vorsieht, daß jedes Kunstwerk mindestens 10 Jahre im Kaiser Wilhelm Museum zu verbleiben hat, ist der Spielraum

für die ständig weiter wachsende Sammlung sehr groß, allerdings besteht auch die Gefahr, daß die Lücken in der eigentlichen Museumssammlung dadurch vor allem in Hinblick auf die Etatzuteilung übersehen werden.

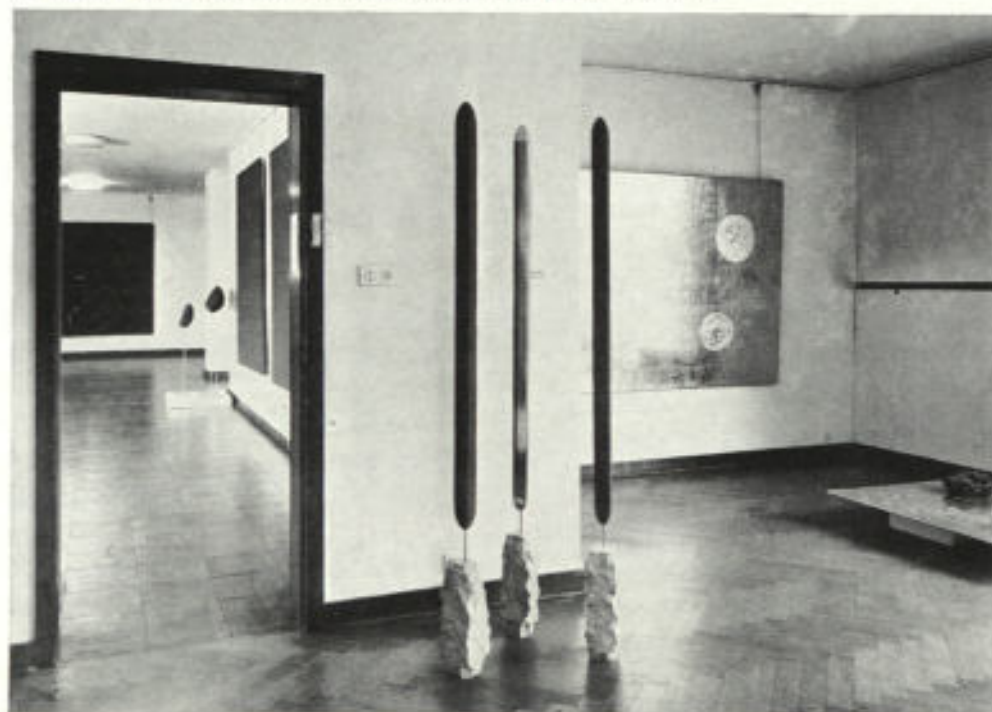
Da kein Museum alles zeigen kann, bemühte sich Wember schon sehr früh um eine Profilierung der Sammlung, ganz bewußt schuf er Schwerpunkte, die dem Haus einen eigenen Akzent geben und die wichtigsten Kunstströmungen der Gegenwart exemplarisch dokumentieren: Kinetik, Pop-Art, Minimal Art, Concept Art, Monochromie und Objektkunst. Zwei Künstler bekamen einen ganzen Raum, Yves Klein, der hier seine umfangreichste Museumspräsentation erfuhr und Joseph Beuys, der zur Zeit wohl bedeutendste lebende deutsche Künstler.

In seinem 1973 erschienenen Buch „Kunst in Krefeld“ hat Wember das Museum, seine Geschichte und seine Sammlungen ausführlich behandelt.

Daß gleichzeitig mit diesen Aktivitäten auch die Ausstellungen im Museum Haus Lange weiterliefen, ist selbstverständlich, insgesamt waren es 374 Ausstellungen, die zwischen 1947 und 1975 in beiden Häusern gezeigt wurden. Unmöglich ist es, alle Künstler zu nennen, die im Museum Haus Lange ausstellten und dort ein und ausgingen. Sie gehörten zur Minimal Art wie Fred Sandback und Sol Le Witt, oder zur Concept Art wie Jan Dibbets, Bernar Venet und Hans Haacke. Christo verpackte Fußböden und Parkwege, die Haus-Rucker-Co zogen eine Tragelufthalle über das Haus. Franz Erhard Walther demonstrierte seine „Objekte zum Benutzen“, Will Insley zeigte seine Pläne für eine neue Welt. Collagen von Jiří Kolář, Zeichnungen von Beuys und Claes Oldenburg, Skulpturen von Hans Arp und Bilder von Mark Tobey wechselten einander ab.

Als Paul Wember sich im Oktober 1975 in den Ruhestand versetzen ließ, konnte er auf 28 Jahre intensivster Museumsarbeit zurückblicken. Seine Einsatzkraft und sein Durchsetzungsvermögen haben Krefeld den Ruf der „heimlichen Hauptstadt der Avantgarde“ eingebracht – er hat aus einem mittelmäßigen Provinzmuseum ein international angesehenes Haus gemacht, das in der modernen Kunstwelt mitzählt. Wahrscheinlich wird noch einige Zeit vergehen, bis man in Krefeld selbst, wo man oft genug auch Schwierigkeiten mit dem dynamischen Museumsdirektor hatte, und wo sein Einsatz für die Moderne oftmals mit vernichtender Kritik beantwortet wurde, erkennt, was dieser Mann für die Stadt und für die Kunst geleistet hat.

Museum Haus Lange, Ausstellung Yves Klein, 14. 1. – 26. 2. 61



„Schöneres Krefeld“

Die erste Initiative des Verkehrsvereins Krefeld datiert aus dem Jahre 1971. Sie führte zu einer großen Werbeaktion, die mit dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine, Eduard Lampmann, durchgeführt wurde und bereits 1972 beträchtliche Erfolge zeigte. Das Baudezernat der Stadtverwaltung veranstaltete in enger Zusammenarbeit Wettbewerbe mit Prämierungen für die schönsten unter den renovierten Fassaden. Im Jubiläumsjahr 1973 fand im Rahmen

einer Einladung von Oberbürgermeister Hauser die erste große Verleihung von Urkunden an 353 Hauseigentümer statt, die sich an der Aktion beteiligt hatten. 1974 wurde eine zweite Verleihung an weitere 669 Krefelder Bürger vorgenommen. Eine neue Ermittlung im Juli 1976 ergab, daß sich der Erfolg in überraschendem Umfang fortsetzt. Neu festgestellt wurden 1 186 Häuser, die im Sinne der Aktion instandgesetzt wurden. Damit sind bisher 2 208 Hauseigentümer den Aufrufen gefolgt.



Der König nahm den Käse mit

Friedrich Wilhelm I. bei den Krefelder Mennoniten

von Ernst Köppen



König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713–1740), der Soldatenkönig, sah sich 1738 in Krefeld um.

Gemälde aus der Werkstatt von Antonie Pesne, um 1733, ehemals Berlin, Schloß. (Aus Proyläen Weltgeschichte, siebenter Band, 1964)

Aus dem Text von Adam Wandruszka, Seite 415:

Friedrich Wilhelm erinnert mehr als in

einer Hinsicht an seine früheren Vorfahren, an die frommen und trinkfesten Territorialfürsten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Heinrich von Treischke spöttisch „Sauf- und Bete-fürsten“ genannt hat, jene Fürsten des Reformationszeitalters, die sich als „Amtleute Gottes“ gefühlt und im Lande wie in ihrer Familie ein strenges, patriarchalisches Regiment geführt hatten.

In der „Geschichte der Stadt Krefeld“ weisen Gottfried Buschball und Karl Heinzelmann auf Berichte über den Krefeld-Besuch des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. am 7. August 1738 hin. Einen dieser Berichte verwahrt das hiesige Stadtarchiv unter Bestand 4 Nr. 107. Chronist ist der Kriegs- und Domänenrat Wilhelm Müntz, der zu jener Zeit die dritte Krefelder Stadterweiterung mit Energie betrieb. Der Bericht wirft ein helles Licht auf die damaligen gewerblichen und religiösen Verhältnisse ebenso wie auf den geraden Sinn des Königs; da er überdies kurzweilig zu lesen ist, soll er hier mitgeteilt werden.

*

Nachdem der Direktor Rappard auf Seiner Königlichen Majestät Spezialbefehl bekannt gemacht, daß dieselbe den 5. dieses nach Krefeld reisen und des Mittags bei mir speisen wollte, welches die beiden Obristen von Waldave und von der-Groeben mir gleichfalls notifiziert, habe ich sofort Anstalten gemacht, daß die Wege, insbesondere auf kölnischem Boden, repariert und die Vorspanne gut reguliert, im gleichen Sitze gerichtet, jedes nach des Königs Cout appretiert, die Straßen der Stadt Krefeld gereinigt, alle Winkel doppelt ausgefetzt und alle Arbeitsleute vergnügt bei ihren Manufakturen sich beständig finden lassen möchten.

Erstes Verhör

Ihre Königliche Majestät arrivierte mit Prinz Wilhelm wie auch General Boddenbruch und Obristen von Deschau Glocke Zehn und trat in des Mennonisten von der Leyens Hause ab, fragte mich unterwegs, was das für Volk wäre, welches in so großer Menge längs den Häusern stünde, und wie ich deklarierte, daß es meist Fremde aus dem Jülich- und Bergschen seien, welche vermutlich ihren künftigen Landesherrn zu sehen verlangten, so war dieselbe kontent und befahl, ihn in Frieden zu lassen. Ihre Majestät fragte mich vor der Thüre noch: 1) Seid Ihr Muntz? 2) Wie lange hast Du mir gedient? 3) Wie alt? 4) Wo zu Hause? 5) Was vor Bedienung? 6) Wo hast Du den Hieb ins Gesicht bekommen? 7) Wo bringst Du mich hin? Da ich diese Fragen kurz nach des Königs Kontentement beantwortete, trat Ihre Majestät in die Stube und fragte mich weiter: 8) Was haben die Mennonisten für einen Glauben? welches ich beantwortete, daß sie in allen Stücken entweder evangelische, reformierte oder lutherische Prinzipia, ausgenommen a) die Taufe, b) den Eidschwur,

c) die Kriegsfahr, hätten, so gab Ihre Majestät ihnen einen gnädigen Anblick und sprach sie an, befahl, daß ich Ihrer Königlichen Majestät das merkwürdigste in Specie von Leinen- und Bandzeug weisen sollte, worauf ich alsbald eine große Quantität Leinen zeigte, welche approbiert wurde und mir befohlen ward, vier Stücke auszusuchen und zu kaufen.

Im Magazin

Seine Majestät zeigte mir dero Hemdtuch wie es angefertigt sein sollte. Ich sagte, daß das Magazin von Bändern in dem Hause, aber solches in der dritten Etage wäre, worauf Ihre Majestät sofort nach oben gingen, und wunderte sich über die Quantität und examinierte den Handel und Debit aufs genaueste und zeigte sich sehr vergnügt, daß Holland, Schweden, Dänemark, Polen und Deutschland die Abnahme thäten und sagte: „Muntz, das ist was rechtschaffenes“, rekommandierte auch die Fabrik zu konservieren, examinierte die Leuensart von den Mennonisten und approbierte selbige.

Kleines Tabakskollegium

Ihre Majestät sagte gegen mich gnädigst lachend: „Muntz, Du bist auch Mennonist“ und befahl, von der Meyen sollte sich zur Tafel setzen und Mitspeisen. Ihre Majestät trank auf von der Leyens Gesundheit und die Wohlfahrt von Crefeld. Ferner fragte Ihre Majestät wiederum spezieller von mir und die meinigen, auch von der ordinären Lebensweise der Mennonisten, sagte darauf: „So leben sie gut und sind dabei gute Wirte, das ist recht“. Ihre Majestät befahl, obschon Sie nur Laubenheimer von 1727 trank, ein Glas Rüdesheimer von 1727, sagte aber: „Das ist lauter Spiritus.“ Er erzählte mir von Der Vorrat von solchen Weinen in Potsdam, Wusterhausen und Berlin. Bei dieser Gelegenheit fiel unter anderem vor: „Der Kanzler Raesfeld kann gut saufen, bleibt aber dabei nüchtern.“ Als Ihre Majestät abgegessen hatten, ging dieselbe auf den Hof, sah daselbst ein besonders abgelegenes Kühlzimmer, woselbst zu beiden Seiten Orangenbäume gesetzt waren, und lagen auf einer Tafel Tabakspfeifen, Tabak und was dazu gehört, zur anderen Seite Theezeug samt dem Geschirr. Ihre Majestät sagten: „Deschau soll Thee trinken, und ich will Tabak rauchen.“ und befahl Ihre Majestät, daß ich sollte mitrauchen, gleich wir dann vier Pfeifen rauchen mußten, und sagte Ihre Majestät: „Muntz, wenn ich wieder komme, so sollst Du mir geben eine Suppe, Gemüse, einen Schinken, Brot, Butter

und Käse, aber guten Wein, und weil der Obrist von Deschau den Thee sehr lobte, kaufte Ihre Majestät vier Pfund. Ihre Majestät fing wieder von den Mennonisten und Ihrer Kindertaufe an, sagte, es wäre aber gut, daß sie ihre Kinder etwas eher taufte, worauf der General von Boddenbruch und Obrist von Deschau in etwas defendierten. Und sagte Ihre Majestät: „Im Anfange des Christentums ist es zwar nicht geschehen, anjetzo hat es eine andere Bewandnis.“

Gute Conditiones für die dritte Auslage

Ihre Majestät fragte mich über die Größe des Terrains von Crefeld, wieviel Häuser, wieviel Einwohner, wieviel Bürger, wieviel Seelen, wieviel Mennonisten, wieviel ledige Stellen? und da hörte Seine Majestät, daß alles besetzt und die Kaufleute sagten, daß, wenn alles imstande bliebe, noch wohl eine Auslage geschehen könnte. Worauf Ihre Königliche Majestät ihnen gute conditiones zu geben in Gnaden deklarierte. Sie befahl mir auch, sofort zu sehen, ob es geschehen könnte und sollte ich davon einen Plan verfertigen lassen und selbiges nebst den conditiones einsenden. Seine Majestät fragten aber sehr nachdrücklich, ob die Mennonisten durch ihre guten Werke nicht vermeinten selig zu werden, und wie alle Gegenwärtigen sagten: „Nein, Ihre Königliche Majestät, allein durch das Verdienst Jesu Christi aus Gnade durch den Glauben.“ da sagte Ihre Majestät: „Das ist recht, des Glaubens bin ich auch.“ Ihre Majestät kaufte einige Stücke und machte Prinz Wilhelm ein Präsent damit. Sie thaten ein Gebote, worauf die Mennonisten deklarierten, daß sie nicht mehr forderten, als wo sie es für lassen könnten, was solches den Handel nur aufhielt.

Der König war kein Kostverächter

Wie Ihre Königliche Majestät zur anderen Treppe heruntergingen, lobte dieselbe das Haus und die Proprietät, sagte: „Hier ist es wie in Holland,“ ging in beide Küchen, lobte wieder die Reinlichkeit, blieb bei meiner Frau stehen und besah die Frucht von Melonen, Aprikosen, Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pfirsichen, Pflaumen. Ihre Majestät sah in einem Zimmer einen gedeckten Tisch und fragte, ob Sie allda essen sollten, weil ich aber sagte, daß selbiges für Ihre Majestät Pagen zuge richtet sei, sagte sie: „Gut! Wo esse ich? Und laß auftischen!“ Da ich nun Seine Königliche Majestät in ein pläsantes properes abgelegenes Zimmer brachte, war dieselbe völlig vergnügt, ging zur Schenke, allwo auf einem Billett die vorrätigen

Weine spezifiziert waren. Ihre Majestät sagte: „Das seien alle gute Weine“ und gaben dem Obristen von Deschau den Zettel, daß er sie probieren sollte. Sie setzten sich sofort auf einen express verfertigten Schemel und aßen mit Appetit von der Suppe, Gemüse, Schinken, gesalztem Fleisch, Rebhühnern, priesen aber ungemein den Wein, Bier und das Schwarzbrot und Käse, und obschon ich den Käse von Wesel hatte kommen lassen, deklarierte Ihre Majestät, niemals solchen Käse gegessen zu haben, und mußte ich einige nach Potsdam besorgen und die zwei vorrätigen Käse samt zwei Kruken Bier mitgeben.

Christenlehre nach Tisch

Ihre Majestät befahl mir mitzuspeisen und mußte ich wegen den Mennonisten näher Unterricht geben, worauf Ihre Majestät mit mir theologische, ökonomische und andere wegen der Vielheit mir jetzt entfallene Sachen besprochen. Sie forderten von der Leyen, und wie derselbe wegen der mennonistischen Religionspunkte mit mir übereinstimmte, sagten Ihre Majestät: „Die Mennonisten hier sind keine rechten Mennonisten, sondern Bastarde, aber gute Christen und brave Leute, und wenn sie mir drei Familien nach Potsdam schaffen, so will ich ihr Protektor sein und ihnen einen Prediger geben.“ Und befahl, zwei der Kaufleute sollten sich niederlassen und mit ihm rauchen. Ihre Majestät fragte sie, was sie von der Gnadenwahl hielten, worauf sie sich erklärten mit Allegierung des Fundaments, daß sie Universalisten wären. Ihre Königliche Majestät sagten: „Hier heißet es, was Paulus sagt: O welche Tiefe der Weisheit!“ fragten nun auch, ob sie lutherische Lieder sängen und wie sie ihren Gottesdienst verrichteten.

Da ich nun antwortete: wie die Reformierten, ausgenommen, daß sie nur die Psalmen sängen und die Prediger mit keinem Kragen versehen seien, sagte Ihre Majestät der König, „der Kragen macht den Mann nicht!“ und rekommandierte den Gebrauch der beiden Lieder: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ und „Allein zu dir Herr Jesu Christ. Ihre Majestät frugen mich, ob ich den Prediger de Mar kenne und repetierte zu zweien malen: „Ist das nicht ein braver Mann?“ Hierauf informierte sich Seine Königliche Majestät noch über den crefeldischen reformierten Prediger und ob selbiger in guter Freundschaft mit den Mennonisten lebte. Die Mennonisten antworteten, daß es bisher anhero wohl gewesen, anjetzo aber der Prediger doppelte jura bei Proklamationen forderte, welches den Armen sehr

schwer fiel, da noch im Clevischen die Prediger nichts davon hätten und selbst die Mennoniten die Proklamationen verrichteten, und baten Ihre Majestät, daß Sie ihnen auch die Gnade gebe, ihre eigene Verlobten kopulieren zu lassen, worauf Ihre Königliche Majestät fragte: „Wie viel hat euer Prediger?“ welcher auf 120 Thaler gesetzt wurde. So sagt Ihre Königliche Majestät: „Ich allodiere Euch Eure Bitte, und ihr sollt es also haben; Muntz, schreib mir nach Wesel oder Potsdam, daß die Ordre dazu erteilt werde, und sorget, daß, wenn ein Prediger hier abgeht, ein friedliebender Mann bestellt werde. Saufft auch der Prediger?“

Geldern ist ein armer Ort

Ihre Majestät sprach hierauf mit dem General Boddenbruch, und sagte: „Cleve, Emmerich und Calcar sind auch verbessert, aber Geldern ist ein armer Ort, wollt ihr Fabrikanten auch wohl daselbst etwas einführen?“ Sie sagten, wenn Ihre Königliche Majestät befehlen, so wollten sie sich des Endes benehmen. Ich unterstand mir zu sagen: Ihre Königliche Majestät, es müßte aber nicht aus Crefeld genommen werden, sonst wäre der Vorteil nur aus einer Tasche in die andere gesteckt.“ Ihre Majestät antwortete: „Du hast Recht, Crefeld muß mir bleiben, wie es ist, du sollst mir aber sorgen, daß auch einige Fabriken nach Geldern kommen und sollst mir Rapport erstatten.“ Ihre Majestät sagte gegen General Boddenbruch: „Die Mennoniten wollen zwar nicht in den Krieg gehen, ich muß aber auch Leute haben, die mir Geld schaffen.“

Besuch in der Zwirnseiderei

Ihre Königliche Majestät frug nach meinem Bruder und Schwester, nach dem Vermögen, nach meinen Eltern und wo

wir eigentlich zu Hause seien, sagte auch wiederum: „Muntz, sage mir recht, wie hast Du den Hieb bekommen?“ welches ich wiederum repetieren mußte. Es stand Ihre Majestät einmal auf; inzwischen nahmen General Boddenbruch und Obrister von Deschau ihre Hüte und Degen, Ihre Majestät frug: „Wie spät ist es?“ Ich präsentierte namens der Fabrikanten an Ihre Majestät Leinwand und Sammet, aber Ihre Majestät wollte es nicht haben und sagte: „Ich verlange es nicht, ich bin doch mit den Leuten zufrieden,“ und befahl mir die Zwirnseiderei zu zeigen. Als Seine Königliche Majestät in den Wagen gestiegen und ich etwa zehn Schritt vorausgegangen war, ließ Ihre Königliche Majestät mich zurückrufen und sagte: „Muntz, sorge mir, daß, wenn gebaut wird, die Eckhäuser gut sein, denn solches ist eine Zierde.“ Wie Ihre Königliche Majestät an die Fabrik gekommen ist, hat dieselbe sich nicht verdrießen lassen, eine hohe Treppe, wo einer allein kaum durch konnte, aufzusteigen und wie dieselbe allda wohl hundert Menschen sah, sowohl Alt als Jung, sagte Sie gegen General Boddenbruch: „Ah, das ist was recht Schönes, das ist die Mühe wert.“ Sie examinierte von groß bis klein, was sie täglich verdienten und was für Religion sie hätten, und da Römischkatholische, Reformierte, Lutherische, Mennoniten aus allen Ländern zusammen sich fanden, sagte dieselbe: „Das ist recht gut,“ beschaute alle Menschen und blieb wohl eine halbe Stunde dabei.

Mit Krefeld hochzufrieden

Als Ihre Majestät wegging aus dem Spielsequartier, hat dieselbe den Magistrat samt Vorhaupt angesprochen und gefragt, ob sie Mennoniten wären, sie sollten ihm getreu bleiben und wenn sie ein Anliegen hätten, es bei Muntz melden,

worauf sie alleruntertänigst antworteten, sie hätten ein Komm. Loci (Ortskommis-sar) und wiesen auf Oppermann, worauf Ihre Majestät auch denselben frug, wie lange er gedient und wo er zu Hause sei, welches Ihre Majestät beim Nachhausegehen auch denselben gefragt.

Wie Ihre Königliche Majestät verreisen wollte, schlug dieselbe mir gnädigst mit der Hand auf die Schulter und sagte: „Muntz, ich bin mit Dir zufrieden, diene mir ferner so treu, ich will Dir weiter gebrauchen und vor Dir sorgen, und wenn was vorkommt, so melde es mir auf Potsdam.“ Ihre Königliche Majestät sagte auch gegen die Kaufleute: „Wenn ihr ein Anliegen habet, so sagt es Muntz, er soll es mir melden.“

Ihre Königliche Majestät nahm noch alle Supplikata von Leuten, die selbst um Loslassung ihrer Söhne anfragten an und sagte: „Es soll untersucht werden.“ Reiste also vergnügt weg und hat in Wesel auch deklariert daß dieselbe zu Crefeld mit Kontentement gewesen, und weil auf Ersuchen der Kaufleute ein Präsent an Ihre Königliche Majestät, den Kronprinzen und Prinz Wilhelm auf Wesel gesandt wurde, ist selbiges allda mit großer Gnade angenommen worden.

*

Wie der Domänenrat Müntz über den Krefeld-Besuch seines Königs erzählt, prägte vorweg das Bild, das spätere Historiker von Friedrich Wilhelm I. überliefert haben. Die Freuden der Tafel und religiöse Erkundigungen scheinen das Interesse der Majestät fast gänzlich in Anspruch genommen zu haben. Wir erinnern uns an Heinrich von Treitschke, der Friedrich Wilhelm einen „Sauf- und Betefürsten“ nannte, getreues Abbild seiner frommen und trinkfesten Vorfahren, die im Lande wie in der Familie auf Sparsamkeit und strenge patriarchalische Sitte hielten.

Wenn's um Geld geht

STADT-SPARKASSE

Hauptstelle Krefeld, Friedrichstraße 13-21

Ruf 6301

Zweigstellen in allen Stadtteilen

25 Jahre „Lebendiges Theater“

Eine Arbeitsgemeinschaft der Krefelder Volkshochschule

von Roman Bach

Am 3. 2. 1975 waren es 25 Jahre her, seit Dr. Roman Bach als Leiter des Städtischen Kulturamtes und zugleich als Chefdramaturg der Vereinigten Städtischen Bühnen Krefeld-Mönchengladbach in der Krefelder Volkshochschule die Arbeitsgemeinschaft „Lebendiges Theater“ gegründet hatte, in die er als Mitdozent einige Jahre später auch den damaligen Dramaturgen Manfred vom Stein aufnahm. 17 Jahre dauerte dann diese Gemeinschaft zu Vortragsabenden, Diskussionen, ergänzenden Begegnungen mit Theaterschaffenden aus vielerlei Fächern und zu über 200 Theaterfahrten zu westdeutschen, niederländischen und belgischen Bühnen. Am 3. 2. 1975 verabschiedete sich Dr. Roman Bach von seinen Hörern, von denen sich etliche über 20 Jahre an der Arbeitsgemeinschaft beteiligt hatten, mit folgender Ansprache, die zugleich einen knappen Überblick über das in einem Vierteljahrhundert gespielte Theater gibt.

„Wir mögen es nicht, wenn wir aus demselben Fenster blicken und eine ganz andere Landschaft sehen.

Wir mögen es nicht, wenn wir eine Treppe hinaufsteigen und spüren, sie führt hinunter.

Wir mögen es nicht, wenn wir zur Tür hinausgehen und uns wieder im selben Zimmer befinden.

Wir mögen das Labyrinth im Garten nicht, weil es dem Labyrinth im Gehirn zu ähnlich ist.

Wir mögen nicht, was geschieht, wenn wir wach sind, weil es dem zu ähnlich ist, was geschieht, wenn wir schlafen.

Wir verstehen uns auf die alltäglichen Dinge des Lebens.

Wir wissen Maschinen zu bedienen.

Wir können die üblichen Unfälle vermeiden.

Wir sind versichert gegen Feuer, gegen Diebstahl und Krankheit, gegen Wasserschäden,

doch nicht gegen höhere Gewalt.

Wir kennen verschiedene Sprüche und Zauber,

und kleinere Arten von Zauberei, von Wahrsagerei und Chiromantie, Spezialmittel gegen Schlaflosigkeit, Hexenschuß und den Verlust von Geld. Aber der Kreis unseres Verständnisses ist ein sehr begrenzter Bereich. Abgesehen von einer beschränkten Zahl von rein praktischen Handlungen wissen wir nicht, was wir tun; und wenn wir's recht bedenken, wissen wir nicht viel vom Denken. Was geschieht außerhalb unseres Kreises? Und was ist der Sinn des Geschehens? Was liegt im Hinterhalt jenseits der Heide Und hinter den Thingsteinen? Hinter den Hüengravern und hinter dem Lächeln des Mondes? Und was geschieht mit uns? Und was sind wir, und was tun wir? Und auf alle und jene dieser Fragen Gibt es keine faßliche Antwort.“

*

Dies sind die simpelsten Fragen, die wir stellen; wir stellen sie in jungen Jahren, wir stellen sie inmitten der Turbulenz, als ob ein Blitz die Szene erhelle, wir stellen diese Fragen, auch wenn wir darüber nachgedacht, gar geforscht haben mit stetem Bemühen, um einen Pfad durch die Ringe des Daseins zu finden, wie sie Rilke genannt hat, wir stellen die Frage noch einmal – und noch eine Nuance kräftiger und tiefer vielleicht, wenn gemächlich die Schatten mächtiger werden als das Licht. Das Licht, das die Sonne verheißt, den Ursprung selbst, von dem wir aber früh genug und vielfach gewahr werden müssen, daß es sich schließlich ins Dunkel verliert.

Die Verse, die ich zu Beginn zitierte, sie stammen aus Thomas Stearns Eliots „Der Familientag“, und es ist hier in der Form des britischen Gesellschaftsstückes antiillusionistisch gesagt, daß man sein Leben, umgeben von den Eumeniden, den Göttinnen der Qual, den Stimmen der Unruhe und der Unsicherheit, auf sich zu nehmen hat. Das –, so, auf diese Weise etwa – stellt sich das nüchtern bedachte Leben des Menschen vor. Es mag – und

vielleicht mit einigem Recht – zunächst sehr pessimistisch klingen. Aber betrachten wir die Möglichkeiten, die uns gegeben, die uns zur Entfaltung drängenden, rufenden, uns erwachsenden Aufgaben im Reiche der Begrenzung, – spüren wir nach den Stimmen des Geistes und den Stimmen des Herzens, hören wir den Weissagungen des Baku:

„Blaß erscheinst du mir und tot dem Auge.

Wie rufst du aus der inneren Kraft

heiliges Leben empor?

Wär ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig genießen.

Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg!“

(Goethe – im Westöstlichen Divan)

*

Inmitten dieses naturbedingten Ablaufs der Zeit und der Dinge steht der Mensch, gezwungen, sein Werden und Vergehen mit eigener Kraft zu erfüllen, aufzuweiten, mit loderndem Feuer zu tragen – und das Stumpe wird spitz und das Eckige rund, das Quadrat zum Kubus, und die Folge ist, daß man in diesem Zwielflicht der Stimmungen zu leben vermag. Selten ist das Einfache, das Größere zu vollbringen aber, ist schwer. Wer jedoch nur das Brot kennt und nicht den Meister, der es erdacht, ist nur da, aber ohne Liebe und Kraft, ohne Willen und also auch ohne Freude am Genuß des Geschaffenen. Wer aber das zu Erlebende, das zum Erleben-Mögliche, das Schaffbare, das Tubare mit Willen und Geist vereint, mit der Stimme des Herzens und seiner Entflammbarkeit füllt, wird auch des Glücklicheins wenigstens zuweilen teilhaftig werden. Und das triste Alltägliche findet ein Stückchen von der Kraft und Schönheit der Elemente. Was wir davon zu bewahren vermögen, wird ein Stückchen Glück des Lebens sein.

Sie werden mich fragen und dies sicherlich mit gutem Recht: warum diese Worte? Warum heute so? Gesagt von ihm, der sich doch sonst sofort in die verschiedenartigsten Terrassen des Lebens stürzte? In die Vielfalt der Bilder, die sich dem Aufmerksamen allüberall bieten. In der Schönheit der Landschaft, in den Wundern der Welt, in den großen Würfen der Technik, in den glutvollen Farben der Bilder, in den mächtigen Werken der Kunst, in den hinreißenden Menschengestalten und Dramen des Theaters, in den ewigen Geheimnissen der Musik? Warum nun so?

Ich habe lange gezögert, unser Thema, „das lebendige Theater“, einmal von einer anderen Seite her zu betrachten – nämlich nicht von einem Einzelstück und nicht von einem einzigen Geschehnis aus,

sondern vom ganzen Bild her, so wie wir es, oder doch viele von uns im Laufe von 25 Jahren uns einverleiben durften, wenn wir wollten, von der Vielfalt der Erscheinungen her, die uns in dieser Zeit begegnet sind.

Ich habe auch lange gezögert, dabei mich selbst ins Spiel der Worte und der Handlung zu bringen, und mit mir nicht minder Manfred vom Stein, den mitdozierenden Kollegen.

Aber ich kam dann zu der Meinung, es zu tun, weil ich glauben möchte, es könnte dies alles auch für die Hörer von einiger Bedeutung sein.

Es ist ja heutzutage gewiß nicht alltäglich, 25 volle Jahre auf einem Podium zu stehen und mit dem Theater, ja auch auf dem Theater zu leben und vom Theater und über das Theater zu sprechen. Und dies ist hier der Fall. Wenn ich dazu bedenke, daß außer dieser Arbeitsgemeinschaft nicht nur meine Berufe im Kulturleben der Stadt, tausende Vorträge und Einführungen die Jugend und die Älteren riefen, um ihr behilflich zu sein, den Weg zum Theater auf leichtere Weise zu finden, daß ich die Freude hatte, in 200 großen und kleinen Städten, von Hamburg bis Konstanz, von Bremen bis Ulm, vom gesamten Ruhrgebiet bis Wiesbaden und München, von Ibbenbüren bis Gummersbach und von Hannover bis Karlsruhe übers Theater zu sprechen und zu diskutieren – erst waren es Interpretationen zu klassischen Theaterwerken, dann zu den neuen, den sogenannten modernen Stücken, schließlich Theatergeschichte und Geschichte der Bauten, in denen sich das Phänomen „Theater“ vollzog –, dann darf ich sagen, daß diese Wirksamkeit mir auch immer Vergnügen bereitete: Vergnügen im Sinne des beglückten und beglückenden Bereitens von Werken für die Bühne, so etwa Strindbergs „Fräulein Julie“, Tschekows „Der Bär“ und „Der Heiratsantrag“, Mortimers „Mittagspause“, Tombergs „Musterehe“, Kenans' „Der Luftballon“, Synge's „Frau am Meer“, Büchners „Adam vor Sodom“, Goethes „Geschwister“ u.v. a. inszenieren zu dürfen. Und nunmehr ist die Zahl dieser Vorträge vom 12. Lebensjahr an auf 4500 gestiegen. Vielleicht darf man es einmal sagen, ohne sogleich als eitel verschrien zu werden. Aber dann kam die besonders beglückende Zeit, da mit mir am Werk war und also alles gemeinsam getan und der Bogen weiter gespannt werden konnte: Manfred vom Stein, zunächst als Kollege in der Dramaturgie. Und heute sind es 17 Jahre gemeinsamer Arbeit, gemeinsamen Gebens und gemeinsamen Wollens.

Und eines darf ich als der Ältere dazu sagen: In diesen 17 Jahren hatten wir nicht ein einziges Mal eine Differenz; nicht heißt dies, daß wir stets der gleichen Meinung gewesen wären, das wäre ja langweilig und tödend, sondern es ist doch so, daß jeder aus seinem Wissen, aus seinen Erkenntnissen, aus seinen Erfahrungen und dies in seiner ganz persönlichen Form darstellte, was er zu sagen hatte. Das nenne ich die Toleranz des gebildeten Menschen, die heute nur noch so selten anzutreffen ist. Wir möchten und wollten verstanden werden und deshalb bedienten wir uns auch unserer deutschen Muttersprache und nicht jenes gehobenen „Parteichinesisch“, das entweder bedeutet, daß der so redet, seine eigene Sprache nicht versteht oder beherrscht, oder aber über die Dinge hinwegredet, die er nie verstanden hat, oder aber um sich das Mäntelchen besonderer Gelehrsamkeit überzuhängen. Der Nicht-Verständliche wird oft besonderer Klugheit geziehen.

Manfred vom Stein gilt der Dank besonderer Kollegialität und besonderen gegenseitigen Verstehens. Auch sei nicht versäumt, jenen Damen und Herren aus der Mitte der Hörer ein besonders herzliches Kompliment zu erweisen, die es nun schon über 20 Jahre geschafft haben, uns zuzuhören und an die 200 Fahrten im Laufe der Jahre mit uns allüberall hin in die Theater des Westens mitzuerleben.

*

Nun aber, genug des Persönlichen. Da ich in 40 Berufsjahren niemals um eine Gunst gebuhlt habe, weder persönlich noch durch politische Liebedienerei, können wir unbesorgt zur Sache kommen. Und sie ist schließlich das Wichtigste, das Entscheidende. Wir haben uns zumeist – in unseren Gedanken zu und unseren Worten über das Theater – mit dem stets und in jedem Augenblick Gegenwärtigen beschäftigt, wohl wissend, daß das Theater immer und ewig nur aus den Augenblicken einer kurzen Gegenwartigkeit besteht. Gespielt – verspielt, glücklich oder verunglückt, – ins Herz treffend oder vorbeirinnend, gespielt und zugleich verloren, erhofft und gewonnen oder aber enttäuscht und zerronnen. Drei Stunden: – Glück oder Trauer, Freude oder Langeweile – vorbei, gewesen und schon Geschichte. Nichts läßt sich weniger halten als den Augenblick des Spiels – denn im Theater ist nichts wiederholbar.

Das aber ist vielleicht auch der Grund für die Faszination durch das Theater. Nie hätten die Menschen 2 1/2 tausend Jah-

re lang – wollen wir einmal nur vom Abendland sprechen – dieser Faszination standgehalten, sich ihr hingegeben, sich ihr geopfert – in Leid oder Freud – wäre sie, diese Faszination nicht so ver-gänglich und damit immer wieder neu und dies von jeder Theaterstunde zur anderen, so erregend, so voller Erwartung, so offen allen Möglichkeiten, deren ein Mensch habhaft werden kann – in seinem Geiste und in seinen Sinnen. Haben wir aber trotz solchen Wissens in die Vergangenheit des Theaters zurückgesehen, also in seine Geschichte, so mußte es deshalb geschehen, um Gegenwärtiges deutlich zu machen, aber auch um jener so gerne gepflegten Überheblichkeit, jenem geistigen Snobismus Einhalt zu gebieten, dessen Verfechter glaubt, er hätte nun endlich das Ei des Kolumbus entdeckt und nur seine Theaterwelt sei die richtige. Diese Armen im Geiste, die nicht wissen, daß die kühnen Astronauten unserer Tage den Mond nur erreichen konnten, weil andere zuvor – und es sind schon Generationen kluger Rechner gewesen – die Fahrt zu berechnen und das Schiff zu konstruieren verstanden. So ist auch das, was einmal geschah, nicht mehr ungeschehen zu machen. Und es sind Dummköpfe, die glauben, aus der Geschichte, dem Geschehen austreten zu können, um einen Weltneubeginn zu schaffen. Es gab Philosophen – einer unter ihnen war Condorcet –, die dies ernststen Gewissens und voller Optimismus glaubten. Aber jeder Historiker weiß, daß heute und morgen nichts geschieht ohne das Vergangene, ohne das Gewordene. Auch dem Genetiker, dem, der die Entwicklung der Organismen erforscht, ist dies etwas Alltägliches. Der Kulturhistoriker weiß zu belegen, wie dem Auftrieb und der Größe die Dekadenz folgt, die Kunstgeschichte bietet kein anderes Bild. So werden nach den Stillen die Lauten kommen und nach den Lauten wohl wieder die Stillen und darin sind Weitanschauungen und Weltauffassungen verborgen. Die Bilder wechseln, sie ändern sich, mal in ruhigeren Bahnen, mal in schnellen, sich überschlagenden. Goethe erinnerte in seinen Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns 1805 daran, daß in der Kunst wie im Leben kein Abgeschlossenes beharrt, „sondern ein Unendliches in Bewegung ist“.

*

Warum sage ich das?

Aus der Situation einer immerwährenden, nie sich ausbalancierenden, dem Gegenwärtigen verpflichteten und ihm auch verbundenen Aktivität – einem menschenmordenden Schlagwort unserer Zeit –

urplötzlich herausgerissen und kraft höherer Gewalt der Beschaulichkeit überantwortet —, ist der Mensch ganz wie von selbst geneigt, eine längere Zeit des Tuns zu überdenken. Und klarer als zuvor — noch inmitten der Auseinandersetzungen, des einfachen menschlichen Haders um das Plus oder Minus von Maßstäben — ist zu erkennen, wie vielschichtig sich die Welt darbot, wie wertvoll und wie wertlos, wie bemüht, glücklich oder ohne Beglückung, freudig oder traurig, ernst oder heiter, bejahend oder verneinend, wie oft sich das Bild der Welt und der Menschen, die es malten, formten, gestalteten, veränderte. Man denke an die lange Zeit unseres letzten Vierteljahrhunderts nur, die wir gerade hinter uns gebracht haben, und zugleich, wie rasch diese Jahre vorübergeflogen sind und wie kurz und knapp und schnell die Tage vergingen.

Vor zwanzig Jahren etwa sagte ich einmal in einem Essay in unserer Theaterzeitschrift: „Das augenblickliche Bild der jungen Theaterliteratur ist ungewöhnlich vielschichtig, ungeschlossen, nicht auf einen Nenner zu bringen, Gott sei Dank — nicht schon abgezeichnet und eindeutig aufzuschreiben. Aber es ist zu erkennen, stellt sich der Kritik, wird sichtbar in seiner Konfrontierung auf der Bühne mit der mal bedächtig aufnehmenden, mal ablehnenden, mal enthusiastischen Bereitschaft anonymen oder sich bemerkbar machender Zuschauer.“ Der Satz hat seinen Sinn behalten, wurde noch verstärkt und bestätigt.

Aber — und auch dazu finden wir jetzt die Bestätigung — können wir zurückblickend erkennen, wieviele theatralische Richtungen, die wir einst mit Inbrunst pflegten und auf der Bühne zu verwirklichen suchten, d. h. im lebendigen Theater zu formen uns bemühten, sind heute schon fast oder gar völlig dem Vergessen anheimgefallen. Nichts dauert länger als der ewige Wechsel.

Ist es nicht wunderlich, nicht verblüffend, wie einst wir — noch sind es knapp zwei Jahrzehnte her — wie einst wir vor jenem Theater stauend saßen, das uns kurz nach dem Kriege die amerikanischen Poeten und Dramatiker brachten? O'Neill und Tennessee Williams, Thornton Wilder und John Steinbeck, — als wir nur mit Mühe vermochten, Wilders „Wir sind noch einmal davongekommen“, dieses menschheitsgeschichtliche Werk, hier durchzusetzen, welch großer Anstrengung es bedurfte, Hemmingways „Schnee am Kilimandscharo“ überhaupt spielen zu dürfen! Oder uns an Patricks „Kleinem Teehaus“ zu erfreuen? Wer weiß heute noch davon? —

Wir spielten das surrealistische Theater Ionescos, hier mit Darmstadt als erste in Deutschland, und erinnern uns seiner überraschenden Hausse in Düsseldorf vor allem und überall, Becketts „Wir warten auf Godot!“ und seiner erschütternden Macht über den Hörer. Seine radikale Durchstoßung der Realität mit Hilfe des Absurden richtete sich deutlich gegen den Existenzialismus. Inzwischen haben wir jederlei Form der Entfremdung — von Bert Brecht begonnen im epischen, erzählenden Theater, und jede Art der Antirealität ebenso kennengelernt wie das Happening- und Poptheater, und niemanden vermag das Theater heute noch zu locken, wenn der Besucher durch Bahn- oder Schlachthöfe geführt wird, wenn er Schweine auf nackten Frauen geschlachtet sieht, wenn er Erotik oder Sex als „Nackte vom Dienst“ serviert erhält; man lächelt mitleidig oder besucht das Theater kurzerhand nicht mehr. Wie rasch hatten die Happenings ausgespielt, wie wenig konnten die schwachen Einfälle an erwünschten Bewußtseinsveränderungen erzielen. Das Theater der Schlagworte, der politischen Reklame ist rasch vorübergegangen. Der Theaterfreund ignorierte das Experiment. Hier ist nur anzudeuten, nur die Erinnerung zu wecken:

Wo blieben in unseren Spielplänen die christlichen Existenzialisten Claudel, Gabriel Marcel und Christopher Fry, der Poet unter ihnen, wo denn Anouilh und Giraudoux, Dramatiker von höchsten geistigen Ansprüchen und Forderungen? Wo die politischen Dichter, soweit sie nicht neuerdings aus Polen und Rußland eingeführt werden, wobei Ostrowsky und Tschchow eine Renaissance erleben? Man glaubte, dem Theater und dem Drama dokumentarischen Charakter geben zu müssen. Es war Hochhuth zunächst gelungen, mit dem „Stellvertreter“ und seinem hochexplosiven Stoff die Menschen zur Diskussion anzustacheln, Heinar Kipphardts „In der Sache I. Robert Oppenheimers“ interessierte, Frischs „Physiker“ und „Andorra“ ebenso — die Reihe hier begann bei Brechts „Leben des Galilei“, führte über Zuckmayers „Das kalte Licht“, eine Reportage zum Thema Atomspionage, und „Der Gesang im Feuerofen“, der Versuch einer dichterischen Erhöhung des Themas „Widerstand“ — Résistance“, und endete bei der nicht spielbaren „Ermittlung“ von Peter Weiß.

Man hat — das ist der Ausweg aus einem großen Dilemma — Ibsen und Strindberg wieder entdeckt, den einen im privaten, den anderen im gesellschaftlichen Bereich des menschlichen Lebens. Man hat in Verlegenheit oder Ohnmacht die Klassiker verfremdet, Shakespeare mangels eigener Produktivität in jeder Richtung verzerrt und aus der Poesie in die nackte Aktualität gerissen, ebenso Lesing und gar Hebel und spielt heute — man ist baß erstaunt, Goethes „Egmont“, wie ihn der Autor selbst geschrieben hatte.

Der neuen Auffassung von Schauspielkunst und künstlerischer Aufgabe des Theaters zufolge, Theater nämlich als bewußtseins- und gesellschaftsverändernde Deklamationsschule und Schauspieler als Vermittler und Interpreten solcher Anti-

Schultheiss Pils



FÜR KREFELD UND DEN NIEDERRHEIN BEI TIVOLI GEBRAUT

helden, von den Amerikanern schon vor Jahrzehnten so gesehen, zu betrachten mußte der jetzt sogenannte „Star“ im modernen Theater sterben. Und Welch einem Widerspruch begegnen wir. Die Stars, auch die jungen schon, schreiben ihre Memoiren und gastieren allüberall, die wirklich großen interessant und seriös: Barrault und Fritz Kortner, Elisabeth Flickenschildt und Tilla Durieux, und Bücherüber Gründgens lesen wir authentische und weniger authentische. Wo aber bleibt die Seriosität, wenn Lilli Palmer mit größtem Erfolg über ihr Buch den Titel setzt „Dicke Lilli – gutes Kind“? – Nun, es mag sich fröhlich anhören!

*

Wie haben wir uns in den letzten Jahren bemühen müssen, Strukturpläne zu erörtern, Mitbestimmungsmodelle zu überlegen, über Direktoriate und Triumvirate zu debattieren. Und ich kenne in diesem Jahre (1975) im großen Intendantenkarussell nicht eine Stadt, die auf einen mitbestimmenden theatersachverständigen Rat gehört, geschweige denn das künstlerische Personal oder die Vertreter der Theaterbesucher um eine Meinung gefragt hätte.

Köstlich im Grunde genommen, dies alles in 25 langen und doch auch so kurzen Jahren beobachtet zu haben. Und was – zu guter Letzt – doch auch wieder fröhlich stimmt: Zwei Dinge lasen wir in diesen Tagen in den Gazetten:

Faßbinder, der berühmte Regisseur, Theater- und Filmemacher, und gerade zum Intendanten des TAT in Frankfurt kreiert, äußerte sich wörtlich: „Ich bin frustriert“! Und zum andern berichtete der Deutsche Bühnen-Verein in seiner Statistik der Spielpläne im Jahre 1973/74 lakonisch, „Man sucht im Theater wieder die Heiterkeit.“ Welcher Trost!

*

Welch widersprüchliche Welt!

Vor 25 Jahren etwa schrieb ich einmal im Krefelder Theaterheft: „Die Vielfalt der künstlerisch - menschlichen oder literarisch - geistigen Erscheinungen im Plan einer lebendigen Schaubühne resultiert nicht, wie ein oberflächlicher Betrachter mitunter glauben möchte, aus beabsichtigter oder ungewollter, also verunglückter Willkür. Spiegelt die Bühne das Leben (Shakespeare), vermag sie dies nur, wenn sie seiner unerschöpflichen Fülle in den ihr zukommenden künstlerischen Formen Herr zu werden versucht. Wesentlich ist vor allem, daß die Bühne stets dem Menschen und der geistig-gesellschaftlichen Situation ihrer Zeit verpflichtet und verbunden bleibt. Denn da-

raus ergibt sich ihre Gegenwärtigkeit, ihre innere Aktualität, ihre Berechtigung. Die lebendige Schaubühne wird weder von der Verwirklichung erträumter Illusionen noch von der Entrückung in museale Historie getragen, sondern allein von der künstlerischen Verdichtung menschlicher Anliegen in der Zeit.“

So damals! und heute? –

Wir haben nicht zu klagen über Historisierung der Bühne, nicht über romantische Entrückung. Wir hatten genug zu tun, aller Erscheinungen überhaupt Herr zu werden. Es war eine Zeit lebendigen Theaters! Ob es gut oder schlecht war in seiner Qualität, der künstlerischen nämlich oder der geistigen, das wird später entschieden. Der Historiker läßt sich für seine Aussage Zeit.

Wir haben nicht an den Erscheinungen des modernen Theaters vorbeigeredet. Wir haben die Dinge beim Namen genannt. Es ging immer um das Leben des Theaters und um seine künstlerische

Existenz. Und deshalb durften wir das Geschäft, das wir betrieben, in aller Bescheidenheit „Lebendiges Theater“ nennen.

Aber was schließen wir aus diesem Wirrwarr, der uns in zweieinhalb Jahrzehnten beschäftigte? Von dem schon so viel den Weg des Vergänglichen ging? Alle Ein- und Zweitagsfliegen? Die sogenannten epochemachenden Theaterereignisse dieser Zeit? Die wahren Erfindungen des dramatisch-denkenden Geistes? – Nun, was tun wir denn? Jetzt? und in Zukunft? Wissen Sie, was klug wäre?

1. Wir lieben auch in Zukunft das lebendige Theater!
2. Wir echauffieren uns nicht mehr ganz so sehr, wenn uns wieder einmal etwas „Neues“ und „Vollkommenes“ verheißen wird – und
3. Wir nehmen das alles mit ein wenig größerer Gelassenheit hin, Intensiv und genau gewiß, aber gelassener in Zukunft bestimmt.

Ein Bild aus vergangenen Tagen



Hauseinsturz
Gerberstraße 34
am 10. 8. 1890

Das Nonnenkloster der hl. Agnes und hl. Cäcilia zu Straelen

von Heinrich Verbeek †

Der Orden der Tertiärinnen, vom hl. Franziskus gestiftet, 1289 vom Papste Nikolaus IV. bestätigt, war ursprünglich für Weltliche bestimmt, die besondere Andachtsübungen übernahmen. Bald entwickelte er sich zum regelrechten Klosterorden. Dies geschah besonders seit dem Jahre 1427, in dem der Kölner Erzbischof Dietrich von Mörs das Zusammenleben gestattete. Zu den regulierten Tertiärinnen gehörte auch das Nonnenkloster der hl. Agnes und hl. Cäcilia in Straelen.

Knippenbergh berichtet in seinem Buche „Historia ecclesiastica ducatus Gelriae“, Brüssel 1719, folgendes über die Gründung dieses Klosters: „Der Pfarrer Johann Sturm erbaute im Jahre 1420 ein Haus und einen Teil der Kirche unter Anrufung der heiligen Märtyrerinnen Agnes und Cäcilia. Er stattete Haus und Kirche mit einem kleinen Vermögen aus. Die Klostersgemeinschaft wuchs, und Erzbischof Dietrich von Köln trennte sie von der Pfarre und beschenkte sie 1432 mit kirchlicher Immunität.“ Mit der Zahl der Nonnen wuchs auch ihr Wohnhaus und ihr Vermögen. Das Wohnhaus brannte im Jahre 1572 ab, wurde aber wieder aufgebaut. Von dem Männerkloster in Lom bei Arssen (Arcen) „Insel der hl. Barbara“ genannt, das durch die Ungunst der Zeiten verlassen worden war, erhielt das Nonnenkloster den Klosterhof, Wiesen und einige Felder zugewiesen. Anfänglich dem Pfarrer von Straelen untertänig, erhielt es später einen eigenen Institutionsrektor. Pfarrer Johann Sturm († 1474) galt stets als Gründer dieses Klosters, und sein Andenken stand bis zur Aufhebung hoch in Ehren. Dreimal in jedem Jahre, am 18. Februar, 18. Juni und 18. Oktober wurde sein Sterbetag gefeiert.

Die nächste vorgesetzte Behörde war der Prior des St. Nikolausklosters bei Neuß. Er bestätigte den Rektor und die Mutter des Klosters, besuchte dieses von Zeit zu Zeit und hatte das Genehmigungsrecht über den An- und Verkauf von Län-

dereien und allen wichtigen Veränderungen im Besitz des Klosters.


Der Rektor mußte Ordensgeistlicher sein und wurde aus den Professoren desselben Ordens genommen. Er war geistlicher Beirat der Nonnen in allen Dingen, las täglich die hl. Messe und spendete den Nonnen die hl. Sakramente. Nach dem Pfarrer Sturm kamen folgende Rektoren vor. 1. Tilmann von Nymwegen, gestorben zu Straelen am 2. Oktober 1491, 2. Thomas von Gladbach, Ordensvorsteher, gestorben am 15. Februar 1567, 3. Adam von Hüls, gestorben am 4. September 1576, 4. Jakob von Viersen, 5. Nikolaus von der Schiefbahn, gestorben am 6. Dezember 1627. Die vorgenannten Rektoren waren sämtlich Professoren zu St. Nikolaus bei Dyck. 6. Christian Brandts, gestorben am 10. Febr. 1649, 7. Nikolaus Schmidts, Ordensdefinitior, gestorben am 30. Januar 1697, ebenfalls Prof. zu St. Nikolaus. 8. Heinrich Mölners schied 1694 aus, als er zum Prior von Walchenberg erwählt wurde. 9. Johann Maus schied 1702 aus, als er Prior zu Marienwasser wurde. Dieser und der vorgenannte Mölders hatten zu Walchenberg Prof. gemacht. 10. Johann Kox schied 1710 aus, als er Prior zu Marienwasser wurde, wo er auch Prof. gemacht hatte. 11. Anton Mertenich schied als Rektor 1716 aus, 12. Vinzenz Steyler, Exprovinzial, starb als Rektor am 16. November 1718, 13. Johann Zimmermann starb am 10. Oktober 1751, 14. Albert Beckers starb am 25. März 1755, 15. Friedrich Weersch ertrank auf einer Reise nach Roermond in der alten Maas bei Kessel am 26. Januar 1764 und wurde bei Beesel begraben. 16. Franz Clasen, Kaplan zu Rath, dann Rektor 19 Jahre lang, starb am 20. Juni 1782. — Die zu 11. bis 16. Genannten hatten alle Prof. in St. Nikolaus abgelegt. — 17. J. H. W. Cürten, geb. 1748 zu Gerresheim, gestorben am 20. März 1809, beerdigt auf dem Pfarrkirchhofe zu Straelen.

Die Vorsteherin des Konvents hieß Mutter und wurde von sämtlichen Konven-

tualinnen mit einfacher Stimmenmehrheit gewählt. Die Gewählte wurde vom Rektor eingesegnet und bekleidete dann ihr Amt auf Lebenszeit, sofern sie nicht durch ihr Alter gezwungen wurde, ihr Amt niederzulegen. Als Mutter wurden genannt. 1) Katharina ten Harm, gestorben am 24. August 1583, 2) Maria te Paß starb am 17. Januar 1592, 3) Maria Heußen starb am 18. September 1625, 4) Maria Heyen starb am 26. Februar 1635, 5) Maria Kempkes starb am 13. August 1655, 6) Maria Cruedts starb am 29. Dezember 1666, 7) Maria Straetgens starb am 24. Februar 1673, 8) Sibylla ten Elsen starb am 9. März 1729, 10) Theresia Bockstegers starb am 23. November 1763, 11) Anna Margaretha Muysers starb am 23. Mai 1790, 12) Aloisia Pasch bis 1802.

Bevor eine Jungfrau in den Orden aufgenommen wurde, mußte sie als Novize eine einjährige Probezeit bestehen, nach deren Verlauf sie das feierliche Gelübde ablegte. Unter den Prof. Schwestern befand sich immer eine unter dem Namen Prokuratrix (Hausverwalterin), die nach der Mutter die höchste Würde bekleidete. Ferner traf man im Kloster die sogenannten Commensalen oder Tischgenossen, gewöhnlich ältere Personen beiderlei Geschlechts, die gemäß einem vorher abgeschlossenen Verträge im Kloster Kost und Wohnung fanden, natürlich von den Schwestern getrennt, und hier einer wahrscheinlichen Vereinsamung des Alters entgingen und sich auf einen seligen Tod vorbereiten konnten.

Im Jahre 1583 wurde das Kloster von einer Feuersbrunst heimgesucht. Die ganze Wohnung, etwa 20 Gehege samt allem, was darin war, verbrannte, nämlich 6 Schwestern, alle Tiere, 8 Pferde, 15 Schweine, 6 Kühe und die gesamte Kornfrucht. Vom beweglichen und unbeweglichen Hausgerät wurde nichts gerettet. Die Verwüstung war ungeheuer. Die Namen der im Feuer umgekommenen Schwestern waren die Mutter Katharina ten



HINDERER & THOMAS KG
Krefelder Tapetenfabrik seit 1895
mehr als 80 Jahre der
Heimatstadt Krefeld und
ihren Bürgern verbunden.

Schwietzke - Metallwerke Krefeld

Kommanditgesellschaft gegründet 1876

Schwermetallguß

Leichtmetallguß

Schleuderguß

Maschinen-

und Apparatebau

Eisenkonstruktionen

Harn, Maria ter Horst, Elisabeth von gen Eyll, Mechtilde te Lützern, Margarethe Grasmans und Christine Schrörs.

Das Kloster geriet durch die infolge des Brandes erlittenen großen Verluste in äußerste Not und wurde, um das Kloster zu erhalten und wieder aufzubauen, gezwungen, den Hof und die Pacht des Wym- oder Stumusgutes für 900 Taler 20 Jahre lang zu verpfänden.

Große Gefahr stand dem Kloster bevor, als der reformierte Prinz Heinrich von Oranien seinen Kriegszug gegen das Oberquartier Roermond begann. Die Festung Straelen leistete nur geringen Widerstand und ergab sich schon am 3. Juni 1632. Diese mußte bei den Übergabedingungen unter anderm auch die Verpflichtung annehmen, das Beginenkloster aussterben zu lassen. Die Reformierten hatten es offenbar auf die Klosterkirche abgesehen, denn im Jahre 1636 brachen sie dort die Altäre ab. Im übrigen verfuhr die Reformierten in Straelen ziemlich gnädig, denn sie verhinderten die Ausübung der kath. Religion nicht. Ihnen selbst wurde das Rathaus für den Gottesdienst zugewiesen, und ihrem Prediger für das Jahr 1635 ein Gehalt von 500,— Gulden zuerkannt. Die Herrschaft der Reformierten dauerte im Oberquartier nur fünf Jahre. Am 5. August 1637 wurde schon vom Bischof Jakob v. Castro im Kloster ein neuer Altar zur Ehre der hl. Agnes und Cäcilia eingeweiht. Als im Jahre 1671 die spanische Regierung von sämtlichen Geistlichen und Klosterbewohnern eine Sondersteuer erhob, zahlte der Pater Rektor 6, die Mutter 10 und die 17 Schwestern je 1 Gulden.

Im Jahre 1674 entstand ein Streit zwischen dem Nonnenkloster und dem Bürgermeister mit seinen Schöffen von Straelen, die ein Kopf- und Häusergeld festgesetzt hatten. Der Rektor Schmitz, die Mutter ten Nelsen und die Hausverwalterin Cäcilie van Son erklärten im Namen des Klosters dem öffentlichen Notar von Schaberg, der in Straelen wohnte und beim Geldernschen Hofe zugelassen war, daß sie sich weigerten, die verlangten Gelder zu zahlen. Für sie sei das Privilegium, das ihnen der Kurfürst von Bayern als Gouverneur der Provinz noch kürzlich verliehen hatte.

Eine belustigende Geschichte ist folgender Streitfall. Nach dem Brande des Jahres 1563 wurde die zum Kloster gehörige Roßmühle nicht mehr aufgebaut. Damit fiel selbstverständlich auch die Tonne Bier, die der Müller allen Bürgern, die auf seiner Mühle mahlen ließen, gab, fort. Das Volk suchte nun nach einem Ersatz für das lustige Biergelage, auf das es

nicht verzichten wollte. Nun war es in Straelen üblich, daß Fremde, die sich dort niederließen, neben den amtlichen Gebühren den Altbürgern eine Tonne Bier spendeten. Zunächst erlaubten die Nonnen, daß dieses Bier, „Kirmesbier“ genannt, auf dem Klosterhofe getrunken wurde. So war bei veränderten Spendern das Volksfest wiederhergestellt. Dabei waren Schlägereien und andere Ausschreitungen nicht selten, weswegen die Nonnen des Zechgelages bald überdrüssig wurden. Zunächst suchten sie beim Volk durch Bitten zu erreichen, auf das Fest zu verzichten. Vergebens das Volk glaubte sogar, ein Recht auf das Biergelage zu haben. Dann wandten die Nonnen sich an den Bischof, dieser an den Magistrat, der ein Verbot des Zechgelages erließ. Es nützte aber nichts. Das Volk hielt an seinem gewohnten Kirmesbier an hergebrachter Stätte fest.

Am nächsten Kirmestage 1698 hielten die Schwestern ihre Klosterpforte geschlossen. Sie wurde aber mit Gewalt erbrochen und das Kirmesbier, wie immer, getrunken. Die Nonnen, deren Geduld nun erschöpft war, wandten sich in einer Klageschrift an den Kgl. Statthalter in Brüssel und baten ihn um Abschaffung der Mißstände. Dieser erließ am 26. März 1699 an den Magistrat zu Straelen den strengen Befehl, das Trinken fortan nicht mehr zu gestatten und nötigenfalls die Schwestern gegen Übergriffe des Volkes in Schutz zu nehmen. Damit hörten die ungehörigen Auftritte auf dem Klosterhofe auf, und das Kirmesbier wurde für die Zukunft in einer Wirtschaft getrunken.

Im Jahre 1706 ließ der Rektor Kox durch die Schwestern eine Kollekte für den Aufbau des Klosters halten, das etliche Jahre vorher von den Franzosen durch Brand völlig zerstört worden war.

Im Jahre 1757 am Feste der hl. Agnes nahmen die Schwestern unter dem Provinzial Hieronymus Gesser die schwarze Hülle (Myle) an.

Nach dem Tode der Mutter A. M. Musers im Jahre 1790 verlangten die Nachbarn der Mühlenpumpe Zahlung der Sterbegebühr für drei Häuser, die dem Kloster und zur Pumpengemeinschaft gehörten. Anfangs weigerten sich die Nonnen diese Gebühr zu zahlen, da die Mutter nicht Eigentümerin der Häuser sei, die Gebühr bisher nicht verlangt und das Kloster bei der jährlichen Abrechnung nie hinzugezogen worden sei. Um mit den Nachbarn in gutem Einvernehmen zu leben, erklärte sich das Kloster aber für die Zukunft bereit, beim Ableben der jeweiligen Mutter die Sterbegebühr zu zahlen, verbanden aber für die Nachbar-

schaft damit die Verpflichtung, die jeweilige Gebühr zur Anschaffung von Brandeimern zu verwenden. Hiermit war der Magistrat einverstanden. Im Jahre 1792 zahlte das Kloster auf Grund dieser Vereinbarung 15 Gulden. Am 31. Dezember 1792 lieh die Stadt Straelen dem Kloster wegen der diesem durch den französischen General Marliere auferlegten Kriegssteuer ein Kapital von 600 Gulden. In den Jahren 1794 und 1795 lieferte das Kloster für die Stadt Straelen an die französischen Truppen Kühe, Heu, Stroh, Bettücher usw. im Gesamtwerte von 1086 Gulden. Die Höhe der städtischen Lasten des Klosters in den Jahren 1795 und 1796 betrug 436 Gulden.

Gemäß Beschluß des ersten Konsuls vom 9. Juni 1802 (20. Prairial X) wurde am 2. September das Kloster durch den französischen Kommissar Wassing aufgehoben. Am 13. September verließen die Schwestern, im ganzen 16 in bürgerlicher Kleidung das liebgewonnene Kloster und begaben sich in die Pfarrkirche, in der der Rektor das Meßopfer feierte, und die Nonnen sich der Vorsehung Gottes unterstellten. Fortan lebten sie von einer kleinen Rente, die der Staat ihnen als Entschädigung für die eingezogenen Güter gewährte. Ausländer bekamen diese Rente nicht. Jedoch wurde sie dem zu Gerresheim geborenen Rektor Cürten und einigen in Holland geborenen Schwestern auf besonderen Antrag bewilligt.

Im Laufe der Jahre war das Kloster allmählich in den Besitz mehrerer Kapitalien und ansehnlicher Ländereien gelangt, die meistens von neu eintretenden Nonnen stammten. So mußte im Jahre 1788 Mechtilde Walram aus Eymern im Holländischen bei ihrem Eintritt 350 Gulden und später bei der Profession 950 Gulden zahlen. Außerdem mußte sie ein Spinnrad mitbringen, da man sich im Kloster mit Spinnen beschäftigte. Maria Christine Hetterschei, Nichte des Pastors Anton Hetterschei in Hommersum, geb. 1790, zahlte bei ihrem Eintritt 525 Reichsthaler. In ähnlicher Weise hatten die früher eingetretenen Nonnen bestimmte Summen gezahlt, die verzinslich angelegt oder zum Ankauf von Ländereien verwendet wurden. Laien stifteten Anniversarien, um dem Kloster ihre Gunst zu zeigen, andere wieder schenkten Kapitalien, ohne eine Verpflichtung damit zu verbinden.

Als das Kloster aufgehoben wurde, gehörte ihm ein Hof zu Lom bei Arcen von mehr als 10 ha, darunter 7,5 ha Ackerland, 1 3/4 ha Wiesen und 3/4 ha Obstgarten und Holzung. Dieser Hof rührte von dem ehemaligen Männerkloster St. Barbara her, welches infolge Kriegswir-



Neubau Fernmeldeamt Neustadt an der Weinstraße
Bauherr: Deutsche Bundespost - Oberpostdirektion Neustadt
Planung und Bauleitung: Architekten BDA Fischer - Krüder - Rathai
Aluminium-Vorhangfassade in Isolierkonstruktion
Konstruktive Entwicklung und Ausführung der Außenwandelemente
GEBR. WAHLEFELD



Gebr. Wahlefeld
Stahl-Metall-Maschinenbau

4150 Krefeld-Linn
Ruf (021 51) 590321 - FS 0853881

WAHLEFELD
Fassaden

ren im Jahre 1609 verlassen worden war. Für die Vereinigung dieses Hofes mit dem Kloster in Straelen hatte dieses die Verpflichtung übernommen, jeden Freitag eine Lesemesse zu Ehren des hl. Kreuzes zu halten. 1796 lieferte Anton Heyer als Pacht für diesen Hof 8 Malter Roggen und 4 Malter Buchweizen. Außerdem gehörte dem Kloster der zu Lottum bei Velden gelegene Meertshof mit 5 ha Ackerland, 2 1/2 ha Wiesen und Holzung. Der Pächter zahlte als jährliche Pacht im Jahre 1796 7 Malter Roggen und 2 Malter Buchweizen. Als dritter Hof war der zu Straelen gelegene Fleurenhof Eigentum des Klosters. Er umfaßte 8 ha Ackerland und 1 1/2 ha Wiesen. Er wurde 1796 an Matthias Basten für 8 Malter Roggen, 6 Malter Hafer und 1 Malter Buchweizen verpachtet. Der vierte Hof des Klosters war der Wyenhof zu Straelen in der Größe von 3 1/4 ha Ackerland, 1/4 ha Wiese und 3 1/2 ha Strauchholz. Im Jahre 1796 pachtete ihn Johann Heußen für 3 Malter Roggen und Faß Spörsamen. Ferner besaß das Kloster noch etwa 8 ha Ackerland in Straelen, das Peter Hansen im Jahre 1798 für 2 Malter Weizen, 8 Malter Roggen und 10 Malter Hafer gepachtet hatte. Derselbe zahlte noch für drei Wiesen in unbekannter Größe jährlich 60 Gulden und für ein Erbpachthaus 35 klevische Gulden. Ferner hatte Gerhard Schrörs aus Westerbroek 5/8 ha Land im Jahre 1748, 1/4 ha Wiese für 12 klev. Gulden gepachtet. Ein Häuschen brachte 10 klev. Gulden, 1/4 ha Land op de Klop-hamel und 1/2 ha op de Gieselberg brachte 3 1/2 Malter Hafer ein. Ferner hatte Goswin Heußen vom Kingshof 2 1/10 ha für 2 Malter Roggen gepachtet. Weiter erhielt das Kloster noch 1/2 Malter Roggen und 4 Klev. Gulden für 2 kleinere Grundstücke, 10 klev. Gulden für einen kleinen Garten und 25 klev. Gulden für eine Wiese bei Weyers. Der Eykelshof hatte eine Erbpacht von 2 Maltern Rog-

gen zu zahlen. Das Kloster selbst benutzte 2 1/2 ha Land, 3/8 ha Wiese und die sogenannte Feste Kuhweide mit 1/4 ha, ein Stück Schlagholz bei Vlaesraedt und eins am grünen Weg nach Geldern, eins in Westerbroek, eins am Kanal, eins in den Bergen, eins bei der Paesmühle und das Strauchholz, das zu Wyenhof gehörte.

Das Kloster besaß bei der Aufhebung ein bedeutendes Kapitalvermögen: Die Gemeinde Lottum an der Maas hatte seit 16. 1. 1694 100 Pattokons, seit Ostern 1726 300 Pattokons, seit 30. November 1737 1800 Gulden und seit 19. Mai 1758 200 klev. Gulden geliehen. Die Gemeinde Lom an der Maas hatte beim Kloster folgende Schulden: Seit dem 2. September 1767 600 klev. Gulden und seit unbekannter Zeit weitere 100 Gulden, seit dem 7. August 1769 noch weitere 100 Gulden. Die Schulden der Stadt Straelen betragen seit 12. Januar 1642 250 Gulden, seit 1666 100 Pattakons, seit 12. Februar 1673 400 Gulden, seit 22. Dezember 1680 500 Gulden, seit dem 1. November 1689 400 Gulden, seit 5. Januar 1693 250 Pattakons, seit 7. Februar 1693 80 Pattakons, seit 1. Oktober 1707 500 Pattakons, seit 10. Oktober 1708 429 Pattakons, seit 11. November 1718 1400 Gulden, seit 12. November 1730 250 Pattakons, seit 7. März 1759 200 Gulden, seit 31. Dezember 1792 600 Gulden.

Das Amt Straelen hatte folgende Summen geliehen: Die Honschaft Westerbroek 400 Pattakons am 27. Mai 1661, 200 Pattakons am 13. Juni 1715, 400 Pattakons am 16. September 1759, und 832 Gulden, 16 Stüber, 7 Deut am 8. März 1759. Die Honschaft Holt 390 Gulden am 5. Mai 1638, und 1970 Gulden am 25. September 1687, die Honschaft Vossam 250 Gulden am 3. März 1688 und 500 Pattakons am 2. April 1721. Die Honschaft Hetzert 500 Gulden brab. am 26. Dezember 1704. Die Honschaft Bockholt

200 Gulden am 16. Mai 1685 und 700 Pattakons am 2. Dezember 1722. Die Honschaft Dam 100 Pattakons am 5. Juli 1762.

Die Schulden der Ritterschaft und Stände des Gelderlandes waren 600 Pattakons seit dem 29. Mai 1724, die der Gemeinde Walbeck 600 Pattakons seit dem 15. Mai 1753, 800 Reichstaler seit 11. März 1768, die des Küpperserf 50 Pattakons seit 16. November 1706, die des Kattenerf 100 Gulden seit 9. Januar 1756, die des Cornelius Paes 50 Gulden, die des Schöffen Grothuysen 100 Thaler und eine Leibrente von 7 Gulden, 12 Stübern und „der roden Beek“.

Im ganzen zahlte Lottum 110 Gulden, 10 Stüber, Lom 28 Gulden, 14 Stüber und 6 Deut, die Stadt Straelen 371 Gulden, 10 Stüber, 7 1/2 Deut, das Amt Straelen 483 Gulden, 6 Stüber, Private 290 Gulden, 14 Stüber an Zinsen. Die Gesamtsumme betrug 1284 Gulden, 17 Stüber, 5 1/2 Deut. Das Kloster hatte dauernde jährliche Auslagen zu leisten. An das Kloster Siegburg 2 Malter, 4 Faß, und 3 3/4 Spint Roggen, 5 Malter, 1 Faß, 2 Spint, 1 1/2 Viertel Hafer, an Alsters 6 Spint Hafer, an die Liebfrauenbruderschaft 2 Malter Roggen, 1 Malter Weizen und ein Stück Speck im Werte von 2 Gulden, an die Vikarie der hl. Jungfrau Maria 2 Faß Roggen und 1 Hornsgulden, an die Küsterei 6 Spint Roggen, an die Havarmen 1 Faß Roggen, die Bruderschaft zum hl. Sakrament 6 Hornsgulden und 2 Gulden, 2 Stüber Zinsen von einem Kapital von 60 Gulden die die St. Annavikarie 2 1/4 Pfund gereinigten Flachs, die Pfarrkirche 1 1/2 Hornsgulden, 4 Kannen Wein und 2 Pfund Öl, die Kirche in Arcen 1 Malter Roggen, die Kapelle in Lom 5 Faß Roggen und 38 Stüber, die Vossamer Latenbank am Andrestag an Zinsen 7 Deut, von einem Bautag 9 Stüber, von einem Huhn 6 Stüber und für 156 fundierte, teils Gesang- und Lesemessen 84 klev. Gulden.

Wenn's um Geld geht

STADT-SPARKASSE

Hauptstelle Krefeld, Friedrichstraße 13 - 21

Ruf 6301

Zweigstellen in allen Stadtteilen



Markt

Krefeld, Hochstr.

650 Jahre Stadt Erkelenz



von Peter Paul Frohn

Mit einer Reihe festlicher Veranstaltungen, die sich über mehrere Monate erstreckten, hat die Stadt Erkelenz (35 000 Einwohner) im Kreis Heinsberg ihrer Stadtwerdung vor 650 Jahren gedacht. Das war zehn Jahre später, nachdem sie sich des Jahres 1326 erinnerte, als sie nur 13 000 Einwohner zählte, in dem Graf Reinald II. von Geldern Erkelenz städtische Freiheiten und Rechte verliehen hatte.

Als Erkelenz 1966 auf seine 1000jährige Geschichte zurückblickte, hatte sie in einem stattlichen Bildband (Redaktion: Edwin Pinzek) das wechselvolle Auf und Ab der fünf entwicklungsgeschichtlichen Phasen (vorstädtische Zeit von 966 – 1326, geldrische Epoche von 1326 – 1543, spanische, pfälzische und französische Herrschaft von 1543 – 1814, preußische Zeit von 1815 – 1954 und die neue Zeit nach dem Ende des zweiten Weltkrieges) veranschaulicht.

Diesen Epochen ist zur 650-Jahr-Feier die neueste Zeit, die nach der kommunalen Neugliederung hinzuzufügen, die nicht nur die Einwohnerzahl verdreifachte, son-

dern auch eine Fülle von Mehraufgaben der Verwaltung bedingte.

Was der Erkelenzer Historiker Friedel Krings in der Dokumentation vor zehn Jahren anlässlich der ersten urkundlichen Erwähnung von Erkelenz feststellte, darf ohne Einschränkung auf das denkwürdige Stadtereignis des Jahres 1976 als gleichwertig übertragen werden: „Was die Stadt Erkelenz noch heute über andere niederrheinische Städte mit vereinzelt erhaltenen Kunstdenkmälern hinaushebt, ist die historische Atmosphäre, die in ihren Grundriß liegt und die Lambertiturm, Altes Rathaus und Burg ausstrahlen.“

Es hat bei der festlichen Eröffnung dieses Stadtgedenkens aufmerken lassen, daß Dr. Klaus Fink vom Institut für geschichtliche Landeskunde an der Universität Bonn Zweifel an dem Datum dieses Jubiläums äußerte. Im allgemeinen, so sagte der Wissenschaftler, erstreckte sich eine solche Stadtwerdung zumeist über mehrere Jahrzehnte. Erkelenz sei um 1326 – wirtschaftlich gesehen – kein Dorf mehr, aber auch noch keine Stadt gewesen. Neben den Jahr- und Wochenmarkt

sei der Handel getreten, und die Gewerbe Textil und Leder hätten offensichtlich nicht nur für den Eigenbedarf gearbeitet. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sei auch eine Beteiligung der Erkelenzer Kaufleute am Maashandel nachweisbar. Um 1355 seien diese in Venlo zollbegünstigt gewesen, und ab 1365 hätten sie weitere Zollprivilegien für den Handel maasabwärts über Venlo hinaus erhalten. Auf diesem Wege seien sie auch am England-Handel beteiligt gewesen. Auf diesem wirtschaftlichen Hintergrund sei die Entwicklung des Marktores Erkelenz zu sehen. 1345 sei Erkelenz zum letzten Male als Dorf, 1339 zum ersten Male als Stadt bezeugt. Wenn man das Baudatum des Brücktores von 1335 berücksichtige, werde die Stadtrechtsverleihung zwischen 1345 und 1355 erfolgt sein.

Alles in allem: Erkelenz hat bei seiner 650-Jahr-Feier als Stadt rück- und vorwärts geschaut und damit – das erscheint vor allem wesentlich – erneut dazu beigetragen, das Bewußtsein für die Bedeutung der Geschichte zu beleben und zu vertiefen.

Prinzenberg Krefeld

Seit
1865
Haus-
und
Hoflieferant
vieler
Handwerker
und
Heimwerker
am
Niederrhein.



Heinrich Prinzenberg Sohn KG
4150 Krefeld
Mevissenstraße 64
Marktstraße 50-52
Gladbacher Straße 109
Gabelsbergerstraße 1

Hellije Ovend

Jupp Lange, Neuss

Nu wödd et stell op Maat on Stroote.
Dat jrot Jedöns hät opjehöt.
Wat hant se sech doch jage loote!
De Minsche send vom Brussel möd.

Em Ovenddüster Klocke klenge.
Häss du och noch jett Jots jedonn?
Dann dörfste freue dech on senge
on dörfst och möt nom Kreppke jonn.

Nöijohr

Josef Brocker, Krefeld

Een Nummer ängert sech en't Johr,
on sües blivvt alles, wie et wor:
Verdrage, Striet,
Joues, Schleites,
Verkiehrdes, Reites. —

On täll on täll mar Stonde wi'er:
Et kömmt on kömmt nix Nöies mi'ehr.

Lott ku'eme, wat kömmt,
nix mäckt os schöi!

Mar Joddes Hölp kömmt alltiet nöi . . .

Fastelo'evend

Maria Strerath, Viersen

Dot en Freud
on l'ehre
der Peias fi'ere;
jövvt öm si Reit.

Lott de Scheilkes klenge,
de Sorje henge;
Peias hät Reit.

Lott Peias spreng
on höppe on senge;
dat ös si Reit.

Lott öm Kūlasch schlage,
de Vuh öm jage —
bösen de Neit!

Hiob

Anton Koch, Mönchengladbach-Rheydt

Wemmer all dat onnüedije Denge,
dat mer so tesamerapt,
öm mar te poke
on öm mötkalle te könne,
ens verleere ding —
wat bleev os dann
von os selvs?

Vro-eg ens

Th. Wierichs, Hüls

Als we-i Kenger wo-ere,
kräje we-i op os Vro-ege
von Vatter on Motter
reitem Bescheed
on wenn jett onklo-er wo-er
joue Ro-et.

De Jelierde wüete sue vüel,
ne-it blues von de Eäd,
ook üever de Mo-en on sojar von den
Hi-emel.

Nou sind we-i be-i Jo-ere
on allein on vro-ege sue döks verjeäs
on joue Ro-et ös mees döijer.

Ävver vro-eg se blues ens,
woröm onger de Mensche
et ömmer mier Jewolt on Verderv jövt.

Vro-eg ens!

Jras

Johanna Overdick †, Krefeld

Janz höerschkes kömmt dat Wonger,
su'ebald et Fröhjohr wörd,
wenn ut de Jronk sech parsche
die Hälmkes jröin on kört.

Wä acht dat jonge Läewe,
wat sech do wäejen di'et;
et es doch Jras jewaaße,
su'e lang de Welt besti'eht!

Och, Jras, su'e fin, mar Sperrkes,
dech fähit et ne'it an Mout:
Wör ech 'ne Mann jeworde,
ech tröck vör dech den Hout!

Ovv rouhe Wenk dech schöddelt,
ovv Schni'e dech ongerdöit,
dou waarts, bis dat et Sönnke
dech wärmt bis en de Föit.

On wiewüel Zoorte Bloume
jönns dou be'i dech ühr Platz;
wie bri'et die sech u'ech make,
dat stüert dech kenne Schnatz.

Dou bös am allerschönne
wahl en de Junimond,
wenn Schmi'ele, stolt wie Kru'ene,
op all dinn Halme stohnt!

Hän hat noch Tid

Gerhard Martens, Kevelaer

Vier Henne ston vör ennen Haan
on luure sech geförlek aan.
Dor in de Medde enne Pier,
den dräijt sech hen on her, dat Dier.

„De läste Stond“, denkt dor dä Wörm.
„Och, koom doch now merr enne Störm!“
Dat Läwe het sin Meßgescheck
on hengt an ennen Oogenbleck.

Een Henn wörrd frech on reekt sech op,
dor peckt den Haan ör op de Kopp.
Duw gov et enne groote Strit:
Dä Pier kroop fort, hän hat noch Tid.

Mar eemol

Peter Carmanns, Mönchengladbach-Holt

W'r oame en, w'r oame uut,
on jeddes Ki-er
es wi-er e Stöckske Leäve vott,
es vott on kütt net wi-er.

Ovv jäster, hüüt, ovv morje,
jedder hät eäve völl Tiet.
Jävv dech an jet draan,
enne Vullek kütt net wiet.

Nötz dröm dinn Dag, se send jetällt.
Denk draan on scheck dech drenn,
w'r send mar eemol op de Welt,
so hät et Jott em Senn.

Enn Barack

Aletta Esser, Rheinhausen

Witt en et Feld steht enn Barack.
Autos vör de Dören.
Fernsehantennen op et Daak.
Enn Radio spellt grell
hender schmerige Gadinnen.
Posselin fällt op de Erd.
Et kiewen zwei Stemmen.
Op denn Hoff leggen Böcksen,
Flaschen, Papier on Ärpelschalen.
Hier lewen de Asozialen!

On met Schöld, Striet on Schmeer
werden Kender groot!
Wat wörd dordrut?
Asoziale?

erpe verlag stop . . . eilangebot scherpe verlag stop . . . eilangebot scher

die zweite auflage der dokumentation – die auf der schattenseite stehen – trifft auf eine zeitsituation, in der die in diesem buch angesprochenen fragen in geradezu bestürzender weise an aktualität zugenommen haben.

überall, wo menschen in lohn stehen, geht es bewegt zu. je nach dem entwicklungsstand und der bewußtseinslage sind die verhältnisse prekärer, die spannungen größer.

der seit jahren praktizierte wohlstand in der westlichen welt, der jedem arbeiter eine in materieller hinsicht relativ befriedigende lebensbasis ermöglicht, geht an dem eigentlichen anspruch der menschen – sich in geistig-seelischer hinsicht entwickeln zu dürfen – vorbei.

bildungsnotstand wird hier groß geschrieben

rose maria pütz
die auf der
schattenseite stehen . . .

2. erweiterte auflage
176 seiten
mit 40 abbildungen
und 9 schriftproben
broschur, klebegebunden
preis dm 19,00

in allen buchhandlungen
und beim
scherpe verlag erhältlich

Bayer forscht
für den

Umwelt schutz



Für Bayer ist Umweltschutz kein Schlagwort unserer Zeit. Bereits im Jahre 1901 wurde die „Abwässer-Commission der Farbenfabriken zu Leverkusen“ gegründet, aus der 1913 der „Ausschuß zur Reinerhaltung der Fabrikluft“ hervorging. Heute arbeiten 420 Mitarbeiter hauptamtlich für den Schutz der Gewässer und für die Reinhaltung der Luft. In den letzten 10 Jahren hat Bayer über 1,3 Milliarden

DM Betriebskosten und rund 660 Millionen DM für Investitionen von Anlagen und Einrichtungen zum Schutz einer gesunden Umwelt aufgewandt.

Sind Sie an praktischen Beispielen interessiert? Wir informieren Sie gerne.

Bayer AG
WM-Informationsvermittlung
Postfach 800149
5000 Köln 80

Der Verein für Heimatkunde 1975/76

Von Reinhard Feinendegen

Nachdem das 46. Heft der „Heimat“ Anfang Dezember 1975 pünktlich unter der Schriftleitung von Franz Heckmanns erschienen war, konzentrierte sich die Aktivität des Vorstandes auf die Suche nach einem neuen Schriftleiter, der in der Person von Herrn Heiner Kaltenmeier gefunden wurde.

Am 24. April fand die Jahreshauptversammlung statt. Schulrat i.R. Franz Heckmanns legte nach 17-jähriger Tätigkeit als Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde aus Altersgründen den Vorsitz nieder. Zu seinem Nachfolger wurde Oberstudiendirektor Dr. Reinhard Feinendegen gewählt, der die Verdienste seines Vorgängers würdigte und vorschlug, ihn zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen. Der Vorschlag erhielt die Zustimmung aller Anwesenden; Herr Heckmanns wurde eine Urkunde über die Ernennung überreicht. Der Kassenbericht wurde gebilligt, dem Vorstand Entlastung erteilt. Eine Satzungsänderung ermöglichte die Zuwahl von Dr. Eugen Gerritz und Dr. Guido Rothhoff als Beisitzer im ansonsten wiedergewählten Vorstand. Die neue Fassung der Satzung ist in diesem Heft abgedruckt. Bei den turnusmäßig ausscheidenden Beiratsmitgliedern erfolgte Wiederwahl, so daß dem Beirat des Vereins jetzt neben den Vorstandsmitgliedern folgende Damen und Herren angehören:

Kulturdezernent Kurt Honnen
Kulturamtsleiter Hans Fuchs
Stadtarchivdirektor Dr. Guido Rothhoff
Museumsdirektorin Dr. Renate Pirling
Dr. Ludwig Beck
Ferdinand Behr
Josef Lichtenberg
Ernst Schaefer
Theo Schultes
Maria-Agnes Tapper.

Im Anschluß an die Wahlen wurde ein volkskundlicher Film über das Besegeln einer Windmühle und die Arbeit eines Windmüllers vorgeführt; der Film fand sehr großes Interesse.

Vorstand und Beirat haben sich seitdem mit der Planung der weiteren Arbeit und mit der Herausgabe der nächsten Ausgabe der „Heimat“ befaßt. Im Auftrag beider Gremien schrieb der Vorsitz an den Oberbürgermeister und den Hauptausschuß und bat darum, bei der Verkehrsplanung am Rande der Innenstadt dafür zu sorgen, daß der Westwall und der Friedrichsplatz ihren Charakter als unverwechselbare Bestandteile des Krefelder Stadtbildes behalten. Beim diesjährigen „Tag der Heimat“ war der Verein als Mit-Einladender beteiligt. Der Vorsitz hielt außerdem die Fest-Ansprache beim Kulturabend im Krefelder Hof. Ferner führte er Gespräche mit verschiedenen städtischen Dienststellen und gab beim Besuch einer Gruppe des Bergischen Geschichtsvereins eine Einführung in die Krefelder Geschichte.

Am 25. September fand die Studienfahrt des Vereins ins Selfkant statt. Besucht wurden Heinsberg (Kirche, Burg, Museum), Waldfeucht (die noch in Tätigkeit befindliche Windmühle, über die der Film in der Jahreshauptversammlung gehandelt hatte) und Erkelenz (Ausstellung 650 Jahre Stadt Erkelenz). Die Teilnehmer kehrten sehr befriedigt zurück.

Der Verein hatte am 15. Oktober 1976 546 Mitglieder. Der erfreuliche Mitgliederzuwachs im Jahre 1976 wird leider durch eine beträchtliche Zahl von Sterbefällen teilweise wieder aufgehoben. Der Verein könnte seine Aufgaben – vor allem auch die Weiterführung der „Heimat“ – noch besser erfüllen, wenn die Mitgliederbasis, die 1937 schon einmal bei über

1000 lag, weiter verbreitert würde. Alle Mitglieder sind deshalb herzlich gebeten, durch das persönliche Ansprechen von Bekannten – die erfolgreichste Art der Werbung – mitzuhelfen, daß der Verein auch in Zukunft an Mitgliederzahl und Bedeutung wächst. Gleichzeitig wird an die Zahlung des Vereinsbeitrages (siehe die Konten vorne im Heft!) erinnert. Spendenquittungen werden vom Kassenwart gerne ausgestellt, sind aber normalerweise nur noch für Spenden von mehr als DM 100,-, die natürlich gerne entgegen genommen werden, erforderlich.

„Die Heimat“ erscheint wieder, wie in den Vorjahren, in einer Auflage von 2000 Exemplaren. Die Kosten dafür werden etwa zu je einem Viertel durch die Mitgliederbeiträge, die Verkaufserlöse, die Zuschüsse und die Anzeigen aufgebracht. Bei dieser Situation versteht es sich, daß der finanzielle Spielraum des Vereins sehr gering ist und daß für andere Aktivitäten kaum Rücklagen gebildet werden können.

Trotzdem ist der Verein gerne bereit, die von nicht allzu vielen vergleichbaren Vereinen zu tragende Bürde einer Zeitschrift dieser Art weiterzutragen. Er versteht „die Heimat“ auch als ein Forum, in dem Vereine ähnlicher oder benachbarter Zielsetzung zu Wort kommen können, und würde sich freuen, wenn von diesem Angebot Gebrauch gemacht würde. Der Verein für Heimatkunde und seine Zeitschrift „die Heimat“ fühlen sich der Tradition des heimatlichen Raumes verpflichtet. Gleichzeitig sind sie für die Probleme der Gegenwart und der Zukunft, die die Menschen in Krefeld und am Niederrhein bewegen, aufgeschlossen. Beide Aspekte schließen einander nicht aus; im Gegenteil: nur wer beide sieht, wird die Zeit bestehen.



Stadtwerke Krefeld AG

Sie kennen uns.
Wir sind ein gutes Team.
Unsere Sache ist Ihre Versorgung mit Strom, Gas, Wasser, Fernwärme.
Und wir sind bei der Sache.

Service rund um die Uhr.

Unsere Anschrift:

Stadtwerke Krefeld AG, HansasträÙe 25 – Telefon 820-1

Schilder
Stempel
Niescher
Krefeld

Für Freunde des Niederrheins: UNSERE HEIMAT IN AQUARELL

Während Foto und Strichzeichnung bei dem großen Angebot an Bildkalendern unserer Heimat dominieren, entstand nach Motiven des heimischen Hobbygrafikers und Malers Günther Hoff aus St. Tönis eine geschmackvolle Bildsammlung in Kalenderform, die in Zusammenarbeit mit dem „Hause Stammes KG“, Buchdruckerei in Tönisvorst, geschaffen wurde.

Reizvolle Darstellungen in Groß-Aquarellen, nicht nur aus dem engeren Bereich der Großgemeinde, sondern darüber hinaus eigenwillig gesehene Landschaften und Architekturen in und um Krefeld: dem „Meister Ponzelar“, „Haus Bockdorf“ in Unterweiden, stimmungsvoll die Partie am Fliethbach, die alte „Roßmühle“ auf Vorster Gebiet, wie auch die „Narrenmühle“ in Dülken, das „Kuhtor“ in Kempen usw.

Zu allem kommt eine sorgfältig getroffene Auswahl der Kartons, jeweils im Ton auf das Motiv abgestimmt, versehen mit kurzen Erläuterungen der Bilder.

Die Buch- und Schreibwarenhandlungen halten diese Novität zum Erwerb bereit, wie auch die Herstellungsfirma „Stammes KG“ ihre Freunde zur Jahreswende damit beglückt.

Eine Möglichkeit, gekonnte Bildwirksamkeit als Schmuck für die Wohnung zu verwenden.

1-5

De Bööm – de Mingesche

Peter Erdweg

De Bööm,
di wiäde döckeser du-er Weng onn Störrem jebööjd,
wi röösej hin onn hä-er jeri-ete
onn reid weld jezausd;
se stämme dech d'rchään
onn driive janz uut sech
err Wu-etele deeper noch
onn bredder en de läd.
Se maake so sech enne vasse Jronk.
Onn se jewönne.

De Mingesche,
di wiäde völl du-er haade Schliäj jebööjd,
mött Kommer, Krankheet, Ping onn Nü-ete,
mött Ploghe aanjemäck;
se send temeesch bemödd,
te meestere err Leed,
mäud-ett ooch noch so hatt
do du-er de Bäng be-i jonn.
Se ställe sech opp erre Pöngel dropp.
Onn se jewönne.

Die Egelsberger Mühle

Marianne Junghans

Kennst du die alte Mühle auf dem Hügel,
dort, wo man weithin in die Lande sieht?
Einst drehte sie im Fleiße ihre Flügel,
und jauchzend sang der Wind darin sein Lied.

Wie damals dehnen heute sich die Felder,
und hohes Korn reift in der Sonne Glut.
Am Horizonte dunkeln Bruch und Wälder,
im Osten gleißt des breiten Stromes Flut.

Am Fuß des Hügels unter weißem Flieder
kauert geduckt ein kleines, altes Haus.
Hier sang der Müller seine frohen Lieder
und schaute prüfend nach dem Wetter aus.

Ein grauer Mühlstein, nun zu nichts mehr nutze,
dient grasumwuchert nur der Krähen Rast,
zerrunzelt sein Antlitz, Wind und Sturm zum Trutze,
verträumt er hier die Tage unserer Hast.

Die Mühle aber schaut vom stillen Hügel
wie Jahr um Jahr an ihr vorüberzieht.
Die Wolken streifen ihre toten Flügel,
und leise harft der Wind darin sein Lied.

Sommerabend

Annemarie in der Au

Verfrachtet sind die Tageslasten
auf ungezählten Sonnenstäubchen.
Schon wiegt der heitre Abendwind
die bunten Träume
in den still gewordenen Blütenkelchen.
Es wäre leichter
nun den Sorgen zu verzeihen,
wenn Hektik sie nicht längst
zu einem Heiligenschein gebunden.
Der schon verkrüppeltalte Apfelbaum
im fernen Weidegarten
verdunkelt langsam sich zum Kreuz.

der kahn

Theodor Plückerbaum

ein alter kahn liegt umgedreht auf der kiesbank am strom.
sein holz, vom wetter gebleicht, zeigt nur noch farbreste.
ausgesteuert denkt er an vergangene zeiten,
wo der fischer mit kräftigen fäusten die ruder schwang,
daß die dollen ächzten und das wasser am bug schäumte.
wie leicht glitt er dahin,
wenn der fischer ihn stromauf treidelte
am straffen seil, mit gebeugtem rücken.
wie sicher lag er auf dem wasser,
wenn die vollen netze eingeholt wurden.
all das ist vorbei.
der fluß birgt keine fische mehr.
der fischer verdient sein brot in der stadt.
niemand achtet noch auf den alten nachen.
er hat seine schuldigkeit getan.
hin und wieder ruhen ein paar möwen auf seinem verwitterten rand,
beschmutzen ihn respektlos.
nur der flußregenpfeifer benutzt das zerfallene wrack
als windschutz für sein gelege.

RWE

Rheinisch-Westfälisches Elektrizitätswerk
Aktiengesellschaft
Betriebsverwaltung Krefeld



Seit 65 Jahren sichere Stromversorgung am linken Niederrhein

Durch vorausschauende Planung und ständigen Ausbau der Versorgungsleitungen tragen wir den steigenden Anforderungen Rechnung.

Zu unserem Kundenkreis gehören:

1.500 Industriebetriebe
255.000 Haushalte sowie landwirtschaftliche und gewerbliche Betriebe
Sie verbrauchen zusammen 6 Milliarden kWh/Jahr
In der Spitzenleistung beziehen unsere Kunden von uns eine Leistung von 1.300.000 kW

Der heutige Stand der Versorgungsanlagen umfaßt:

960 km Hoch- und Höchstspannungsleitungen
3950 km Mittelspannungsleitungen
6200 km Niederspannungsleitungen
41 Umspannanlagen 220.000/110.000 Volt
52 Umspannanlagen 25.000/ 10.000 Volt
4450 Transformatorstationen



Elektromaschinenbaumeister Heinrich Voß gründete 1945 in Zeitz einen Spezialbetrieb für Elektromaschinenbau, Ankerwickerei und der Instandsetzung von Gleich- und Drehstrommaschinen. Der Betrieb wurde 1960 vergrößert nach Krefeld, Oelschlägerstraße, verlagert und mit dem DEMAG-CONZ-Reparaturdienst für Bremsmotoren und Aufzüge ergänzt. Durch fachmännische und präzise Arbeit wurde Heinrich Voß weit über Krefelds Grenzen bekannt.

Die Erweiterung des Instandsetzungsprogramms an Rollgangmotoren, Trommelmotoren, Bohr-, Schleif- und Schweißmaschinen, erforderte 1970 eine weitere Vergrößerung und Modernisierung des Unternehmens in der Seidenstraße. Mit einem Team gut geschulter Fachleute und seinem ihm zur Seite stehenden Sohn Peter, kann Heinrich Voß als versierter und umsichtiger Fachmann einer gesunden Weiterentwicklung seines Unternehmens entgegensehen.

Elmo-Voß - Inhaber Heinrich Voß - 4150 Krefeld

Seidenstraße 57

Telefon (0 21 51) 6 96 00

Ernst Tapper erhielt Bundesverdienstkreuz

Der Schriftführer unseres Vereins für Heimatkunde Ernst Tapper wurde am 27. 3. 1976 durch den Oberstadtdirektor Dr. Steffens das Bundesverdienstkreuz überreicht. Damit werden die zahlreichen Einsätze eines Mannes gewürdigt, der als „Hans Dampf“ in allen Gassen tätig ist. Wir im V.f.H. haben in ihm seit vielen Jahren den unermüdlichen Schriftführer, dem wir an dieser Stelle den Dank wiederholen den wir ihm in der Heimat 1970 ausgesprochen haben als er 70 wurde. Wir schließen mit den dortigen Wünschen, daß wir ihn noch lange als frohen und tapferen Mitstreiter haben als einen Mann, der hellhörig das Neue aufnimmt, das gute Alte bewahrt und unbeschwert von Erfolg oder Mißerfolg das als recht er-

kannte tut im echten Dienst an der Gemeinschaft. h.

Rita Reiners

erhielt als 16. der Reihe die Stadtehrenplakette für ihren literarischen Einsatz. Auf Burg Linn fand ihr zu Ehren am 26. 3. 76 ein festlicher Abend statt. Unseren Glückwunsch verbinden wir mit dem Hinweis auf den Lebensabriß, den die Heimat im Heft 44/156 brachte. h.

Albert Steeger-Stipendium

Wie alljährlich so wurde auch in diesem Jahr das Albert Steeger Stipendium auf Burg Linn feierlich verliehen. Der Landschaftsverband Rheinland und die Stadt Krefeld vereinen sich jeweils zu dem Zweck. Leo Gillessen, Redakteur in Erkelenz, erhielt den Preis für seine heimatkundlichen Arbeiten, im besonderen für die Forschun-

gen zur Mundart. Wolfgang Schumacher aus Marmagen, wo er lange Lehrer war, z. Zt. ist er an der Pädagogischen Hochschule Bonn tätig, beschäftigt sich mit vegetationskundlichen Forschungen. h.

Dr. Roman Bach

Mit Bedauern haben wir davon Kenntnis genommen, daß Dr. Romanus Bach Krefeld verlassen hat und in seine süddeutsche Heimat nach Freiburg gezogen ist. Zwar bleibt er uns noch verbunden, weil er auch weiterhin die Schriftleitung des „Niederrhein“ beibehalten will. Mit ihm hat ein Mann den Krefelder Staub von den Füßen geschüttelt, der Jahrzehnte aus dem Kulturleben gar nicht wegzudenken war. Von der „Niederrheinischen Volkszeitung“ wechselte er

zum Theater, wo er als Dramaturg tätig war, bis er im Kulturrat der Stadt den rechten Platz fand. Seine feingeschliffenen Vorträge, seine bis ins Kleinste ausgefeilten Kunstfahrten werden unvergessen bleiben. Die „Heimat“ grüßt ihn. h.

Wilhelm Rempé

Am 1. 9. 1976 wurde Wilhelm Rempé, Vorsitzender des Vereins Linker Niederrhein, 75 Jahre alt. Der ehemalige Leiter des städtischen Wohnungsbauförderungs- und Siedlungsamtes trat schon im Jahre 1928 dem VLN bei und übernahm im Oktober 1967 dessen Vorsitz. Im gleichen Jahr wurde ihm die Albert-Steeger-Plakette verliehen. Wir wünschen ihm, daß er seine so erfolgreiche Arbeit noch lange Jahre bei guter Gesundheit zum Wohle des Vereins fortsetzen kann. hk.



Krefeld-Uerdingen

ROSTEK & PESCH

STAHLBETON-
UND INDUSTRIEBAU

Parkstraße 55

Telefon: 4 2065



Pim van Treeck OHG
Glasmalerei

Krefeld-Hüls
Brustert-Kirchpfad 10-12
Tel. Krefeld (0 21 51) 73 02 56

1912-1972

*Blei- und
Messing-
Verglasung*

*Herrn. Bülter
+ Gritt Bülter-
van Treeck
Kunstglaser-
meister*



Die Sparkasse ist für alle da.

Gleichgültig, welchen Service Sie suchen, die Sparkasse hat ihn: den Giro-Service mit eurocheque und eurocheque-Karte, den Spar-Service, den Kredit-Service, den Geldanlage-Service, den Reise-Service und vieles mehr.

Mit der Sparkasse als Partner sind Sie in allen Gelddingen gut beraten. Denn die Sparkasse bietet Leistung für jeden.

wenn's
um **KSK** **KREISSPARKASSE**
Geld geht....
Krefeld, Ostwall 155 - Neue Linner Straße 81-83
29 Zweigstellen



Sanitäre Anlagen

Gasheizungen
Heimsauna
Neuanlage und Reparatur

Krefeld
Fabrikstraße 14
Tel. 61166

Erstklassige Erzeugnisse in bester Qualität so frisch wie möglich an unsere Kunden zu liefern, war und bleibt unser Grundsatz.

Der Krefelder Milchhof ist mehrfacher Landessieger und Wanderpreisträger für Markenbutter, Speisequark, Trinkmilch, Schlagsahne, Kakaotrunk und Joghurt.

KREFELDER MILCHHOF GMBH



Rheydter Jahrbuch 1975

Die „Otto von Bylandt Gesellschaft“ legte den Band 11 des „Rheydter Jahrbuchs“ vor. Dr. Eva Brües, seit Jahren die Betreuerin der reizvollen Hefte, hat auch heuer ein in seinen Themen mannigfaltig wechselndes, vorzüglich bebildertes „Jahrbuch“ herausgebracht, das die zweite Jahrzehntreihe vielversprechend anführt. h.

Erich Wisplinghoff,

Geschichte der Stadt Neuss von den mittelalterlichen Anfängen bis zum Jahre 1794. Neuss 1975

Zum Stadtjubiläum 1974 schrieb der Neusser Stadtarchivar Josef Lange über „Burgund und das Reich“.

Wir brachten im vorigen Heft einen Hinweis darauf. Die Stadt hatte zu dem Jubiläum aber auch Dr. Wisplinghoff um eine Arbeit gebeten, auf die aufmerksam zu machen uns eine dankbare Freude ist. Der Düsseldorfer Staatsarchivrat hat hier eine sehr eingehende Darstellung gegeben. Vor allem nach der wirtschaftlichen und sozialen Seite ist diese Stadtgeschichte weit gespannt. Vorsichtig abwägend hat er ein Bild des Stadtlebens gegeben. Des Tages Einerlei wird in beispielhaften Details lebendig. Dabei ist das Ganze nicht eine Aneinanderreihung von Daten und Fakten, sondern eine flüssig geschriebene Schilderung des bürgerlichen Lebensraumes mit seinem Handel und Wandel. Trotz dem großen Umfang

wird so leicht keiner, der begann zu lesen, das Buch aus der Hand legen vor S. 740; denn das Buch fesselt bis zur letzten Seite. Ein umfangreiches Register erschließt den Inhalt und erleichtert den Gebrauch. h.

Der „Historische Verein für den Niederrhein“,

im allgemeinen nach seiner Vereinsschrift der „Annalenverein“ genannt, hat 1975 das Heft 177 vorgelegt. Der Band ist als Festschrift für den rheinischen Kirchenhistoriker Prof. Dr. Eduard Hegel, den zeitigen Vorsitz der Vereins zu seinem 65. Geburtstag gedacht. Severin Corsten zeichnet mit Gisbert Knopp und Herbert Trippen verantwortlich

für diese Ehrengabe seiner Schüler, die in vielseitiger Weise zur Situation des Katholizismus vor allem im 19. Jahrhundert Stellung nehmen. h.

Duisburger Forschungen Band 21

Professor Dr. Friedrich Albert Lange, der Agitator der deutschen Arbeiterbewegung, der sozialrevolutionäre Pädagoge, der Förderer des Schulturnens und der politische Publizist, wird hier durch eine Reihe sachkundiger Bearbeiter unter Federführung von Oberarchivrat Miltz lebendig vorgestellt. Ein Lebensbild von großem Reiz, das vorzügliche Einblicke in die sozialen Probleme des 19. Jahrhunderts bietet. h.

Schultheiss Pils



FÜR KREFELD UND DEN NIEDERRHEIN BEI TIVOLI GEBRAUT

Gesucht - gefunden! Krefelder Kultur-Steckbriefe:

Krefelder Zoo, Uerdinger Straße 377. 1.200 Tiere, 350.000 Besucher, Tropen-Affenhaus, Großtierhaus, Elefantenzoo, Nashörner. Umsatz 2,18 Mio., Zuschuß der Stadt 1,35 Mio., Zuschuß pro Besucher 3,85, pro Einwohner 5,79 Mark.

Stadttheater Krefeld, Theaterplatz. Oper, Operette, Schauspiel, Ballett, Studio, Mobiles Theater. 196.000 Besucher. Umsatz 10,0 Mio., Zuschuß 8,87 Mio., pro Besucher 45,26, pro Einwohner 38,07 Mark.

Burg Linn, Albert-Steeger-Straße, Burg, Heimatmuseum, römische und fränkische Ausgrabungen, Fürstengrab, antike Keramik und Glas. 140.000 Besucher. Umsatz 0,9 Mio., Zuschuß 0,79 Mio., pro Besucher 6,42, pro Einwohner 3,39 Mark.

Kaiser-Wilhelm-Museum, Karloplatz 35, Museum Haus Lange, Wilhelmstraße 91. Alte Meister, Jugendstil, Kinetik, Op und Pop. 80.000 Besucher. Umsatz 1,26 Mio., Zuschuß 1,19 Mio., pro Besucher 14,81, pro Einwohner 5,09 Mark.

Stadtbücherei, Carl-Wilhelm-Straße 11. 13.000 Leser, 503.000 Ausleihen, Autobücherei, neuartige Medien, Präsenzbücherei. Umsatz 1,57 Mio., Zuschuß 1,52 Mio., pro Leser 116,60, pro Einwohner 6,51 Mark.

Volkehochschule Krefeld, Ostwall 171. 25.000 Hörer, 400 Kurs- und Vortragsveranstaltungen, Studienreisen. Umsatz 1,1 Mio., Zuschuß 0,8 Mio., (Landesmittel), je Hörer 32 Mark, pro Einwohner 3,43 Mark.

Textilmuseum, Frankenring 20. Umfassende Sammlung, 15.000 Objekte aus europäischen und außereuropäischen Kulturen, Textilien aus über 2.000 Jahren, Restaurierung von Textilien. Umsatz 0,41 Mio., Zuschuß 0,34 Mio., pro Einwohner 1,47 Mark.

Musikschule, Maus Schönhausen, Uerdinger Straße 420. Dezentrale Grundkurse, Einzelunterricht an Instrumenten, Orchester, Chorunterricht. 2.004 Schüler. Umsatz 1,2 Mio., Zuschuß 0,79 Mio., pro Schüler 394,21, pro Einwohner 3,39 Mark.

Stadterchiv, Lutherische-Kirch-Straße 31. Historische Akten, Zeitungen seit 1799, Mikrofilme, 14.000 Fotos seit 1868, stadt- und landesgeschichtliche Spezialbibliothek. Umsatz und Zuschuß 0,37 Mio., Zuschuß je Einwohner 1,57 Mark.

Duisburger Forschungen Band 22

Unter diesem Titel gibt das Stadtarchiv Duisburg in Verbindung mit der Mercator Gesellschaft eine Schriftenreihe für Geschichte und Heimatkunde heraus. Unter der Schriftleitung des Oberarchivrates Dr. Josef Milz ist 1975 der Band 22 erschienen, den wir gern anzeigen. Er birgt eine Fülle von Beiträgen zur Stadtgeschichte. Sie im einzelnen zu würdigen, ist hier nicht der Platz, aber unseren Mitgliedern sei wenigstens der Aufriß gegeben. Josef Milz ergänzt die frühen Bürgermeisterlisten. Günter von Roden beschäftigt sich mit der Aufhebung des adeligen Zisterzienserinnen-Kloster Duissern 1806. Gerd Erpenbeck leistet einen Beitrag zu Duisburgs Unversitätsgeschichte, wenn er das

Lebensbild des Prof. Johann Hildebrand Withoff (1694/19) zeichnet. Die Geschichte des Hofes Bonmann in Schmidhorst läßt Franz Rommel lebendig werden. J. H. Schwachti zeigt den Anteil Duisburgs am Amsterdamer Güterverkehr in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. auf. Lotte Adolphs läßt uns einen Einblick tun in die industrielle Kinderarbeit des vorigen Jahrhunderts, indem sie die in Heft 15 gemachten Ausführungen durch Auswertung von zeitgenössischen Aufstellungen ergänzt. Mit der Arbeiterbewegung im Hamborner Bezirk 1918/19 befassen sich Erhard Lucas und Claus del Tedesco. Auch dieser Aufsatz ist Ergänzung zu den Ausführungen von Lucas in Bd. 15 und stellt zugleich die Entwicklung des Hamborner Soldatenrates 1918/19 dar. Lucas

bringt dann einen Augenzeugenbericht über das Ende der „Roten Armee“ 1920 in Dinslaken. Freundlicher klingen dann die Beiträge zur Musikgeschichte Duisburgs, die Gerhard Pietsch beisteuert. Dazu kommen zahlreiche sehr aufschlußreiche Buchbesprechungen und Kurzanzeigen. Kein Freund nieder-rheinischer Geschichte wird den Band ohne Nutzen aus der Hand legen.

Die St. Töniser Heimatbriefe

sind für die Pflege des Heimatgedankens und die Heimatverbundenheit von unschätzbarem Wert. Deshalb weisen wir auf Nr. 17/76 der im 23. Jahrgang erscheinenden Heimatbriefe ganz besonders gern hin. Im Mittelpunkt des Heftes steht

die Windmühle von 1767, das Wahrzeichen des Ortes. Ihr Schicksal zieht in Wort und Bild an uns vorüber.

Oedter Heimatblätter

Wieder legt der Heimatverein Oedt seinen Mitgliedern und Freunden „Oedter Heimatblätter“ auf den Weihnachtstisch. Und man sollte meinen, daß sich alle über dieses Heft 3 aufrichtig gefreut haben. Dem rührigen Vorsitzter Johannes Lipp, der die Hauptlast getragen, einen recht herzlichen Dank! Man freut sich über den wechselvollen Inhalt, den guten Druck, die schönen Bilder, um beispielhaft nur das reizvolle Kappelsbild zu nennen, überhaupt reiht sich Nr. 3 seinen Vorgängern würdig an; schon jetzt spannt man begierig auf das nächste Heft,

Hülser Heimatblätter
Heft 23, Ostern 1976

Mit schöner Stetigkeit wächst die Reihe „Hülser Heimatblätter“, die von Walter Böttges liebevoll betreut wird. Der wechselvolle Inhalt wird sicher manchen alten Hülser anregen, sich in die Geschichte seines Heimatortes zurückzusetzen, wozu nach der Eingemeindung besonderer Anlaß besteht; denn nur, was man kennt, kann man lieben!

h.

Die antiken Münzen der
Sammlung Heynen

Die Sammlung des 1964 verstorbenen Dr. Reinhard Heynen wurde im Vorjahr dem Landschaftsmuseum des Niederrheins, Krefeld, Burg Linn von seiner Witwe geschenkt. Die Sammlung, eine der bedeutendsten Privatsammlungen antiker Münzen in Deutschland, umfaßt etwa 2.380 römische und 180 griechische Gepräge. Nun ist, bearbeitet von Professor Peter Robert Franke und Dr. Ilse Paar, der Gesamtkatalog im R. Rudolf Habelt Verlag erschienen. Gedruckt wurde das respektable Werk mit seinen 232 Seiten Text und 78 Farbtafeln mit Unterstützung der Stadt Krefeld und des Landschaftsverbandes Rheinland und es ist

Dr. Reinhard Heynen und seiner Frau Emmi Heynen gewidmet.
(Franke, Peter Robert/Ilse Paar: Die antiken Münzen der Sammlung Heynen, Katalog mit historischen Erläuterungen, Fototafeln von Gerhard Gröber. 1976. Dr. Rudolf Habelt Verlag GmbH Bonn, DM 49,-) hk.

Krefeld in alten Ansichten

Im Rahmen der „Europäischen Bibliothek“ in Zaltbommel hat Ernst Köppen einen Bildband gestaltet (Preis 21,50 DM), der allen alten Krefeldern Freude bereiten wird; den jungen zeigt er, wie wohnwert die Stadt einst war. Aus der Fülle alter Krefelder Postkarten – größtenteils aus der Sammlung Rommerskirchen – hat Köppen ein lebendiges Zeitdokument zusammengestellt und sachkundig erläutert. Hier kann man in „Nostalgie“ schwärmen und keiner wird den Bildband zur Seite legen, ohne ein Gefühl dankbaren Erinnerens.

h.

Ein archäologisches
Korrespondenzblatt

Herausgegeben wird in Zukunft, alljährlich 4 Hefte, vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in

Verbindung mit dem Nordwestdeutschen und dem West- und Süddeutschen Verband für Altertumsforschung ein „Archäologisches Korrespondenzblatt: Urgeschichte – Römerzeit – Frühmittelalter“. Diese Zeitschrift dient der schnellen Veröffentlichung neuer Funde, Befunde und Forschungsergebnisse aus den genannten Bereichen. Kurze Mitteilungen sollen vorläufig informieren. Der Jahrgang 350 Seiten Text mit Abbildungen und etwa (4 Hefte) umfaßt etwa 80 Kunstdrucktafeln. Einzelhefte werden nicht abgegeben. Das Blatt ist nur beim Verlag Philipp von Zabern in Mainz beziehbar. In zwei Sonderdrucken sind folgende Beiträge erschienen: Elsa Hähnel und Willy Schol – Ein bemerkenswerter Faustkeil aus Erkelenz, Krs. Heinsberg (Heft 1, 1975) und Willy Schol – Micoquienfunde von Tetz-Boslar, Stadt Linnich – Rheinland (Heft 2, 1975) B.

Peter Vander,
Schloß und Herrschaft
Neersen. Kempen 1975

Erfreulicherweise besteht die „Schriftenreihe des Kreises Kempen“ als Schriftenreihe des Kreises Viersen weiter. Als Band 25 liegt der Oberkreisdirektor die oben angezeigte Arbeit vor. Sie ist

„Abschluß und Hauptstück von Vanders wissenschaftlichem Lebenswerk zugleich“. Dr. Walter Föhl und Dr. Hans Kaiser nahmen sich des nachgelassenen Manuskripts an, das 1970 abgeschlossen war, wodurch noch manche wertvolle Ergänzung möglich war.

Vander, vom Vater her schon zur Heimatforschung gewissermaßen prädestiniert, war ein fruchtbarer, sorgfältiger Forscher über den uns das „Schriftenverzeichnis“ auf S. 143 Auskunft gibt. Die Arbeit über Schloß und Herrschaft aber hat ihn zeit lebens beschäftigt und der Abschluß der Arbeit war ihm eine ganz besondere Freude. Das ist sie auch für uns, finden wir hier doch die weitest streuten Angaben über das Schloß und seine Besitzer die Herren von Neersen und seit 1502 von Virmond, die als Vögte von Uerdinger für die Geschichte unserer engeren Heimat bedeutungsvoll waren.

Die Stammtafel der Vögte von Neersen und die Stammtafel der von Virmond geben uns willkommene Zusammenhänge. Ganz besonders begrüßt der Heimatforscher die Wiedergabe des Einkunftsverzeichnisses der Neersener Vögte von 1307/1368, das für die Hofgeschichte des Bezirkes sehr aufschlußreich ist. Zahlreiche Skizzen, Fotos und Porträts beleben das vorzüglich gedruckte Buch. h.

Wenn's um Geld geht

STADT-SPARKASSE

Hauptstelle Krefeld, Friedrichstraße 13 - 21

Ruf 6301

Zweigstellen in allen Stadtteilen



Führendes Leiter- und
Stahlrohrgerüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMEN
KREFELD - FISCHELN, HANNINXWEG 54 • RUF 3016 33



**TEXTILAUSTRÜTUNGS-GESELLSCHAFT
SCHROERS & CO
KREFELD**

Unser Programm:

Färbung, Druck und Ausrüstung von Garnen,
Webware, Wirkware, Tufting und Non-woven.
Kaschierung und Kunststoffbeschichtung.

**JOHS. STELTEN KG
KREFELD**

Postfach 2746

Spedition und Lagerung
Fernsprecher 4 20 31
Fernschreiber 853 618

Betrieb: Krefeld-Linn
(Rheinhafen)
Müllerstraße 9



Das führende Spezialhaus exklusiver **BRAUTMODELLE**
sowie Abendkleider,
Blusen und Bräutchenkleider für festliche Anlässe.

Krefeld, Ostwall 53, Am Hbf. - Telefon (0 21 51) 2 64 16



INH. ELFI HÖPPELER

Vom Korn zum Brot

Nächstes liegt unserem Wissen oft reichlich fern; heimatliches Brauchtum wird durch die modernen Produktionsmethoden vergessen, verschwindet aus dem allgemeinen Bewußtsein. Dessen bewußt veranstaltete Helene Blum in dem von

ihr geleiteten Kreismuseum Zons in den Frühsommertagen 1976 (27. 3. – 20. 6.) eine sehr einprägsame, sehr wichtige Ausstellung unter dem Titel „Vom Korn zum Brot“. Von ihr zeugt ein vorzüglicher Katalog mit kurzen Beiträgen zur Entstehung und Entwicklung des Getreideanbaus von Dr. Karl-Heinz

Knörzer, über die Geschichte der Getreidemühle, die Entwicklung vom Brei zum Brot und über Kunst aus Teig, alle von Helene Blum, und über Gebäck aus Modellen von Alexander Schulz, also etwa eine knapp gefaßte Geschichte der Brotherstellung. Dazu kommen vorzügliche Illustrationen, Literaturhin-

weise und natürlich der Katalog selbst, so daß man ein wichtiges heimatkundliches Gebiet, kurz, aber vorzüglich zusammengefaßt vor Augen hat. Hier ist Heimatkunde und Brauchtumskunde wahrhaftig keine Spielerei. (Herausgeber Kreisverwaltung Neuss 1976, Gestaltung Helene Blum).

B.

„Freunde der Museen Burg Linn“

Im Februar 1976 wurde der Verein „Freunde der Museen Burg Linn“ e. V. gegründet. Er hat sich zum Ziel gesetzt die Förderung der jetzt schon in Linn angesiedelten Museen und der Ausgrabungen, sowie die Förderung des in Linn anzusiedelnden Textil-museums.

Obwohl in Krefeld einige Organisationen und Institutionen am Museumszentrum Burg Linn interessiert waren und sind, schien es richtig und nötig, einen Verein zu gründen, der sich speziell mit den Problemen des Museumszentrums befassen kann und ihnen so mehr Nachdruck verleiht. Eine Zusammenarbeit mit anderen Institutionen ist in der Satzung ausdrücklich

vorgesehen. Die Förderung des Museumszentrums soll auf die unterschiedlichste Weise geschehen: Einmal, indem finanzielle Mittel durch Beiträge, Spenden und Verkauf von Nachbildungen (Öllampen, Matrone usw.) bereitgestellt werden; aber auch durch Vorträge und die Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten. So stand die Vortragsreihe

des Jahres 76 unter dem Generalthema Kulturhistorische Museen, das Generalthema des 1. Halbjahres 77 wird die Zeit der Franken sein. Der Verein hat zur Zeit (Ende Oktober 76) 191 Mitglieder. Eine erste größere Spende an das Landschaftsmuseum wird Ende des Jahres erfolgen können.

Dr. Helgard van Hüllen

Mitteilungen

... lieber gleich zur
VOLKSBANK
KREFELD 

Tvornik

4150 Krefeld 12 - Bruchfeld 88

Fernruf (0 21 51 5 28 65

nach Geschäftsschluß

Lank (0 21 50) 21 45 + 29 46

Holz-Baustoffe Isolierstoffe Profilholz-Paneele

Altbausanierung mit Parkett

Fertig-Parkett
Eiche
Exoten

Der ideale Parkettboden, kein Schleifen,
daher kein Staub,
morgens ausgeräumt, abends fertig.

Trocken
unter
Boden

22 mm
Stabparkett

8 mm
Mosaik
Eiche
Exoten

10 mm
Stäbchen
Eiche u. Exoten

als Schiffsverband
Fischgrät oder Würfel
auf Estrich, Steinholz,
Gußasphalt,
Spanplatten,
Holzunterboden

Versiegelt in Matt
Halbmatt oder glänzend

Hygienisch und
Pflegeleicht

Beratung u. Verlegung
durch eigene
Fachkräfte

Dickmann nachf.

Parkettfachgeschäft

Peter + Willi Küsters

Parkettlegermeister

415 Krefeld-Verberg
Moerser-Landstr. 87 -

☎ 0 21 51 / 56 07 31

GUSTAV THEURER

Inhaber: Erwin Becker KG



Die Spezialwerkstatt für

AUTO-ELEKTRIK
AUTO-RADIO
BATTERIEN
EINSPRITZPUMPEN
CAV/LUCAS SIMMS IHC
ROOSA-MASTER

Krefeld

Glockenspitz 103/7 - Ruf 54 30 11

nach Geschäftsschluß

56 13 79 Ernst Lauer

Heinz Schages
4150 Krefeld-Bockum
Gewerbegebiet Nord
Emil-Schäfer-Straße 20
Ruf (02151) 514 96

Schages

**METALLBAU
FEINEISENBAU**

„Statt besonderer Anzeige“

Georg Koepgen

Am 23. 2. 1975 ist in Maria Hilf ein Priesterleben zuende gegangen, dem die Krefelder Jugend viel zu verdanken hat. 1898 geboren, wurde er 1924 zum Priester geweiht. Von 1935 an war er als Religionslehrer, seit 1938 am Fabritianum in Uerdingen tätig. Mehrere Jahre gab er auch am Städtischen Lyceum den Religionsunterricht. Neben seiner Lehrtätigkeit war er ein eifriger theologischer Schriftsteller. 1928 promovierte er in Bonn zum Dr. theol. mit einer Arbeit unter dem Titel „Kritische Ontologie und scholastisches Denken“. 1935 folgte das Buch „Macht über die Hörer“. Sein 1939 erschienen Buch verfiel der kirchlichen Zensur „Gnosis des Christentums“ worunter K. zeitlebens gelitten hat. 1972 wurde er durch Papst Paul VI. zum Päpstlichen Geheimkämmerer (Monsignore) ernannt. 1972 erschien sein Buch über „Wilhelm von Occam, Anfang und Ende der Reformation“. Wegen seiner umfangreichen Vortragstätigkeit im VHH war er hochgeschätzt. Auch der „Heimat“ schrieb er manchen Beitrag, an den wir uns gern erinnern. h.

Lilly Speck-Hecker

Am 10. 12. 1975 starb infolge eines Unglücksfalles Frau Lilly Speck, die „Schulmutter“ der Eicheckschule. Mit ihr ist eine Frau mit ganz ungewöhnlichem pädagogischem Eros dahingegangen. Geboren war sie als Tochter des Seidenfabrikanten Otto Hecker am 11. 5. 1890. In

erster Ehe war sie mit dem Chemiefabrikanten Sachtleben verheiratet und seit 19. 10. 1948 mit Dr. Hans Speck. Mit diesem und einigen Freunden gründete sie 1947 in der elterlichen Villa an der Tiergartenstraße die „Freie Waldorfschule“, hier „Eicheckschule“ genannt. Aus kleinen Anfängen, von ihr bis zum letzten Tage ihres Lebens gefördert und „als Schulmutter“ betreut, entwickelte sich die Schule zu ihrer heutigen Blüte: 13 Klassen mit 455 Schülern und ein Kindergarten mit 100 Kindern. Der langjährige Lehrer der Schule Andrae hat ihr in den „Mitteilungen der Freien Waldorfschule Krefeld“ im Heft 8, 1976 einen warmherzigen Nachruf gewidmet, auf den hingewiesen sei. h.

Johanna Overdick

(Hannsche van't Ennert)
† 15. Oktober 1976

Ech ho'ep, wenn ens min
Stöndsche schli'et
Dän Herrjott mech die Freud
aandi'et,
On lött sinn Welt, die rieke,
Van bo'ewe mech bekieke.
Mit diesem Schlußgedanken
schließt ein Gedicht,
eines ihrer letzten, das im
Jahrgang 1974 der „Heimat“
S. 174 zum Abdruck gelangte.
Nun hat für die niederrheinische
Mundartschriftstellerin
Johanna Overdick, bekannt unter dem
Pseudonym „Hannsche van't
Ennert“, das letzte Stündlein
geschlagen. Am 15. Oktober
ging sie von uns.
Am 8. Februar 1899 in
Krefeld geboren, lernte sie

schon früh Landschaft und
Menschen beobachten, was
sie bewegte, diese Eindrücke
in Verse und Geschichten
zu kleiden, und zwar in
unverfälschter Mundart,
die sie im weiten Umkreis
bekannt machte.

Keine Heimatzeitschrift von
Belang glaubte auf ihre Bei-
träge zu verzichten,
wie z. B. die „Heimat“, „Der
Niederrhein“ die „Jahrweiser“
um später in den Sammelbändchen
„Os Art“ und „Kriewel jister
vandag on morje“ vertreten
zu sein.

Zwei eigene Bände
„Stimmen der Landschaft:
Tösche Brock on Feld“ und
„Ennem U'egembleck Freud“
bieten eine köstliche Fülle
ihrer Gedanken.

Unzählige Male gestaltete
sie Vortragsabende mit,
war Mitglied des Kreises
niederrheinischer Mundart-
schriftsteller und des
Klubs „Krefelder Autorinnen.“
Mit ihr ging eine Schilderin
unverkennbaren heimati-
chen Milieus von uns und
selbst von ihrer stillen
Stube aus in einem Altenheim
in Krefeld, wo sie die
letzten Jahre ihres Lebens
weilte, nahm sie noch
regen Anteil an allem

heimatlichen Geschehen.
Allen, die ihre Arbeiten
kennen und schätzen gelernt
haben, hat sie viel
gegeben und der Name
„Hannsche“ wird weiter
dankbar in der Erinnerung
fortleben. t.m.

Leopold Wahlefeld

Kurz vor der Drucklegung
dieses Heftes wurde der Tod
des Linner Fabrikanten
Leopold Wahlefeld bekannt.
Als erfolgreicher Unterneh-
mer in der Metallbranche
hat Leopold Wahlefeld sich
einen Namen gemacht, aber
auch als aktiver Heimat-
freund, insbesondere auf dem
geschichtsträchtigen Boden
des Krefelder Stadtteils Linn,
verdient er Erwähnung.
Manch ein historisches Bau-
werk wäre ohne ihn nicht
erhalten geblieben, manch
eine heimatische Publikation
hat er freigebig unterstützt.
Er gehörte zu den Männern
der Wirtschaft, die den Kon-
takt zum Volke nicht verloren
haben, sondern bewußt und
tatkräftig an der Erhaltung
und Pflege des volkstüm-
lichen Heimat-Brauchtums
mitwirkten. Möge sein Bei-
spiel Nachahmer finden! Fd.

Tausch!

Gebe alte Ausgaben der
„Heimat“ gegen alte
Krefelder Ansichtskarten.

Ernst Köppen,
Breiten Dyk 51.
Telefon 246 01



„Lawer“, Darstellung großer Persönlichkeiten der Weltgeschichte, 1870–1880.



„Chinese“. Alte Brücke um 1850–1860

WERNER BÄUMER



KUNSTHÄNDLER

Sachverständiger und Gutachter für Orientteppiche

*Orientteppiche des 19. und frühen 20. Jahrhunderts
mit fundierten Expertisen*

Ostwall 81-83 4150 Krefeld 1 Telefon (02151) 69628



„Schirwan“. Alte kaukasische Galerie um 1870–1880.



„Täbris-Jagdteppich“, aus der Safawidendynastie 1502–1722.

Satzung des Vereins für Heimatkunde in Krefeld e. V.

§ 1

Der am 28. 2. 1918 gegründete „Verein für Heimatkunde in Krefeld“ mit dem Sitz in Krefeld ist unter Nr. 291 am 24. 3. 1933 in das Vereinsregister eingetragen. Der Verein verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke. Er will den Sinn für die Vergangenheit und die Gegenwart unserer Heimatstadt und ihrer Umgebung wecken und fördern und heimatkundliches Denken und Handeln pflegen.

§ 2

Diese Ziele verfolgt der Verein

- a) durch Herausgabe der Vereinszeitschrift „Die Heimat“, die Vergangenheit und Gegenwart behandelt.
- b) durch Sammlung orts- und kulturgeschichtlich wertvoller Quellen und Erinnerungsstücke.
- c) durch gelegentliche heimatkundliche Vorträge.

§ 3

Der Verein besteht aus ordentlichen Mitgliedern, Stiftern und Ehrenmitgliedern. Die Mitgliedschaft wird durch Anmeldung beim Vorstand erworben, dem ggf. auch der Austritt vor Schluß des Jahres schriftlich mitzuteilen ist.

Das Vereinsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 4

Die ordentlichen Mitglieder zahlen den Jahresbeitrag, der alljährlich durch den Vereinsrat festgesetzt wird.

Die Ernennung zum Stifter ist von einer einmaligen Zahlung von 200,- DM abhängig. Ehrenmitglieder werden vom Vereinsrat gewählt.

Der Vereinsrat kann auch den Ausschluß von Mitgliedern beschließen.

Alle Einnahmen dürfen nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten weder Gewinnanteile noch sonstige Zuwendungen aus Vereinsmitteln. Beim Ausscheiden haben sie keinerlei Anrecht an das Vereinsvermögen.

Zweckfremde Verwaltungsausgaben oder unverhältnismäßig hohe Vergütungen dürfen an niemand gezahlt werden.

§ 5

Der Vorstand besteht aus dem 1. und dem 2. Vorsitz, dem 1. und dem 2. Schriftführer, dem Kassenwart, dem jeweiligen Schriftleiter der „Heimat“ und zwei Beisitzern.

Vorstand im Sinne des Vereinsgesetzes ist der 1. Vorsitz.

§ 6

Dem Vereinsrat gehören an der Vorstand, der Kulturdezernent der Stadt, der Leiter des Kulturamtes, der Leiter des Stadtarchives, der Direktor des Linner Museums und einige gewählte Mitglieder. Vorstands- und Beiratswahlen erfolgen je auf 3 Jahre durch die Hauptversammlung. Alljährlich scheidet 2 Mitglieder des Vorstandes und 4 Mitglieder des Vereinsrates in regelmäßiger Reihenfolge aus. Wiederwahl ist zulässig.

Der Vereinsrat hat das Recht der Zu- bzw. Ergänzungswahl. Alle Wahlen erfolgen durch Zuruf; Zettelwahl ist vorzunehmen, wenn ein Drittel der Anwesenden sie verlangt.

Der Vereinsrat leitet in Gemeinschaft mit dem Vorstand den Verein. Auf Antrag von drei Mitgliedern muß er einberufen werden, sonst tritt er nach Bedarf zusammen.

§ 7

Mitgliederversammlungen finden nach Bedürfnis statt; die alljährliche Hauptversammlung soll in der Regel im ersten Kalendervierteljahr stattfinden. Die Mitglieder müssen dazu eine Woche vorher mit Angabe der Tagesordnung eingeladen werden.

Außerordentliche Hauptversammlungen können von 30 Mitgliedern schriftlich beantragt werden.

§ 8

Die Hauptversammlung nimmt den Jahresbericht entgegen, prüft die Jahresrechnung, entlastet den Vorstand und vollzieht die Wahlen. Eine ordnungsmäßig einberufene Hauptversammlung ist stets beschlußfähig.

Zum Auflösungsbeschluß ist aber Zweidrittelmehrheit der Mitglieder erforderlich. In diesem Falle ist schriftliche Stimmvertretung zulässig.

Bei Auflösung des Vereins geht das gesamte Eigentum an die Stadt Krefeld über, die es unmittelbar und ausschließlich nur für gemeinnützige Zwecke verwenden darf.

§ 9

Die Beschlüsse des Vorstandes und des Vereinsrates trägt der Schriftführer in das Berichtsbuch ein.

Vorstehende Fassung der Satzung wurde auf der heutigen, ordnungsmäßig einberufenen, Hauptversammlung einstimmig beschlossen.

Krefeld, den 24. April 1976

Ernst Tapper
1. Schriftführer

Dr. Reinhard Feinendegen
1. Vorsitz

**Zeig deinen Freunden,
daß du sie magst.**

**Dujardin Imperial
Sein Reichtum
öffnet Herz und Sinne.**

